



H. K. E. KÖHLER'S
GESAMMELTE SCHRIFTEN.

**IM AUFTRAGE DER KAISERLICHEN AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN**

herausgegeben

VON

Ludolf Stephani.

BAND IV.

KLEINE ABHANDLUNGEN

ZUR

GEMMEN-KUNDE.

THEIL I.



St. Petersburg.

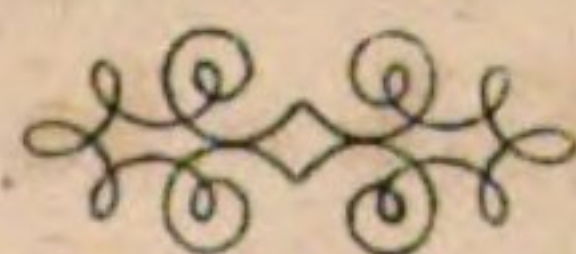
Druckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

1851.

H. K. E. KÖHLER'S
KLEINE ABHANDLUNGEN
ZUR
GEMMEN-RUNDE.

T H E I L I.

(Mit 2 lithographirten Tafeln.)



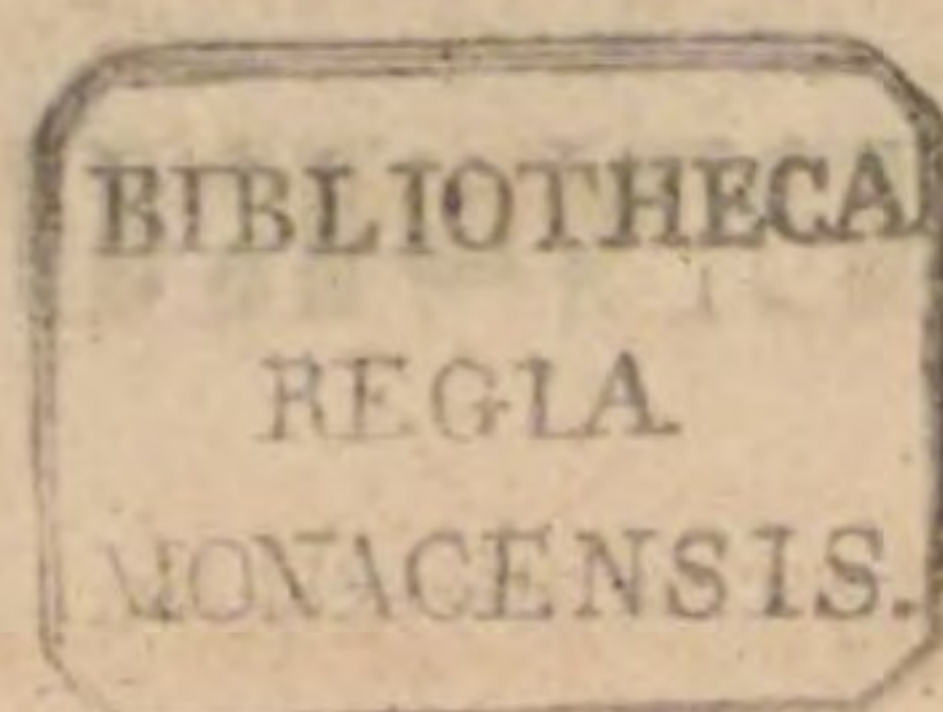
St. Petersburg.

Druckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

1 8 5 1.

Zu haben bei Eggers et C., Commissionairen der Akademie;
in Leipzig bei Leop. Voss.

(Preis 1 R. 50 Kop. Silb. — 1 Thl. 20 Ngr.)



VORWORT.

Diesen Band von Köhler's gesammelten Schriften, welcher die erste Hälfte der kleinen Abhandlungen zur Gemmenkunde enthält, habe ich nur mit wenigen Worten zu begleiten. Was aufzunehmen sei, konnte, da alles in den Schriften der kaiserlichen Akademie Erschienene von dieser Sammlung auszuschliessen ist, nur in einem Falle zweifelhaft erscheinen, bei Köhler's **Antwort auf die Einwürfe gegen die Untersuchung: Ueber den Sard, den Onyx und den Sardonyx.** So entschieden das Recht einem solchen Gegner gegenüber auf Köhler's Seite ist, so war doch seine Absicht nicht die, in dieser Antwort weitere Untersuchungen mitzutheilen, sondern nur die, Brückmann's grobe Fehler aufzudecken. Dadurch hat die ganze Abhandlung einen persönlichen Charakter in solcher Ausdehnung und Weitläufigkeit gewonnen, dass sie nur die Theilnahme jener Zeit, in welcher sie erschien, nicht aber einer späteren beanspruchen zu können scheint. Da jedoch Köhler natürlich bei dieser Gelegenheit auch seine Ansichten in manchen einzelnen Punkten weiter entwickelt und begründet hat, so glaubte ich, dass denen, welche die so schwierige Frage nach den im Alterthum bearbeiteten Edelstein-Arten weiter zu fördern bemüht sein werden, doch auch daran gelegen sein würde, den Inhalt jener eben nicht häufigen Abhandlung durch eigene Lectüre kennen zu

lernen und entschloss mich, auch sie mit aufzunehmen. Die ausführliche Abhandlung über das Sardonyx-Gefäss, welche Köhler in dem hier wiederholten kurzen Aufsätze verheisst, scheint er nie vollendet zu haben, sondern bei dem ersten Theile derselben stehen geblieben zu sein. Dieser liegt mir nebst seinen übrigen Papieren vor, ist aber von mir nicht aufgenommen worden, weil er trotz seines grösseren Umfanges die Frage doch nicht weiter fördert, als die hier wiederholte kürzere Behandlung jenes, gegenwärtig eine Haupt-Zierde der kaiserlich russischen Gemmen-Sammlung bildenden, Gefässes. Auf Tafel I habe ich die Kupfertafel, welche Köhler's Bemerkungen über die kaiserlich russische Sammlung begleiten möglichst genau lithographisch nachbilden, nicht aber die Steine nach neueren, besseren Zeichnungen wiedergeben lassen, theils weil wenigstens Fig. 4 und 5 in derselben Form, wie auf Köhler's Tafel wiederholt werden mussten, da sich seine Worte gerade auf diese Zeichnungen beziehen, theils weil alle jene Zeichnungen von Köhler selbst herrühren. Dass ich die Irrthümer, welche sich in den einzelnen Abhandlungen finden und schon zum Theil von Köhler selbst in späteren Schriften verbessert worden sind, nicht in Zusätzen berichtigt habe, bedarf bei denen, welche überhaupt die litterar-historische Bedeutung dieser Arbeiten und den Zweck begreifen, welchen allein eine solche Sammlung haben kann, keiner Rechtfertigung.

Der Herausgeber.

St. Petersburg,
d. 1. October 1831.

I n h a l t.

	Seite.
Bemerkungen über die kais. russische Sammlung von geschnittenen Steinen.	1.
Description d'une améthyste	23.
Bemerkungen über drei bis jetzt unbekannte Steine mit den Namen der Künstler	71
Description d'un vase de sardonyx	77.
Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx	83.
Antwort auf die Einwürfe gegen die Untersuchung: Ueber den Sard, den Onyx und den Sardonyx.	157.

Inhalt.

1	Einleitung
2	Die Bedeutung der Sprache
3	Die Sprache als ein System
4	Die Sprache als ein Organ
5	Die Sprache als ein Werkzeug
6	Die Sprache als ein Kunstwerk
7	Die Sprache als ein Lebensorgan
8	Die Sprache als ein Kulturorgan
9	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
10	Die Sprache als ein Kunstorgan
11	Die Sprache als ein Lebensorgan
12	Die Sprache als ein Kulturorgan
13	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
14	Die Sprache als ein Kunstorgan
15	Die Sprache als ein Lebensorgan
16	Die Sprache als ein Kulturorgan
17	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
18	Die Sprache als ein Kunstorgan
19	Die Sprache als ein Lebensorgan
20	Die Sprache als ein Kulturorgan
21	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
22	Die Sprache als ein Kunstorgan
23	Die Sprache als ein Lebensorgan
24	Die Sprache als ein Kulturorgan
25	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
26	Die Sprache als ein Kunstorgan
27	Die Sprache als ein Lebensorgan
28	Die Sprache als ein Kulturorgan
29	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
30	Die Sprache als ein Kunstorgan
31	Die Sprache als ein Lebensorgan
32	Die Sprache als ein Kulturorgan
33	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
34	Die Sprache als ein Kunstorgan
35	Die Sprache als ein Lebensorgan
36	Die Sprache als ein Kulturorgan
37	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
38	Die Sprache als ein Kunstorgan
39	Die Sprache als ein Lebensorgan
40	Die Sprache als ein Kulturorgan
41	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
42	Die Sprache als ein Kunstorgan
43	Die Sprache als ein Lebensorgan
44	Die Sprache als ein Kulturorgan
45	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
46	Die Sprache als ein Kunstorgan
47	Die Sprache als ein Lebensorgan
48	Die Sprache als ein Kulturorgan
49	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
50	Die Sprache als ein Kunstorgan
51	Die Sprache als ein Lebensorgan
52	Die Sprache als ein Kulturorgan
53	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
54	Die Sprache als ein Kunstorgan
55	Die Sprache als ein Lebensorgan
56	Die Sprache als ein Kulturorgan
57	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
58	Die Sprache als ein Kunstorgan
59	Die Sprache als ein Lebensorgan
60	Die Sprache als ein Kulturorgan
61	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
62	Die Sprache als ein Kunstorgan
63	Die Sprache als ein Lebensorgan
64	Die Sprache als ein Kulturorgan
65	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
66	Die Sprache als ein Kunstorgan
67	Die Sprache als ein Lebensorgan
68	Die Sprache als ein Kulturorgan
69	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
70	Die Sprache als ein Kunstorgan
71	Die Sprache als ein Lebensorgan
72	Die Sprache als ein Kulturorgan
73	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
74	Die Sprache als ein Kunstorgan
75	Die Sprache als ein Lebensorgan
76	Die Sprache als ein Kulturorgan
77	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
78	Die Sprache als ein Kunstorgan
79	Die Sprache als ein Lebensorgan
80	Die Sprache als ein Kulturorgan
81	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
82	Die Sprache als ein Kunstorgan
83	Die Sprache als ein Lebensorgan
84	Die Sprache als ein Kulturorgan
85	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
86	Die Sprache als ein Kunstorgan
87	Die Sprache als ein Lebensorgan
88	Die Sprache als ein Kulturorgan
89	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
90	Die Sprache als ein Kunstorgan
91	Die Sprache als ein Lebensorgan
92	Die Sprache als ein Kulturorgan
93	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
94	Die Sprache als ein Kunstorgan
95	Die Sprache als ein Lebensorgan
96	Die Sprache als ein Kulturorgan
97	Die Sprache als ein Wissenschaftsorgan
98	Die Sprache als ein Kunstorgan
99	Die Sprache als ein Lebensorgan
100	Die Sprache als ein Kulturorgan

BEMERKUNGEN

ÜBER

DIE BERÜHMTE SAMMLUNG VON GESCHNITTENEN STEINEN

IHRO KAISERLICHEN MAJESTÄT

KATHARINA DER ZWEITEN.

—
Hierzu Tafel I.

—
(Aus *Busse: Journal von Russland; zweiter Jahrgang, erster Band. 1794.*)

So beträchtlich auch die Kaiserliche Sammlung von Alterthümern zu Zarskoje-Selo dem Umfange und inneren Werthe nach ist, so steht sie dennoch dem Kaiserlichen Museum alter geschnittener Steine vielleicht in einigen Rücksichten nach. Jene verdient neben den vorzüglichern neuer Zeit einen Platz, die letztere aber ist wahrscheinlich die grösste und vollständigste aller bis jetzt bekannt gewordenen Dactyliotheken.

Das Stoschische, jetzt Königlich-Preussische Cabinet, durch seinen Reichthum an seltenen und schönen Werken so sehr berühmt, kömmt mit dem Russisch-Kaiserlichen in keine Vergleichung. Denn die Anzahl der geschnittenen Steine jenes Cabinets belief sich auf zweitausend fünfhundert¹⁾, das Kaiserliche hingegen enthält eine Anzahl von gegen zehntausend Stücken. Hierzu kömmt noch, dass in jenem sehr viele ältere und neue Pasten, und gar keine erhoben geschnittenen Steine befindlich sind, da doch die letztern, theils wegen ihrer Kostbarkeit und Schönheit, theils wegen des Nutzens für die Kenntniss der Kunst des Alterthums in Werken dieser Art, eigentlich keinem Cabinete fehlen sollten, das übrigens

1) Winkelmann's Nachricht von dem berühmten Stoschischen Museum zu Florenz, S. 24. (in der Bibl. der schönen Wissenschaften und freien Künste, V B. 1 St.) Winkelmann zieht diese Sammlung mit Recht allen damals bekannten, auch der königlich-französischen vor. Wo die Stoschische Sammlung von Cameen hingekommen, ist nicht bekannt. Da ihrer weiter nirgends gedacht wird, so kann sie nicht sehr beträchtlich gewesen sein. In der Beschreibung der 1sten Lieferung Stosch. Steine von Hrn. Schlichtegroll S. 8. wird die Anzahl der Gemmen um etwas höher angegeben.

auf Vollständigkeit Ansprüche machen will. Man kann sich aber einen Begriff von der Kostbarkeit der Kaiserlichen Dactyliothek machen, wenn ich bemerke, dass in derselben die Cameen oder erhoben geschnittenen Steine, bei weitem den grössten Theil ausmachen.

Die Mythologie der Aegypter, der Hetrurier, der Griechen und Römer, die vornehmsten Gebräuche und wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte dieser Völker, so wie die Bildnisse merkwürdiger Personen aus dem Alterthume, alles dieses wird mit einer ausserordentlichen Mannigfaltigkeit so vieler schöner und seltener Steine gefunden, unter welchen viele Werke aus der frühesten bis zu der glücklichsten Periode der Kunst enthalten sind.

Russlands erhabener Beherrscherin verdankt der Genius der Künste, nebst so vielen andern, auch dieses Denkmal eines Geschmacks, der sich in der Achtung und feinen Beurtheilung der schönsten Früchte des Alterthums in seiner ganzen Grösse zeigt.

Blos ein kleiner Theil dieses so weitläufigen Cabinets ist der Welt in den Werken und Schriften eines Beger¹⁾, Causäus de la Chausse²⁾, Gorläus, Gravelle³⁾, Mariette⁴⁾, Caylus⁵⁾, Boze⁶⁾, Belley⁷⁾, eines Cheron le Hay⁸⁾, eines Baudelot de

1) Thesaurus Gemmarum ex Thesaur. Palatino collectus. Das Cabinet geschnittener Steine Carls II. Kurfürsten von der Pfalz, brachte seine Schwester und Erbin, die Prinzessin Charlotte, nach Frankreich, als sie den Bruder Ludwigs XIV. heirathete.

2) Le Grand Cabinet Romain.

3) Recueil des Pierres gravées; enthält vieles aus dem Crozatischen Cabinet, welches gleichfalls an den Herzog von Orleans kam.

4) Description sommaire des Pierres gravées du Cabinet de Mr. Crozat. (Auch mehrere Steine dieses und des Orleanschen Cabinets erwähnt in seinem) Traité des Pierres gravées T. I.

5) Recueil d'Antiquités. (Steine aus dem Cabinet des Herzogs von Orleans.)

6) Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles lettres, und Catalogue des Pierres gravées du Cabinet de Mr. le Duc d'Orléans, Mspt.

7) (Ehemals Bibliothekar und Aufseher des Cabinets geschnittener Steine des Herzogs von Orleans.) Catalogue du Cabinet des Pierres gravées de Mr. le Duc d'Orléans, und Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles Lettres.

8) Recueil des Pierres gravées. (Steine aus dem Cabinet des Herzogs von Orleans.)

Dairval¹⁾, Schläger²⁾, Lippert³⁾ und der Herren de la Chau und Le Blond⁴⁾ bekannt gemacht worden⁵⁾. Die zuletzt genannten Schriftsteller, die Ausleger der Steine die ehemals dem Herzoge von Orleans gehörten, haben, was die Zahl der beschriebenen Steine betrifft, zwar mehr als ihre Vorgänger geleistet, allein übrigens ist ihr weitläufiges Werk sehr mangelhaft und unvollkommen⁶⁾.

Es wäre sehr zu wünschen, dass dieses so vortreffliche Kaiserliche Cabinet der Welt in einer ausführlichen Beschreibung mitgetheilt werden mögte. Welche Belehrung für die Künste, für die Kenntniss und Aufklärung des Alterthums würde ein solches Werk enthalten!

Indessen mag gegenwärtiger Aufsatz den Liebhabern des Alter-

1) Mémoires de l'Académie des Inscriptions et belles Lettres. (Steine aus demselben Cabinette.)

2) Gemma antiq. sistens Europae rapt. imagine sing. adumbrat. Hamb. 1734. p. 7. Dissert. Epistolar. de Diana Αυσσιζώνη; Hamb. 1735. Der berühmte Homberg, Chymist und erster Leibarzt des Herzogs von Orleans, hatte auf Veranlassung des letztern, zur Verbesserung der Kunst Pasten zu machen, ausserordentlich viel beigetragen. (Mémoires de l'Acad. des Sciences, 1712. p. 189.) Seine Pasten kamen nachher in Hrn. Andersons Hände, von welchen der Hofrath Schläger mehrere beschrieben hat. Von der Trefflichkeit der Hombergischen Pasten überzeugt uns der Baron Stosch. (Gemmae antiquae coelatae sculptorum nominibus insignitae, Praef. p. XIX).

3) Dactyliotheek, oder Sammlung geschnittener Steine, I. II. III. Tausend. (Steine gleichfalls eben daher.)

4) Description des principales Pierres gravées de Mr. le Duc d'Orléans, II T., Paris 1780—1784. De la Chau war der Aufseher dieses Cabinets. Noch neuer ist der in Paris 1786. bei Barrois gedruckte Catalog. Er enthält 1467 Steine und ist 171 Seiten stark.

5) Ausser dem beträchtlichen Zuwachse, den das Kaiserliche Cabinet durch die treffliche Sammlung des Herzogs von Orleans erhalten hat, ist es schon vorher, und auch nachher durch verschiedene Sammlungen, wie die der Herrn Casanova, Maurice, Lord Pearce und mehrerer anderer, ingleichen durch viele einzelne vorzügliche Werke der Steinschneidekunst, ansehnlich vermehret worden.

6) Man findet in demselben fast gar keine neuen Bemerkungen, man könnte sie mehrerer Plagiate überführen, und beweisen dass sie viele Steine theils gar nicht, theils misverstanden haben. Die Kupfer in ihrem Werke entsprechen der Schönheit der Vorbilder nicht nur ganz und gar nicht, sondern gehören nicht einmal unter die bessern Vorstellungen, die wir von geschnittenen Steinen besitzen. Der Künstler derselben, St. Aubin, kann in keinem Theile der Kunst etwas leisten, wo er sich seiner ihm eigenen Manier nicht bedienen darf; daher sind ihm die Anfangs- und Schlussleisten weit besser als die Hauptkupfer gerathen.

thums eine flüchtige Uebersicht dieses Museums und was in einem solchen Werke zu erwarten sein würde, gewähren. Aber keine so vollständige Uebersicht, als ich geben zu können wünschte, denn auch nur das seltenste und schönste daraus etwas genauer anzuzeigen und zu erklären, würde weit mehr Raum erfordern, als die Bestimmung dieser Blätter gestattet.

Von ägyptischer Arbeit befinden sich hier einige grosse Scarabäen aus grünem Steine mit Hieroglyphen. Sie gehören unter die alten Arbeiten dieses Volks, und verdienen auch der Ausführung einer so feinen Arbeit wegen, die Aufmerksamkeit der Liebhaber, da einige von ihnen ohne Hülfe des Rades geschnitten zu sein scheinen.

Unter mehrern Vorstellungen der Isis zeichnet sich der treffliche Kopf derselben, in Malachit sehr viel erhoben geschnitten, vor allen übrigen aus. Es ist wahrscheinlich der schönste unter allen bekannten ägyptischen Steinen. Der Kopf der Göttin ist von vorn zu sehen, und die auf das lebhafteste das Aegyptische darstellende Zeichnung ist mit einer Bestimmtheit, Zartheit und Feinheit ausgeführt, die nicht höher getrieben werden kann.

In dem Werke über das Cabinet des Herzogs von Orleans findet sich ein Kupfer von diesem Steine¹⁾, nach demselben aber zu urtheilen, würde man die Arbeit vielmehr für eine Nachahmung des ägyptischen Styls von fremder Hand halten müssen, so ungetreu und unrichtig ist diese Abbildung. Es sind sogar die Verhältnisse des Gesichts verändert, so wie das oval, welches im Steine viel weniger länglicht erscheint. In der Beschreibung des Steins irren sich die Erklärer des erwähnten Cabinets, wenn sie den Kopfputz über dem Haupte für einen falschen Haaraufsatz von Perlen oder Haaren halten²⁾; es sind die Brustfedern des Phönicopterus, von dem man die Federn der Flügel an den Seiten bemerkt. Dieses hätte ihnen leicht in die Augen fallen können, da die Arbeit im Steine sehr deutlich und bestimmt ist, auch wenn ihnen andere Köpfe der Isis, an welchen ausser den Brustfedern noch der Hals und Kopf des Vogels angebracht sind, unbekannt gewesen wären³⁾.

1) Description des principales Pierres gravées du Duc d'Orléans, T. I. pl. I.

2) ibid. p. 2.

3) Caylus Recueil d'Antiq. T. I. pl. XV. no. 4. pl. IV. no. 2. pl. X. no. 3.

Ueberdies setzen sie, indem sie einer ihrer vorhergehenden Bemerkungen widersprechen, den Künstler des Steins in den Zeitraum zwischen Cambyzes und die Ptolomäer ¹⁾.

Ein anderer Kopf der Isis in Achatonych erhoben geschnitten von vorn zu sehen, gehört gleichfalls unter die vorzüglichern ägyptischen Arbeiten, so wie ein Carneol mit der Büste der Isis ²⁾, und ein anderer, Isis den Horus mit dem Finger säugend ³⁾, sich als griechische Arbeiten auszeichnen.

Ein erhoben geschnittener Stein mit der ganzen Figur des Osiris, von griechischer Arbeit in ägyptischem Geschmacke, ist gleich schätzbar durch richtige Zeichnung, als durch fleissige und bestimmte Ausführung.

Harpocrates sitzend, mit der Locke auf der rechten Seite, die durch die helmförmige Haube des Kopfs gezogen ist, auf einem erhoben geschnittenen Achatonych, ist eine meisterhafte griechische Arbeit, und keine Nachahmung eines ägyptischen Werks, in welchem man Spuren des ägyptischen Geschmacks bemerken könnte, wie jene Schriftsteller meinen ⁴⁾.

Ganz ohne Grund vergleichen sie diesen äusserst vortrefflichen Stein mit einem elenden Kopfe der Isis in der Sammlung des Grafen von Caylus. (T. II. Vign. d'Antiq. Egypt. p. 1.)

1) Sie nehmen dadurch Winkelmanns Festsetzung der zweiten Periode des ägyptischen Styls (Gesch. der Kunst, S. 39. D. A. S. 63. W. A.) stillschweigend an, die sie doch ein paar Zeilen vorher (p. 2.) als unstatthaft verwerfen wollen. Ohnerachtet Cambyzes ägyptische Künstler nach Persien versetzt haben soll, so ist es dennoch sehr wahrscheinlich, dass die Aegypter eben zu dieser Zeit die Kunst der Perser kennen lernten, und dass diese Kunst, sie mogte nun so unbedeutend sein als sie wollte, Einfluss auf ihren Geschmack hatte, wie seit kurzem schon einige bemerkt haben.

2) Eine diesem Steine ähnliche Paste im Stoschischen Cabinet; (Winkelm. Descr. no. 47. p. 12.) ein Kupfer davon in einem neuen sehr schönen aber erst angefangenen Werke: (Principal. figures de la Mythologie, publiées par Frauenholz, no. 1.)

3) Einen ähnlichen Stein erwähnt Winkelmann (Descr. no. 63. p. 16.) in Kupfer in Principales figures de la Mythologie, no. 2.

4) Descr. des princip. Pierres gravées du Duc d'Orléans T. I. pl. II. p. 11—12. Zu den Bemerkungen, die ich über die Locke an der rechten Seite gegeben habe, (VI St. S. 411.) setze ich noch hinzu, dass eben diese Locke auch an ägyptischen Figuren anderer Gottheiten als Harpocrates, gefunden wird, (Caylus Recueil T. IV. pl. IV. no. 3. pl. VI. no. 1 et 2.) wenn auch einige ähnliche Figuren (pl. VII. no.

Von etruskischer Arbeit finden sich hier Stücke von grossem Werthe. Schon bekannt ist der merkwürdige Scarabäus, auf dessen flacher Seite Ajax der den Achilles aus der Schlacht trägt, nebst den Namen beider Helden (Achele und Aigas) gegraben ist ¹⁾. Die kleine männliche Figur, die noch Niemand erklärt hat, kann Beziehung auf den vielleicht von den Etruskern angenommenen Glauben an Schutzgeister haben, oder vielleicht auch den Geist der Helden bilden sollen. Man bemerkt am Ajax die vollständige etruskische Waffenrüstung, da hingegen Achilles, seine göttliche Abkunft zu bezeichnen, ganz nackt gebildet ist. Dieser Stein ist der einzige bis jetzt bekannte, auf dem auch auf dem erhobnen Käfer noch eine Figur angebracht ist ²⁾. De la Chau und Le Blond haben diese erhobene gearbeitete Gestalt nicht erklärt; schwerlich aber kann sie uns, wie mir scheint, an etwas anderes, als an die Thetis erinnern. (Kupfert. No. 1.) Die Miene und die Handlung der Hände, welche das Unterkleid zerreißen, bezeichnen lebhaft genug die trauernde Mutter ³⁾ und die Flügel der Göttin. Dass auch

1 et 2.) indem sie Priester oder, wie ich glaube, vielmehr polytheische Wesen vorstellen, hierher nicht gerechnet werden dürfen.

1) Gestochen in Caylus Recueil T. IV. pl. 1. no. 1. auch im Cabinet du Duc d'Orléans, T. II. pl. 3. Die Arbeit auf dem Steine ist nicht so bestimmt, als sie in dem letzten Kupfer gefunden wird. Beim Caylus sind beide Namen falsch geschrieben. Da ausser Achele (Mus. Etrusc. tab. 198. no. 4. Sim. Magistr. Apol. d. LXX. vir. Vers. p. 599.) auch Achle gefunden wird, (Mon. ined. Vol. I. no. 133.) Caylus aber überhaupt, so wie hier, oft unrichtig ist, so scheint mir das i auf zwei Steinen mit dem Namen des Achilles (Recueil Vol. I. pl. 30. no. 3. Vol. pl. 28. no. 3.) sehr verdächtig zu sein.

2) Da die Pelasger die Käfer dieser Art von den Aegyptern erhalten hatten, welche letztern die Scarabäen auch auf der erhobenen Seite mit Figuren und Hieroglyphen, obgleich nur sehr selten, bezeichneten, (Caylus Recueil. T. V. pl. 7. p. 21) so erkennt man in unserm Steine die Fortführung einer frühern Gewohnheit. Dadurch, dass die Basilidianer und Gnostiker ihre Abraxas auch auf Scarabäen, obgleich zuweilen von etwas veränderter Gestalt gruben, (Gorl. Dactyl. Vol. II. no. 557—559.) haben wir einige Vorstellungen der Alten verloren, weil diese Secte, wie ich einige Mal beobachtet habe, die alte vertiefte Arbeit vertilgte, um Platz für eine neue zu gewinnen.

3) Nach Homer kamen Thetis und ihre Schwestern gleich nach Achilles Fall hervor:

Ἀμφὶ δὲ σ' ἕστησαν κοῦραι ἄλκαιο γέροντος
Ὀϊκτρ' ὀλοφύρομεναι.

der Leib derselben befiedert, ist eine Abweichung vom Gewöhnlichen, von welcher der enge Raum des Steins die Ursache sein konnte.

Aecht hetrurischer Stil und die hetrurischen Buchstaben These machen einen Stein bemerkenswerth, der grösser ist, als ein Käfer mit derselben Vorstellung, den der Baron Riedesel besass ¹⁾, und daher schwerlich von einem solchen Käfer gesägt sein kann. Vollkommen erläutern diesen Stein die Verse des Dichters:

— — — Sedet, aeternumque sedebit,
Infelix Theseus. ²⁾

Unter einer beträchtlichen Anzahl hetrurischer Käfer und Steine von sehr alter Arbeit, als z. B. die Pferde des Diomedes die den Abderus fressen ³⁾, die Pferde des Achilles ⁴⁾, Triptolemus, Pegasus ⁵⁾, die Slaven des Cadmus ⁶⁾, eine Jungfrau, Hippodamie wie ich glaube, die auf einer Triga über einen ihrer überwundenen Freier hinfährt ⁷⁾, eine Chimäre ⁸⁾, befinden sich viele

wird dem Helden im Tartarus erzählt. (Odyss. ω. v. 37. f.) Welche Erklärungen aber kann man von Schriftstellern erwarten, die unwissend genug sind, den Gelehrten ihrer Zeit, — woher es gekommen sei, dass die Hetrurier nichts als griechische Mythologie und Geschichte bearbeitet haben? — als eine wichtige Untersuchung vorzulegen! (Descript. des Pierres gravées du Duc d'Orléans, T. II. p. 5.) Eine andere Bemerkung durch den Federbusch eines hetrurischen Steins veranlasst, (p. 8.) ist ganz abgeschmackt.

1) Caylus Rec. T. VI. p. 36. no. 1. Winkelm. Mon. ined. Vol. 1. no. 101. Vol. II. p. 134.

2) Virg. Aeneid. L. 6. v. 617—618.

3) Ganz gleiche Steine, einer im Stoschischen Cabinet, (Winkelm. Descript. p. 280.) und ein anderer, dem Herzoge von Parma gehörig. (Caylus Recueil T. VI. pl. 36. no. 2. p. 110.)

4) Verbundene Vordertheile derselben, Werke aus der Kindheit der Kunst.

5) Wegen guter Wahl und Keckheit der Stellung merkwürdig. (Cayl. Rec. T. II. pl. 31. no. 4).

6) Eine ähnliche Vorstellung wird von Caylus misverstanden, (Recueil T. III. pl. 21. no. 2. p. 79.) es ist auch ein Slave des Cadmus, der ihm entgegenfliegende Vogel ist der Bote des Todes. Eben so lässt er uns über die Vorstellung eines andern Steins (Suppl. p. 23. no. 4.) in Zweifel; es ist Ulysses unerkannt in Ithaca, mit den Buchstaben Vls.

7) Eine Abweichung von der Nachricht der meisten Mythographen.

8) Caylus Recueil T. IV. pl. XXXI. no. 3.

noch nicht bekannte, viele noch nicht richtig erklärte Vorstellungen. Von den letzten erwähne ich eine sehr alte Arbeit, einen Held mit Schild, Spiess und Helm, den Caylus für einen Jäger hält, und in einer ganz unrichtigen Zeichnung liefert ¹⁾, in welcher aus der säugenden Löwin ein Hund gemacht, und der sehr merkwürdige Umstand, dass der Held auf dem Pferde nur sitzt und nicht eigentlich reitet, ganz übergangen ist. Es ist einer der thebanischen Helden, Polynices, der, weil er gewöhnlich eine Löwenhaut trug, durch dieses Thier bezeichnet wird ²⁾.

Unerklärt ist ein anderer alter Stein ³⁾, auf dem ich eine der nysäischen Nymphen sehe, die den jungen Bacchus auf der Hand trägt. Beide sind nach Art aller etruskischen und pelasgischen Ober- und Untergottheiten ⁴⁾ geflügelt. Zu dieser Auslegung veranlasst mich unter andern der Schlangenstab auf dem Boden, weil es Mercur war, der den jungen Bacchus seinen Erzieherinnen übergab ⁵⁾.

Sehr merkwürdig ist ein gestreifter Achat von sehr alter etruskischer Arbeit. (Kupfert. No. II.) Minerva in ein nicht sehr langes Unterkleid mit einem Aermel (ἐξωμῆς) gekleidet, und mit dem prächtigen Peplum, mit mannigfaltigen Streifen und Figuren geziert, umgeben; gerüstet, wie sie sich auf dem trojanischen Schlachtfelde unter die Streitenden mengte ⁶⁾.

Einen Alten, (Kupfert. No. III.) der krummgebückt ein Gedicht absingt und in der Hand den dabei üblichen Stab (ῥάβδος) hält, mögte ich für den Homer halten ⁷⁾, weil derselbe der nie

1) Ibid. no. 3. p. 193.

2) Schol. Hom. ad Il. ξ'. v. 120. Schol. Stat. ad Theb. L. I. v. 402. Oder vielleicht Tydeus, der seinen Bruder auf der Jagd getödtet hatte, (Hyg. fab. LXIX.) und deshalb mit dem Thiere zu Füssen vorgestellt ist.

3) Caylus Recueil T. IV. pl. XXXI. no. 2.

4) So war Diana auf dem Kasten des Cypselus geflügelt. Pausan. L. V. p. 423.

5) Schol. Hom. ad Iliad. σ'. v. 486.

6) Homer Iliad. ε'. v. 734—746.

7) Beiläufig äussere ich meine Befremdung über die Benennung eines Sarcophagen, der in der Gegend von St. Petersburg zu sehen ist. Wahrhaftig, man muss sehr schlechte Kenntnisse von der Kunst besitzen und nichts von Alterthümern gesehen haben, wenn man nach dem ersten Blicke, nur die entfernteste Vermuthung hegen kann, in demselben Homers Grabmal finden zu wollen.

versiegende Quell war, aus dem die Hetrurier den Stoff zu den meisten ihrer Kunstwerke nahmen. Denn warum hätten sie einen gemeinen Rhapsoden abbilden sollen? Das Unrichtige, was in dem Gedanken liegt, den Homer mit einer Schriftrulle abzubilden, widerstreitet meiner Erklärung nicht.

Einen verwundeten Tydeus führe ich hier wegen der Besonderheit an, dass auf diesem so kleinen hetrurischen Steine einige Theile mit einer Richtigkeit und Schönheit gearbeitet sind, die kaum eine Zeichnung erreichen kann, da doch der Kopf und die Andeutung der Säge- und Seitenmuskeln durch blosse Kugeln, das Unvollkommene der Kunst verrathen. Man siehet aus diesem und so vielen andern ähnlichen Steinen der Hetrurier, dass die Kunst sich in Bildung des Leibes und der Gliedmassen dem Schönen weit früher näherte, als ihr dies in edler Darstellung des Hauptes zu leisten möglich war.

Auffallend gezwungen ist die Stellung einer Figur auf einem Käfer von gebranntem Carneol. Das Gewaltsame und Kühne der Handlung lässt mich vermuthen, dass hier Tydeus vorgestellt sei, der sich der Rache gegen den Scheitel seines erlegten Feindes auf eine thierische Weise überlässt. Man bemerkt die unverarbeiteten Spuren des Werkzeuges und als etwas seltnes auf hetrurischen Steinen dieser Art, die nachdrückliche Angabe des Geschlechts.

Wenn Herr Lechevalier wirklich dieser Meinung gewesen sein sollte, wie man aus einer Bekanntmachung in der Allgem. Literaturzeitung vermuthen könnte, so würde dieses, wie ich ungern bemerke, ein nicht vortheilhaftes Licht auf seine in der Ebene von Troja gemachten, so einleuchtend scheinenden, Entdeckungen werfen, von welchen mir die Auffindung zweier Denkmäler im Grabe Achills (Beschr. der Ebene von Troja, Cap. 21. S. 222.) gleich anfangs sehr verdächtig schien. Hr. H. Heine hat das hiesige Denkmal mit einer Erklärung beehrt, nach der ich sehr begierig bin, und die die Sache vollends ins Licht setzen wird, wenn anders Herrn Lechevalier's Skizze, nach welcher ein andrer von neuem für den Stichel gezeichnet hat, genau genug gerathen war. Vom Homer ist auf keiner der vier Seiten mit erhobner Arbeit die Rede, ja nicht einmal Züge aus seinen Gedichten sind darinnen enthalten. Erwägt man noch überdies, dass die Arbeit zweier Seiten von noch bessern Vorbildern genommen ist, und dass der Stil der grössern Zusammensetzung sein Zeitalter gar nicht verkennen lässt, so fällt das Unstatthafte einer andern Meinung, die ich hier gehört habe: «es könne nämlich wenigstens ein dem Homer gesetztes Denkmal sein» von selbst in die Augen. Dennoch ist dieses Werk in Rücksicht einiger Vorstellungen bedeutend genug, um bekannter zu werden.

Von griechischen Steinen, deren Anzahl so sehr beträchtlich ist, kann ich hier nur einige schöne anführen, weil ohne Zeichnungen die blosse Aufzählung und Bestimmung des Schönen weder sehr lehrreich, noch unterhaltend genug ist.

Unter vielen vortrefflichen Köpfen des Jupiter zeichnen sich einige erhoben geschnittene mit Lorbeeren bekränzte, und ein seltener Sardonyx, auf welchem er mit Eichblättern und Eicheln geschmückt erscheint, vorzüglich aus. Auf der Hand eines andern dadoneischen Jupiter bemerkt man die Taube¹⁾; welche die Erklärer mit Stillschweigen übergangen haben. Jupiter auf einem schönen Carneole mit dem Namen des Künstlers (NEICOY), ward zwar von Winkelmann für diesen Gott gehalten²⁾, allein die Meinung andrer, welche im Kopfe Aehnlichkeit mit dem August finden³⁾, scheint mehr Gewicht zu haben, wenn man überdies noch hinzusetzt, dass die Schreibart des Namens nächst der Idee der Vorstellung mit diesem Zeitalter übereintrifft.

Sonderbar ist es, dass die Erklärer des Cabinets des Herzogs von Orleans einen Carneol mit dem Kopfe des Jupiter Apomyos für eine comische Maske angesehen und als eine solche haben zeichnen lassen, (Kupfert. No. IV), da er doch auf dem Steine, wie man aus meiner beigefügten genauen Zeichnung (No. V) sieht, nicht zu verkennen ist. Aus den äussern Theilen des Insectes, die man am deutlichsten an Maikäfern bemerkt, haben diese Ausleger Epheublätter gemacht⁴⁾, da dieselben auf diesem Kopfe, so wie auf einem andern Jupiter Apomyos des Kaiserlichen Cabinets (Kupfert. No. VI.) doch sattem erhoben gearbeitet sind, um sich von flachen Blättern zu unterscheiden. Die Füße der Fliege, die Bellori für Sonnenstrahlen ansah⁵⁾, haben sie in Bänder, und die Flügel der Fliege in gezackten Stoff verwandelt. Vermuthlich kannten sie Winkelmanns Erklärung dieser Köpfe nicht⁶⁾. Ver-

1) Strab. Georg. L. VII. p. 328.

2) Nachricht über das Stoschische Museum S. 29. Descr. Cl. II. S. 3. no 48. p. 39.

3) Mariette Descr. du Cab. de Croz. p. 49. Descript. du Cab. d'Orl. T. II. p. 54.

4) Descript. du Cab. d'Orl. T. I. pl. 59.

5) Numm. apib. insign. tab. VII. no. 2. p. 422.

6) Descript. des Pierres grav. de Stosch. II Cl. Sect. III §. 6. no. 77. p. 45.

Hercules ward bei einem Opfer, das er dem Jupiter zu Elis darbrachte, von den Fliegen sehr belästigt. Auf seine Bitte verjagte sie Jupiter, und seitdem be-

zeihlicher war es dem Gronov, dass er einen ähnlichen Kopf des Jupiter Apomyos in der Gorläischen Sammlung, wegen der ihm seltsam scheinenden Tracht, für unbekannte Vorstellung ausgab¹⁾. Weit mehr aber verdienen die neuen Herausgeber dieser Sammlung getadelt zu werden, da sie denselben Kopf für eine ägyptische Maske, eine Sache, von deren Dasein man noch nichts gewusst hat, halten wollen²⁾.

Unter einer grossen Anzahl alter erhobner und vertiefter Steine mit den Liebschaften des Jupiter, bemerkt man vorzüglich schöne, die seine Verwandlung in den Schwan und in einen Satyr, der Leda und der Antiope wegen, abbilden. Einer der schönsten Steine in seiner Art aber ist ein Ganymed in Sardonych von beträchtlicher Grösse erhoben geschnitten, an dem die Arbeit eben so vollkommen ist, als die Schichten des Steins vortrefflich benutzt sind.

Ein kleiner Carneol von alter Arbeit, mit der Büste der Minerva, (Kupfert. No. VII.) besitzt Eigenheiten, die man noch auf keinem andern Denkmale dieser Göttin gefunden hat. Denn auf demselben findet man die Aegis in ihrer wahren Gestalt, als Ziegenfell³⁾, und

hielten die Elcer die Gewohnheit bei, dem Jupiter, der die Fliegen verscheucht, zu opfern. (Pausan. Lib. V. p. 410.) Es scheint mir, dass Wolfgang Lazius, der eine Fliege auf einer griechischen Münze für das Symbol dieser Gottheit hielt, (Graec. antiq. L. I. c. 8. in Gronov. Thes. Antiquit. Graec. T. III. no. 12. p. 3508.) dem Winkelmann zu dieser Erklärung Gelegenheit gegeben hat. Man vergleiche mit gegenwärtigen Köpfen des Jupiter Apomyos, die Stoschische von ihnen verschiedene Paste derselben Gottheit, und eine andere mit dem Kopfe des mit Lorbeeren umkränzten Jupiter, unter welchem man zwei Fliegen bemerkt. (Winkelm. Mon. ant. ined. Vol. II. P. II. c. 8. §. 3. p. 13. fig. 12. 13.) Die ganze Idee hat übrigens auch viel von der Käferbildung, so wie auch einige Masken der Schaubühne in Käfergestalt, (Gorl. Dactyl. Vol. II. no. 457.) an welchen der lange Fortsatz der Nase, wie auf gegenwärtigen Carneolen gefunden wird, aus dieser Ursache merkwürdig sind. Eine Fliege über dem Donnerkeil des Jupiter auf einem Onyche (Le Cabinet de Gorl. Vol. I. tab. XXXVII. no. 73.) bezieht sich auch auf diese Gottheit.

1) ad Gorl. Dactyl. Vol. II. no. 642.

2) Le Cabinet de Gorlée, T. II. no. 642. Eben so unrichtig halten die herculanischen Akademiker eine Maske des Pan für den Jupiter Ammon. (Ant. d'Hercul. T. IV. pl. 71. Édit. de Dav.)

3) Herodot. Melp. c. 282. p. 364. Eustath. ad Iliad. é. p. 439. Aesch. Eumenid. v. 299.

auf dasselbe erst ist der Panzer aus Schlangenschuppen¹⁾ befestigt. Ferner steht auf dem letztern der Medusenkopf, und zwar von der Seite zu sehen, so wie er noch nirgends gefunden worden, mit zwei aufgerichteten Schlangen. Der unten angebrachte Fisch bezieht sich auf die Sage der Griechen, nach welcher Minerva am See Triton geboren war²⁾, weshalb ihr von den Dichtern meerfarbne oder blaue ins grüne fallende Augen beigelegt werden. In Beziehung auf diese Nachricht ist ihr Helm auf einem andern geschnittenen Steine mit einem Triton geziert³⁾.

Ausserordentlich schön ist eine Venus, auf einem grossen erhoben geschnittenen Achatonyche, an welcher die treffliche Zeichnung des Nackten in einer schwierigen Stellung eben so bewundernswürdig ist, als die zarte Ausführung.

Vorzüglich schön sind die Köpfe der Diana auf einigen erhoben geschnittenen Steinen⁴⁾, so wie einige Vorstellungen des Mars auf vertieften Arbeiten⁵⁾.

Unter schöne Steine verdienen einige Köpfe des Bacchus gerechnet zu werden, die mit der höchsten Schönheit gedacht sind⁶⁾; hierher gehören ferner, eine Aurora in Achatonych erhoben geschnitten auf einem Wagen mit zwei Pferden, die von göttlichem Feuer beseelt zu sein scheinen, und eine andere Aurora, welche die vier Sonnenpferde führt, mit dem Namen des Künstlers ΠΟΥΦΟΟC, eine nicht minder vortreffliche Arbeit. Berühmt ist der

1) Virgil. Aen. L. VIII. v. 453.

2) Herod. loc. cit.

3) Recueil de CCC. têtes et autres sujets de composit. grav. par Mr. le Comte de Caylus, no. I.

4) Einige davon gestochen in Description des principales Pierres gravées du Duc d'Orl. T. I. pl. 17 et 18. Die Bemerkungen über den Kopfputz derselben sind aus der Vorrede von Winkelmanns Beschreibung des Stoschischen Cabinets, ohne ihn zu nennen, fast wörtlich abgeschrieben.

5) Winkelmann hatte zwei verschiedene Gottheiten dieses Namens angenommen; die Erklärer des Cabinets des Herzogs von Orleans aber wollen diese Vermuthung nicht billigen, (T. I. p. 177.) da sie doch gleich nachher (p. 178.) einen Unterschied zwischen Ares und Enyalios, so wie zwischen Mars und Quirinus, Minerva, Bellona und Enyo, annehmen. In welchen Bemerkungen sie Winkelmanns eben genanntes Werk gleichfalls im Stillen benutzt haben.

6) Eine Bemerkung des de La Chau und Le Blond (T. I. p. 238.) gegen Winkelmanns Gedanken über die Bildung des Bacchus wird durch die Denkmäler der Alten nicht bestätigt.

erhoben geschnittene Hermaphrodit ¹⁾, welcher für einen der trefflichsten geschnittenen Steine mit dieser Vorstellung gehalten wird.

Als vorzüglich schöne Werke bemerke ich endlich noch den Kopf einer Victoria ²⁾ auf einem erhobnen Sardonyche, einige Figuren der Musen, einen Carneol mit dem Kopfe des jungen Hercules, einen sehr tiefen Amethyst mit dem vorwärts gewandten Kopfe desselben im hohen Alter, und einen andern äusserst vortrefflichen mit Eichblättern umkränzten und erhoben geschnittenen Kopf des Hercules ³⁾, die ich aus einer grossen Anzahl sehr guter Bildnisse aus allen seinen Altern aushebe, eine Bacchantin in geistvoller Stellung mit einem vortrefflichen Gewande ⁴⁾, einen Faun der mit einer Nymphe scherzt, ein Opfer des Pan, eine Euridice, zwei Köpfe des Leander, einen Carneol Achilles auf seinem Streitwagen, die Köpfe des Hector und der Andromache, einige Kinderköpfe von schöner Arbeit unter einer beträchtlichen Anzahl davon, Cornelia, ein Meisterstück der Bekleidung, einige sehr schöne Köpfe Alexanders und einen kleinen Perseus von herrlicher griechischer Arbeit.

Einer der berühmtesten und schönsten Steine in der Welt ist

1) Ueber die Hermaphroditen alter und neuer Zeit bringen die Erklärer eine Menge schaler Gedanken an, die aus dem von ihnen ganz unrichtig gefassten Gesichtspunkte fliessen, und ganz ohne Critik entworfen sind.

2) Die Maske auf dem Helm, der zu den Füßen einer Figur der Victoria liegt, (T. I. pl. 42.) halten die Erklärer (p. 189) ohne allen Grund, für eine Beziehung auf die Bildung eines überwundenen Volks. Ihre Anmerkung: (p. 186.) *La victoire est ordinairement vetue d'une longue robe, par dessus laquelle est une tunique qui lui descend jusques vers le milieu des cuisses, et qui est fixée sous la gorge par une ceinture* — ist ganz unrichtig, weil alle von ihnen gelieferte Vorstellungen derselben, so wie alle anderweit bekannten, gerade das Gegentheil erweisen; sie sind alle *μονοχίτωνες*.

3) Bei einem ähnlichen Kopfe des Hercules erlauben sie sich die Bemerkung: *Les artistes grecs ont représenté l'un et l'autre (Hercule et Jupiter) avec un cou gros et charnu.* (T. I. p. 277.) Die sonderbare Erwähnung Winkelmanns bei Erläuterung jenes bekannten Steins mit dem ruhenden Hercules und der griechischen Umschrift: *ὁ πόνοϛ* etc. (T. I. pl. 86. p. 278.) begleitet eine sehr unbedeutende Anmerkung.

4) Ueber den Ursprung der Satyrn und Faune bringen de La Chau und Le Blond wiederum eine Menge schaler Gedanken gegen Herrn von Pauw (*Recherches philosophiques sur les Amer.* T. II. p. 78.) vor. (T. I. p. 247. not. 1.)

ein Cameo, der die Geschichte des Perseus und der Andromeda vorstellt, und ein Wunder der Kunst genennet zu werden verdient. Ehemals besass ihn der Ritter Mengs, aus dessen Verlassenschaft er in das Kaiserliche Cabinet gekommen ist¹⁾. Perseus sitzt vorwärts gewandt auf einem Felsen, hebt mit der rechten Hand das Medusenhaupt in die Höhe, indem die linke auf dem Felsen ruht. Zur linken sitzt Andromeda neben ihm; sie kehrt sich gegen ihren Erretter, wodurch man ihr Gesicht von der Seite siehet, und legt die rechte Hand auf seine Schulter. Ihr Oberleib ist nackt, nur um die Schenkel zieht sich ein Gewand. Perseus ist ganz unbekleidet; der Mantel liegt unter ihm auf dem Felsen. Die hohe Schönheit des Nackten²⁾, nebst der vollendetsten Ausführung, in welcher die Figuren sehr erhoben gehalten sind, so dass die Köpfe sowohl von vorn als von der Seite betrachtet werden können, machen dieses Werk unschätzbar. Der Grund, oder die bräunliche Lage des Achatonych, eine ungemein dünne Platte, auf der sich die aus der milchweissen Schicht gearbeiteten Figuren, scharf und reinlich abgeschnitten, trefflich heben, ist mit eben so grossem Fleisse geglättet als die Figuren. Der Künstler dieses Steins hat ein Meisterstück seiner Kunst und Kraft liefern wollen, und hat dabei wenig auf geschichtliche Darstellung gesehen. Denn man weiss nicht, indem man den Stein betrachtet: hat er sie schon errettet oder soll er sie noch erretten? Ist der erste Fall hier vorgestellt: warum sitzt Andromeda noch so ruhig auf dem Felsen und warum scherzt er mit dem gefährlichen Medusenhaupt? Nimmt man den zweiten Fall an, so fragt man: wie schickt sich seine Ruhe zu dem wichtigen Auftritte, in dem er gar ohne Waffen erscheint? — Bei dem allen möchte ich mich doch für die erste Frage bejahend erklären.

Aus seltenen und einzigen Steinen verdienen noch genannt zu werden, eine erhoben geschnittene Gorgone, mit einem Flügel auf der einen und zweien Hörnern, die aus einer Wurzel gewachsen sind, auf der andern Seite; Apollo verewigt seine Klagen auf

1) Mehreres von der Geschichte des Steins in Vita del Cavaliere Antonio Raffaello Mengs, (nelle Opere dell'istesso.)

2) Der Felsen und die Gewänder, sind als Nebenwerke nicht mit der unendlichen Sorgfalt, als die Köpfe und die übrigen Theile des Nackten gearbeitet.

der Hyacinthe, in welche sein Liebling verwandelt worden;¹⁾ ein Kopf mit dem Namen des Künstlers (ΥΛΛΟΥ), Antinous, ebenfalls mit Angabe des Künstlers (ΕΛΛΗΝ)²⁾ und Mäcenas, mit der Beischrift COΛΩΝOC.

Ich habe mehrmals in diesem Aufsätze Gelegenheit gehabt, falsche Urtheile und Bemerkungen der Ausleger des Cabinets des Herzogs von Orleans anzuzeigen und zu berichtigen. Recht ausgezeichnet unglücklich aber sind sie bei Erläuterung einiger Steine gewesen, deren Vorstellung in den Schriften mehrerer verdienter Gelehrten genauer untersucht worden ist. Baudelot de Dairval hielt diese Köpfe anfangs für Bilder der Schamhaftigkeit, Galland für römische Kaiser; nachher erklärte sich der erstere für den Ptolomäus Auletes, indem er die erste Behauptung zurück nahm³⁾. Winkelmann ging seinen eigenen Weg und zeigte nicht allein das Unstatthafte der vorhergehenden Benennungen, sondern entdeckte auch eine viel wahrscheinlichere, indem er in diesen Köpfen den Hercules in lydischer Tracht erblickte⁴⁾. Unsere Ausleger, die nun keine neue Vermuthung hätten wagen sollen, bevor sie sich nicht etwas Vorzüglichern und Bessern bewusst gewesen wären, kommen nun auf einmal, nach Anmeldung einer bessern Erklärung, mit der wenigstens äusserst lächerlichen hervor⁵⁾: dass wenn diese Steine im Oriente gegraben wären, und lauter männliche Köpfe vorstellten, sie solche augenblicklich für Bilder von Guebern vor dem heiligen Feuer halten würden. Dass aber hier keine persische⁶⁾, sondern eine griechische Sitte zu suchen sei, beweist selbst das von ihnen angeführte

1) Aehnlicher Denkmäler gedenkt Herr Casanova. (Discorso sopra gli antichi, p. XXXIX.)

2) Stosch war auf dem rechten Wege, als er diesen Kopf für den Harpocrates erklärte. (Gemmae antiquae coelatae. XXVII.) Allein de La Chau und Le Blond verwarfen diese glückliche Vermuthung und blieben lieber bei der alten Unwissenheit. Bracci hat nachher auf jenem Wege die Wahrheit gefunden.

3) Histoire de Ptolom. Aulet. à Paris, 1698. Mariette Traité de Pierres gravées, T. I. p. 109.

4) Monum. antich. ined. Tratt. prel. p. LVIII.

5) Descr. des Pierres grav. du Duc d'Orléans, T. II. p. 31.

6) Dass Perser in ähnlicher Tracht gefunden werden, (Choix de Monumens le plus remarquables, à Rome. 1789. T. II. pl. 51. 53. 108.) kann bei Erläuterung griechischer Denkmäler zu keinem Beweise dienen.

gemahlte Gefäss¹⁾, wenn ein Vorgeben dieser Art anders einer Widerlegung bedarf.

Nicht triftiger sind die Gründe, welche sie bestimmen, die Figur eines Kindes auf einem Carneole mit trauriger Miene und gesenkter Fackel, für den Genius des Todes zu halten²⁾, den dieser Stein des Kaiserlichen Cabinets, nach meinem Dafürhalten, nicht vorstellen kann.

Die Folge der römischen Kaiser und Kaiserinnen läuft ununterbrochen vom Cäsar bis auf den Verfall des römischen Reichs fort. Aus der Periode der frühern Kaiser, unter deren Regierung die Kunst noch nicht veraltete, enthält diese Sammlung von einer Person oft mehr als zwanzig und mehr gute Vorstellungen. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich Werke, wie die schönen Köpfe des August, der Livia, vortreffliche Steine, wie die vereinten Köpfe der Agrippina Drusilla und Livia auf einem Cameo, des Tiberius, der Poppäa, der Faustinen, des Caracalla, zwei grosse Carneole mit den Bildnissen der Julia,

7) D'Hancarv. Antiquités Hetrusques, Grecques et Romaines, T. I. pl. 71. Nachgestochen in Storia delle Arti del Disegno di Winkelmann. In Milano T. I. tav. XVII. p. 277.

2) Description de Pierr. grav. du Duc d'Orléans, T. I. pl. 38. p. 169. Sie glauben, ein Genius mit umgekehrter Fackel und traurigem Gesichte, auf einem Sarcophage oder sonst wo isolirt (!) sei stets für den Genius des Todes zu halten, Ich setze aber hinzu, auf Sarcophagen nur dann, wenn der Stand der Ruhe noch hinzukommt. Aber auch dann stellt nicht jede solche Figur auf einem Sarcophage oder anderswo den Genius des Todes vor; auf zwei alten Gemälden sahe man Jünglinge mit gesenkter Fackel und übereinandergeschlagenen Beinen, der eine war Comus (Philostrat. Icon. L. I. c. 2. p. 765. ed. Ol.), der andre Cupido (Phil. jun. Icon. c. 7. p. 872 — 873.), und eben so sehen wir den Abend auf mehrern alten erhobenen Arbeiten vorgestellt. Montfauc. l'Ant. expl. T. I. P. II. pl. 283. f. 4. f. 2. pl. 217. f. 3. und Herder wie die Alten den Tod gebildet. II. Br. Zerstr. Blätter, 2. Samml. S. 273.) Auch Lessing ging in seinen Vermuthungen zu weit, und seine beiden Genien auf Centauren sind nichts weniger als Schlaf und Tod, wofür er sie ausgiebt. (Wie die Alten den Tod gebildet, S. 42. Taf. V.) So lässt sich auch manches gegen seine Erklärung des Schlafes und Todes auf dem Kasten des Cypselus einwenden. (Heyne über den Kasten der Cypsel. S. 24 — 36.) Der Genius auf dem Carneole des Kaiserlichen Cabinets ist also, wie jener Cupido mit gesenkter Fackel, ἐπειδὴ ἐν ἀναβολαῖς ἤδη τὰ τοῦ ἔρωτος, nicht der Tod, sondern ein Symbol unglücklicher Liebe.

Tochter des Titus, und zwei nach Maassgabe der Zeit schöne Gordiane anführen wollte.

Unter der Sammlung von Steinen mit Thieren zeichnen sich einige Löwen, ein äusserst vortrefflicher Hundskopf und mehrere schöne Adler aus.

Sehr schätzbar ist die Sammlung von alten Steinen mit Schriftzügen, die auf erhobnen und tief geschnittenen Werken mit bewundernswürdigem Fleisse gearbeitet sind. Der Blick des Wanderers im Gebiete des Alterthums verweilt so gern bei diesen Denkmälern der Zärtlichkeit und feinerer Empfindungen des Herzens; Empfindungen, die unserm Zeitalter zu unbedeutend scheinen, um sie bleibender Denkmäler zu würdigen, und sich dadurch von dem Vorwurfe der Unempfindlichkeit bei der Nachwelt zu retten.

Alle diese Ringsteine waren Geschenke von Liebenden, die sie sich zum Pfande ihrer Zuneigung, als Pfänder, welche das Andenken an den geliebten Gegenstand bei jedem Anblicke erneuern sollten, wechselseitig verehrten, oder Steine die sie für sich in dieser Absicht verfertigen liessen. Die grosse Anzahl von geschnittenen Steinen mit ähnlichen Inschriften, die eine besondere Gattung von Künstlern beschäftigt zu haben scheint und sehr kostbar waren, ist ein Beweis, wie sehr Ringe dieser Art bei den Alten beliebt wurden. Bei uns scheinen Ringe mit Bildnissen an ihre Stelle getreten zu sein.

Ausser dem schon bekannten Achatonych:

MAKPINE

ZHCAIC

ΠΟΛΛΟΙC

ETECIN

(Langes Leben

meinem Makrin)¹⁾

bemerke ich von griechischen Inschriften noch einen schönen Achatonych mit

1) So heisst es auf einem Achatonych beim Caylus, (Recueil d'Antiquit. T. IV. Vign. des Antiqu. Grecq. p. 135.)

ZHCAIC

AKAKIN

(Lebe glücklich)

ΗΚΑΛΗ

(Die Schöne)

durch welche Benennung der Besitzer des Ringes seine Geliebte deutlich genug von allen andern Mädchen unterschieden zu haben glaubte¹⁾).

Ich erwähne hier noch einen andern erhobnen Achatonych mit

ΕΥΤΥΧΙ

(Meinem Eutyches)

und einen dritten, mit den Worten

ΕΥΤΥΧΙ

ΕΥΓΕΙΝ

Freude und Glück

dem

Eutyches²⁾

1) Eine ähnliche Inschrift auf einem Carneole

ΚΑΛΩ

(Dem Schönen)

(Winkelmann Descript. p. 366. no. 77.) und auf einem vergoldeten Ringe von Bronze

ΚΙΡΙΑ

ΚΑΛΗ

(Die schöne Kiria)

(Caylus Rec. T. IV. pl. 57. no. 6.)

2) Ein ähnlicher Gedanke auf einem Carneole

ΛΕΥΚΑΚ

ΚΑΛΗ

ΧΑΙΡΕ

(Schöne

Leukas

lebe wohl)

den Caylus (Recueil T. II. pl. 52. no. 2. p. 158.) missverstanden hat. Eine Inschrift aus spätern Zeiten auf einem Kiesel

NON TE

NEGABO

ALIZETA TER

TVLIA

(Nie werde ich

dich verläugnen

Alizeta Tertullia)

Uebrigens enthält die Kaiserliche Sammlung eine Anzahl koptischer, persischer und türkischer Inschriftsteine.

Beträchtlich ist die Anzahl von Arbeiten neuer Künstler, z. B. eines Valerio Vincentini, Dominico di Polo, Cesari, Col-doré, Guay, Brown und anderer berühmten Männer, unter welchen Pichler wegen einer trefflich gearbeiteten herculanischen Tänzerin besonders genennet zu werden verdient.

Merkwürdig ist endlich eine besondere Sammlung von geschnittenen Steinen aus der neuen Geschichte, in welcher sich eine Folge von Köpfen und allegorischen Vorstellungen aus der russischen Geschichte sehr vortheilhaft auszeichnet. Die Bildnisse der Kaiserlichen Familie auf erhoben geschnittenen Steinen, sind von der Hand Ihro Kaiserlichen Hoheit der Grossfürstin Maria Feodorowna. Man bewundert an denselben eben so sehr die grosse Aehnlichkeit, als die Leichtigkeit und Feinheit der Ausführung¹⁾.

Zum Beschlusse bemerke ich, dass nirgends etwas Vollständigeres von Werken der Steinschneidekunst, an welchen die Seltenheit des Stoffs und der verschiedenen Schichten und Farben der Steine, nebst der Art, mit der sie vortheilhaft benutzt sind, vorzüglich bewundert wird, als im Kaiserlichen Cabinette gefunden werden kann. Als Werke der bildenden Kunst betrachtet, haben dergleichen kostbare Arbeiten an sich eigentlich zwar keinen hohen Werth, allein wenn verdienstvolle und meisterhafte Behandlung noch hinzukommt, warum sollten wir uns dann hierinnen von einem Geschmacke der Alten entfernen, die doch übrigens in der Hauptsache stets nie erreichbare Muster für uns bleiben werden?

(Rec. T. IV. pl. 106. no. 4. p. 341.) zeigt die Fortdauer dieser Weise, das Andenken zärtlicher Empfindungen zu verewigen, bis in spätere Zeiten, sogar im rohern Gallien.

1) Diese Sammlung von Steinen aus der russischen Geschichte enthält unter andern auch einige schöne Steine von dem sehr geschickten hiesigen Künstler Herrn Lebrecht.

Die erste Frage, die sich bei der Betrachtung der

Ergebnisse der Untersuchung stellt, ist die

Frage nach der Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis. Die Ergebnisse der Untersuchung

lassen sich in zwei Hauptgruppen unterteilen:

1. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis bestätigen.

2. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis in Frage stellen.

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen sich

in zwei Hauptgruppen unterteilen:

1. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis bestätigen.

2. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis in Frage stellen.

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen sich

in zwei Hauptgruppen unterteilen:

1. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis bestätigen.

2. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis in Frage stellen.

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen sich

in zwei Hauptgruppen unterteilen:

1. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis bestätigen.

2. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis in Frage stellen.

Die Ergebnisse der Untersuchung lassen sich

in zwei Hauptgruppen unterteilen:

1. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis bestätigen.

2. Ergebnisse, die die Gültigkeit der Ergebnisse

für die Praxis in Frage stellen.

DESCRIPTION D'UNE AMÉTHISTE

DU

CABINET DES PIERRES GRAVÉES

DE

SA MAJESTÉ L'EMPEREUR

DE TOUTES LES RUSSIES.

(St. Pétersbourg, 1798.)

THE
LIBRARY OF THE
CONGRESS
WASHINGTON, D. C.
20540

DESCRIPTION OF THE
LIBRARY OF THE
CONGRESS

CABINET DES LIBRAIRIES

LA BIBLIOTHEQUE

THE
LIBRARY OF THE
CONGRESS
WASHINGTON, D. C.
20540

Ἡ δὲ περὶ ταῦτα ἀλήθεια, καὶ τοῖς μηδὲν ἄλλο πεπονη-
μένοις ἔργον ἢ γνῶσιν καὶ μάθησιν τοῦ ὄντος, εὖ μάλα δυσ-
θήρατός ἐστι καὶ δύσληπτος, ὥς ὁμολογοῦσιν αὐτοί.

Plutarch. de aud. poet.

La verité de telles choses est très-difficile à trouver et à
comprendre, voire à ceulx-mesmes qui ne travaillent à austre
besongne qu'à chercher l'intelligence et la cognoissance de ce
qui est, ainsy comme eulx-mesmes le confessent.

Traduct. d'Amyot.

L'améthyste orientale du cabinet de Sa Majesté l'Empereur, qui fait le sujet de cette dissertation, est du nombre des monumens dont on a trouvé l'explication très difficile. Parmi toutes les pierres gravées qui existent, il n'en est peut-être aucune sur laquelle on ait disserté davantage, aucune qui ait donné lieu à des recherches plus curieuses et plus intéressantes pour les amateurs de l'antiquité.

Cette améthyste représente la tête d'un jeune homme, couronné de lauriers. Un voile transparent et d'une légèreté extrême la couvre, et se repliant par dessus le nez et le joues, il enveloppe la bouche et la partie inférieure du visage, et est ensuite rejeté sur l'épaule. La beauté du dessin et la délicatesse du travail mettent cette gravure au rang des meilleurs productions de l'art. C'est un portrait, embelli par le beau idéal; et quoique quelques savans n'aient pas osé prononcer sur le sexe de cette figure, il est évident, que les muscles du front fortement prononcés, donnent à l'ensemble un air masculin. La partie découverte de la chevelure, qui consiste en de petites boucles rondes et touffues, démontre clairement

que l'artiste a voulu représenter plutôt un homme qu'une femme. Il reste cependant toujours quelque incertitude; car excepté le front, les traits du visage pourroient appartenir aussi bien à une femme qu'à un homme. L'art avec lequel l'artiste a réussi à exprimer l'oreille et les lauriers au travers du voile, et l'exécution des plis de cette légère draperie, annonce un talent supérieur, qui a su triompher de toutes les difficultés.¹⁾

Mr. Baudelot et Dairval a fait le premier connoître cette pierre gravée, qui se trouvoit alors dans le cabinet de Madame. Il avoit cru d'abord, que cette tête pourroit être celle de la Honte ou de la Pudeur²⁾. Mr. Galland s'énonçoit d'une manière plus vague, en supposant que c'étoit la tête d'un Empereur romain ou de quelque Divinité³⁾: car comme je l'ai remarqué ci-dessus, quelques savans

1) Voyez sur cette pierre:

Mariette Descript. somm. du Cab. de Mr. Crozat, No. 170.

Mariette Biblioth. Dactyliogr. p. 379—383.

Winkelm. Descr. du Cab. de Stosch, IV. Cl. I. Sect. No. 32. p. 414.

Catalogue des Pierr. Grav. de Mr. le Duc d'Orléans, No. 179. p. 21.

On trouve des empreintes en plâtre et en souffre de cette pierre, dans les ouvrages suivans:

Dactylioth. von Lippert, II. Taus. No. 245. p. 68.

Eiusd. Dactyl. univers. Millenar. I. P. 2. No. 105.

Dolce Museo di Cristiano Dehn.

Raspe Catal. rais. du Cab. de Mr. Tassie, No. 9827. p. 571.

Elle est gravée dans plusieurs ouvrages, mais par la faute des graveurs, qui n'avoient pas dessiné la tête en employant le miroir, elle se voit toujours gravée en sens contraire.

Voy. Baudelot de Dairval Dissert. sur une pierre Gravée du Cabin. de Madame.

Recueil de Pierr. Grav. par Elizabeth Sophie Cheron, pl. XXVIII.

Descript. des principal. Pierr. Grav. de Mr. le Duc d'Orléans, To. II. pl. XI.

Mr. Winkelmann se trompe dans le livre cité ci-dessus et en deux autres passages *), en disant que cette pierre se trouvoit au Cabinet du Roi de France.

*) Geschichte der Kunst, I. Th. 4. C. S. 350. Wien. Ausg. Monum. ant. ined. Tratt. prel. Vol. I. c. IV. S. I. P. 2. p. LVIII.

2) Avis imprimé à la tête d'une petite brochure en 12. contenant deux lettres a Mr. Baudelot de Dairval par le P. Chamillard; inséré dans les Miscell. Observat. T. IV. p. 283.

Voyez Mariette Biblioth. Dactyl. p. 379. seq.

3) Lettre de Mr. Galland à Mr. Baudelot touchant quatre Médailles publ. par le P. Chamillard, p. 4.

Mariette L. C.

n'avoient osé prononcer sur le sexe de ce portrait. Mr. Baudelot s'étoit rétracté en suite, mais sans donner à la nouvelle opinion qu'il avoit adoptée, plus de vraisemblance que n'en avoit la première. Il affirma, que c'étoit la tête de Ptolémée Roi d'Egypte et père de la fameuse Cléopatre, surnommé Aulétès, c'est à dire joueur de flute, parcequ'il aimoit à jouer de cet instrument¹⁾; et pour le prouver, il fit imprimer un gros volume plein de recherches et d'érudition²⁾. A la hauteur de la poitrine on apperçoit quelques petits accidens, dont Mr. Baudelot a fait trois points, qui lui ont paru désigner les trois modes de la musique ancienne; savoir, le phrygien, le lydien et le dorien; dans lesquels, à ce que nous dit Mr. Baudelot, Ptolémée excelloit également. Il fonde sa conjecture sur deux motifs; le premier est la ressemblance qu'il a trouvé, dit-il, entre la tête de la pierre dont il est question, et celles que l'on voit représentées sur les médailles de ce Prince. Le second motif qui a déterminé le sentiment de Mr. Baudelot, est le voile dont la tête est couverte, et qui selon cet antiquaire, est de l'espèce de ceux dont se servoient les joueurs de flute, pour ménager le souffle qui contribuoit à former les sons, et à ce qu'on dit, pour cacher la difformité du visage, occasionnée par le gonflement des joues.

En examinant maintenant la première assertion, par laquelle Mr. Baudelot pretend prouver, que la tête de notre améthyste pourroit être celle de la Honte ou de la Pudeur, il est bon d'observer, que cette explication provient uniquement des attributs que les artistes modernes donnent à ces Divinités. Jamais les anciens n'auroient-représenté la Honte ou la Pudeur avec un pareil voile. Il y a même tout lieu de croire, qu'une dame à la mode, vêtue de cette manière, et enveloppée *in uento textili* ou *nebula linea* auroit donné une mauvaise idée de sa pudeur aux anciens Romains du tems des Catons. Au moins je ne connois rien dans l'antiquité, qui laisse soupçonner quelque chose de semblable; et comme je n'ai pas sous les yeux tous les petits ouvrages que l'on a publiés sur notre pierre gravée, j'ignore ce qui a pu inspirer cette opinion à

1) Strab. L. XVII. p. 796. A.

Plutarch. de Adulat. p. 208. To. VI. Opp.

2) Dissert. sur une Pierre Gravée du Cabinet de Madame; à Paris, 1698. 12.

Mr. Baudelot. Pausanias rapporte qu' Icarius avoit érigé une statue à la Pudeur près de Sparte¹⁾, mais nous ne savons pas si cette statue étoit voilée; on peut supposer avec raison, qu'elle ne l'étoit pas, puisque Pausanias n'auroit pas passé sous silence un attribut si remarquable. Le beau buste de femme couvert d'un voile, que l'on admire au Capitole²⁾, ne représente pas la Pudeur, comme on le croit communement; c'est plutôt le portrait d'une femme romaine. Nous avons, il est vrai, le recit de Masurius, dans lequel il rapporte, que l'Angérona avoit sa statue dans la chapelle de Volupie à Rome : *ore obligato atque signato*³⁾. Ces paroles pourroient être à tout hazard expliquées en faveur de ce voile que Mr. Baudelot attribuoit à la Pudeur, qu'il croyoit voir sur notre améthyste. Mais pourquoi une couronne de lauriers sur la tête de la Pudeur? L'autre opinion, que cette tête pourroit au moins représenter quelque Divinité, n'est pas mieux fondée en supposant que sa coiffure est un ajustement de femme; supposition que les cheveux crépus du front contredisent ouvertement, quoiqu'en dise Mr. Mariette⁴⁾. Selon nous cette tête est évidemment un portrait de caractère, et ne peut par conséquent appartenir à aucun personnage idéal.

L'idée de quelques antiquaires et surtout de Galland, que cette tête représente un Empereur romain, est également inadmissible. Premièrement on ne voit rien dans les traits du visage, qui ait la moindre ressemblance avec aucun de ces princes : en second lieu, la gravure appartient certainement à l'époque, où cet art étoit dans l'état le plus florissant chez les Grecs, et se distingue d'une manière sensible des meilleurs ouvrages qui ont paru sous Auguste. Enfin l'on ne sauroit donner aucune raison, pourquoi un Empereur romain devoit être représenté avec un tel voile?

On a fait plusieurs objections contre la seconde interprétation de Mr. Baudelot, qui sembloit déjà suspecte à Mr. Mariette, et qui au sujet de cette explication remarque : « que, si ce n'est pas le « portrait de Ptolémée Aulétés, ce sera celui de quelque personnage

1) Lacon. c. XX. p. 263.

2) Mus. Capitol. T. III. pl. 43.

3) Apud Macrobian. Saturnal. L. I. c. 10. p. 250.

4) Biblioth. Dactyliograph. p. 380.

«pour le moins aussi illustre¹⁾». La tête que l'on voit sur notre améthyste n'a pas la moindre ressemblance avec les têtes de Ptolémée Aulète, que l'on voit sur les médailles²⁾ ou sur les pierres gravées³⁾, et la couronne de lauriers n'est pas l'attribut ordinaire des Rois d'Égypte. Le Baron de Stosch⁴⁾ et l'Abbé Bracci⁵⁾ ont été pourtant de l'avis de Mr. Baudelot. L'Abbé Winkelmann⁶⁾ et plusieurs auteurs, guidés par ses lumières, ont démontré l'inadmissibilité de la denomination que Mr. Baudelot donne à ce voile. Ce voile selon Mr. Baudelot est le bandage dont les joueurs de flute se couvroient la bouche, et que les anciens nommoient *Phorbias* ou *Phorbeion*. Mais qu'y a-t-il de commun entre une bande de cuir, large d'un doigt ou de deux, nouée par derrière la tête, avec une ouverture vis à vis de la bouche, pour pouvoir y introduire la flute, et un voile qui couvre tout le derrière de la tête et la moitié du visage? ⁷⁾ La conjecture de Mr. Baudelot pourroit acquérir de la probabilité, si nous n'avions pas une idée nette de ce bandeau, comme le remarque Mr. Winkelmann. «Sur un autel triangulaire, «dit-il, conservé au Capitole, on voit un Faune qui joue de deux «flutes et qui a un pareil bandeau attaché sur sa bouche⁸⁾. Sur un

1) Biblioth. Dactyloth. p. 383.

2) Vaillant Hist. Ptolemaeor. p. 145.

Gessner Reg. Aeg. Tab. II. f. 21.

Eckhel Num. Veter. Anecd. T. XV. f. 16. p. 294.

3) Mus. Florentin. To. I. Tab. XXV. f. 7. et

Raspe Catal. rais. du Cab. de Mr. Tassie, No. 9833. p. 372.

Mariette Pierr. Grav. du Cab. du Roi, p. 89. et Raspe L. C. No. 9832. p. 372.

Raspe L. C. No. 9834. 9835. 9836. p. 372.

4) Gemmae ant. coel. p. 94.

5) Memor. degli Antichi Incisori, To. II. p. 249. not. 1.

6) Monum. Ant. Ined. Tratt. prelim. Vol. I. c. IV. p. LVIII — LIX.

Geschichte der Kunst, I. Th. 4. C. S. 350 — 351. Wien. Ausg.

Hist. de l'Art, Traduct. d'Huber, T. II. L. IV. ch. 4. p. 126 — 131.

7) Il est bon d'avertir nos lecteurs, que nous nous sommes servi quelquefois jusqu'ici des paroles de Mr. Mariette et de Mrs. La Chau et Le Blond, dans les passages où il est question de l'opinion d'autrui.

8) Voy. not. e. p. 10. et not. a. p. 15.

C'est ici que Mr. Winkelmann en parlant de la tête du Faune du Capitole cite Jérôme Mercurialis, en disant que l'on trouve chez lui une gravure de ce monument. Mais dans cet ouvrage, L. II. c. 6. p. 138, réimprimé dans les suppléments aux Antiquités de Poleni, To. III. p. 353, on trouve seulement deux figures

«tableau d'Herculanum nous voyons aussi un joueur de flute, la «bouche ainsi bandée¹⁾. Ces deux figures nous montrent, que le «Phorbeion étoit une bande étroite, que les joueurs de flute se met- «toient sur la bouche et sur les oreilles, et qu'ils s'attachoient der- «rière la tête; de sorte qu'elle n'a rien de commun avec le voile de «la tête dont il est question.» Le même bandage s'observe au sur- plus sur un vase de terre cuite de la collection de Mr. Hamilton, représentant une joueuse de flute²⁾, et à une statue de marbre à deux têtes publiée par M. Sandrart³⁾. L'autorité dont Mr. Baudelot s'appuie en rapportant un passage de Plutarque⁴⁾, qui parut décisif à Mr. Mariette⁵⁾, est de nulle valeur; car quand même Plutarque y distingueroit le voile du bandage, ce qui n'est pas, ce passage ne prouveroit rien en faveur du sentiment de Mr. Baudelot, notre figure se trouvant dépourvue de ce bandage.

Après avoir réfuté la conjecture de Mr. Baudelot, Mr. Winkelmann nous a donné une explication de notre améthyste, qui est sans doute bien meilleure que les précédentes. A cause de l'air masculin, que nous avons fait remarquer ci dessus, et qu'il est impossible de méconnoître selon notre opinion, il attribue la tête en question à Hercule. Ce héros est représenté, dit-il, étant au service d'Omphale Reine de Lydie, pays connu par le luxe et la mollesse de ses habitans. Pour démontrer que c'est vraiment le costume lydien que représente notre pierre, il cite une tête de Paris à la Villa Negroni, qui est voilée de cette manière jusqu'au bord de la lèvre inférieure; il produit encore en preuve un vase de terre cuite de Mr. le Chevalier Hamilton⁶⁾. Mais nous observerons que ni ce

une à côté de l'autre, qui jouent de la flute sans aucune couverture sur la bouche. Mr. Fea suppose que Mr. Winkelmann vouloit peut-être citer Bartholin *de Tibiis ueterum*, qui rapporte ce Faune dans la planche II. p. 201.

1) Pitture Ant. d'Ercol. To. IV. tav. XLII.

2) D'Hancarville Antiquit. Hétrusqu. Grècqu. et Romain. To. I. pl. 124.

3) Deutsche Mahler - Academie, II. Th. II. Abth. Taf. 2. No. 3. 4. 5.

4) De Ira cohib. p. 789. Opp. To. VII.

5) Biblioth. Dactyliograph. p. 381.

6) D'Hancarville Antiquit. Hétrusqu. Grècqu. et Romain. To. I. pl. LXXI.

Ce vase se trouve copié das les ouvrages suivans:

Storia delle Arti del disegno di Winkelmann. In Milano, T. I. tav. XVII. p. 277.

vase, ni le buste de Paris, ni même les passages de Philostrate et d'Euripide, que Mr. Winkelmann cite, ne nous paroissent être des autorités décisives.

Il est cependant surprenant que Mrs. La Chau et Le Blond veulent rejeter l'opinion de ce grand homme, qui pourroit paroître la seule vraisemblable sur cet objet, si mes recherches ne me fournissent pas un puissant motif, pour lui substituer une autre interprétation. Tout ce qu'ils opposent à sa conjecture se réduit aux monumens cités par lui, qu'ils mettent en comparaison avec la tête représentée sur l'améthyste, d'où il ne resultent que des remarques superficielles. « Nous observons à Mr. l'Abbé Winkelmann, disent-ils¹⁾, que le voile qu'on remarque à la tête de Paris, ainsi qu'à celle d'une des figures d'Herculanum, ne remonte point au dessus des lèvres, et qu'à l'exception de la pierre dont il s'agit ici et de deux autres du cabinet de Mr. le Duc d'Orléans, nous ne connoissons aucune tête voilée de cette manière. Le seul monument que nous puissions comparer à ceux-ci, est une figure de femme sur un vase étrusque, dont la tête est couverte d'un voile, qui enveloppe le nez, la bouche, et toute la partie inférieure du visage, et passe ensuite sur l'épaule. » Ils ajoutent : « si l'on réfléchit sur le voile qui couvre les têtes représentées sur ces pierres, il sera difficile de croire, qu'il ait jamais pu être un objet de luxe et de mollesse. Tout ce qui peut gêner le moins du monde la respiration ne peut être que très désagréable et très incommode. » Après ces reflexions ils terminent leur commentaire sur cette pierre remarquable, par des observations insignifiantes, qui tiennent lieu de toute explication, en disant :²⁾ « si les pierres dont il s'agit eussent été gravées en orient, et qu'elles ne portassent que des têtes d'hommes, nous ne balancerions point à croire, qu'elles représentent un Guèbre faisant sa prière devant le feu sacré. Mais » concluent-ils, « ne poussons pas plus loin un raisonnement qui ne peut jeter

Storia delle Arti del disegno di Winkelmann. In Roma. To. I. L. III. c. 4. p. 207.

Hist. de l'Art de Mr. Winkelmann. Trad. d'Huber, T. I. p. 183. de l'Edit. de Leips. en 4. et To. III. pl. IX. de l'Edit. de Paris, en 8.

Oeuvr. complèt. de Winkelmann, par Jansen. T. I. p. 675.

1) Descript. des Princip. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans. T. II. p. 33.

2) Ibid. p. 34.

«aucun jour sur la matière que nous traitons, puisqu'il s'agit ici «des personnages et des costumes purement grecs, et passons à «d'autres objets.» Il est inutile de faire sentir que leur dernière remarque est absolument superflue; et quand même ils auroient démontré que dans les anciens tems, les Prêtres de Perse paroissent devant le feu sacré avec un tel voile, quoique la manière ordinaire de se voiler chez eux, fut entièrement différente de celle dont il est question, puisque Strabon en parlant des Mages de Cappadoce, dit, que lorsqu'ils s'approchoient du feu sacré, leur tête étoit couverte d'une tiare ou mitre dont les rebords pendoient des deux côtés, en sorte qu'elle leur couvroit les lèvres et les joues¹⁾, quand même, dis-je, on trouveroit sur les monumens des anciens Perses, des ajustemens ressemblans à cette tiare décrite par Strabon, et qui se rapprochent également de celui de notre pierre gravée, toute fois rien ne seroit prouvé ni éclairci par là. Au lieu de l'exemple qu'ils ont choisi, les commentateurs du cabinet du Duc d'Orléans auroient pu tout aussi bien citer les domestiques des anciens Indiens, qui en présence de leurs maîtres, n'osoient faire entendre aucun son, n'osoient ni parler ni cracher, et avoient pour cette raison la bouche couverte et enveloppée d'une peau²⁾. Ils auroient aussi pu faire mention, de ce Pâtissier, dont parle Cléarque, qui étant chargé de travailler dans une fête donnée par Anaxarque, avoit un linge autour de la bouche, afin qu'aucune émanation de son corps ne s'introduisit dans les pâtes qu'il pétrissoit avec des gands, et pour que son haleine ne s'insinuât dans la farine³⁾. Tous

1) L. XV. p. 1066. A : Τιάρας περικείμενοι πλωτὰς καθηκυίας ἑκατέρωθεν, μέχρι τοῦ καλύπτειν τὰ χεῖλη καὶ τὰς παραγνάθιδας. Pausanias qui parle aussi de ce culte, dit¹⁾: Ἐσελθὼν δὲ ἐς τὸ οἶκημα ἀνὴρ μάγος, καὶ ξύλα ἐπιφορήσας αὖα ἐπὶ τὸν βωμὸν, πρῶτα μὲν τιάραν ἐπέθετο ἐπὶ τῇ κεφαλῇ etc. etc. Philostrate rapporte que les Brachmanes portoient aussi une tiare blanche²⁾: Μίτρην ἀναδοῦνται λευκὴν.

1) Eliacor. L. I. c. XXVII. p. 499.

2) Vita Apollon. Tyan. L. III. c. 13. p. 107.

Arrian. Indic. p. 339.

2) Ammian. Marcellin. L. XXIII. p. 411 : *Nec ministranti apud illos famulo mensaeque adstanti hiscere uel loqui licet uel spuerе, ita rostratis pellibus labra omnium uinciuntur.*

3) Clearch. Solens. L. V. Vitar. ap. Athen. Diposoph. L. XII. c. 12. p. 548. C. Ὁ δὲ σιτοποιὸς χειρίδας ἔχων, καὶ περὶ τῷ στόματι κημὸν, ἔτριβε τὸ σταῖς, ἵνα μὴ δὲ ἰδρῶς ἐπιρρέῃ, μὴ τέ τοῖς φυράμασιν ὁ τρίβων ἐμπνέοι. Eustathe nous

ces exemples, dis-je, auroient prouvé tout autant en faveur de notre pierre gravée, que l'exemple des Guèbres chez les Perses.

L'éditeur du catalogue de Mr. Tassie a fidèlement suivi ceux du cabinet du Duc d'Orléans; il rejete le sentiment de Mr. Winkelmann, et place cette tête au nombre des sujets inconnus¹⁾, au lieu d'admettre une explication, qui pour le moins paroisoit vraisemblable. C'est un expédient dont se sert souvent l'amour propre des écrivains, lorsqu'ils sont dépourvus de moyens pour présenter des idées nouvelles.

Cependant malgré le respect que l'on doit à Mr. Winkelmann, sa conjecture sur le sujet en question présente quelque difficulté, lorsqu'on l'examine avec attention. Le visage offre certainement beaucoup de ressemblance avec les têtes du jeune Hercule, principalement dans le front élevé, dans les os des yeux arrondis et gonflés, et dans les cheveux qui couvrent le front. Car quoiqu'en puissent dire plusieurs savans, qui veulent reconnoître des traits féminins dans cette tête, un front semblable ne peut appartenir qu'à une jeune homme fort et exercé à la fatigue. Mais cette ressemblance et cet air mâle s'écarte un peu du caractère que l'on donne à la tête d'Hercule, lorsqu'on fait attention à la partie inférieure du visage, dont l'expression est bien moins mâle, comme il est aisé de se convaincre en examinant l'original ou une empreinte fidelle. La gravure de St. Aubin, insérée dans la description du cabinet du Duc d'Orléans, étant inexacte et représentant plutôt une personne dans un âge avancé, ne donne qu'une foible idée de la beauté du prototype. D'ailleurs le duvet naissant sur les joues que Mr. Winkelmann prétend avoir remarqué, manque tout-à-fait dans la pierre. La forme des oreilles de pancraziaste, comme il les appelle, et qui selon moi ne sont pas à l'abri de toute contestation, ne se distinguent pas bien clairement à travers l'étoffe légère. En un mot, il n'y a que le front et les cheveux qui ressemblent parfaitement à ceux d'Hercule: et d'ailleurs je ne vois pas que Mr.

dit¹⁾ que ce *κηρὸς* étoit un linge fin qui couvroit le nez et la bouche, qui s'ajustoit parfaitement au visage, et dont se servoient ceux qui devoient pétrir ou tamiser la farine.

¹⁾ In Hom. Odyss. L. XXIV. p. 1960. l. 3.

¹⁾ Catal. rais. du Cabinet de Mr. Tassie, No. 9827. p. 571.

Winkelmann ait prouvé, que cette manière de se voiler fut en usage en Lydie. Les passages de Philostrate et d'Euripide et le vase de Mr. Hamilton, ne sont pas, selon moi, des autorités convainquantes. Ces auteurs ne parlent pas de ce costume; et le vase n'a aucun rapport, ce me semble, avec la pierre gravée. Pour mettre les lecteurs à portée de juger de notre observation, nous rapportons ici le passage de Mr. Winkelmann. «Ce qui m'a fait naître cette conjecture,» dit-il, «s'est une tête de Paris à la Villa Negroni, qui «est voilée de cette manière jusqu'au bord de la lèvre inférieure, de «sorte que cela me paroît avoir été une mode commune aux Phrygiens et aux Lydiens comme nations limitrophes. Au rapport de «Strabon¹⁾ les poètes tragiques confrontoient ces deux peuples, sur «tout en parlant de l'époque où Tantale étoit leur maître commun²⁾. «De plus Philostrate nous apprend que des Lydiens faisoient le «contraire de Grecs, et qu'ils couvroient d'une draperie légère «les parties du corps que ceux-ci montraient nues³⁾. Si bien qu'en «considérant ces deux indices, ma conjecture ne sauroit paroître «destituée de fondement. Du reste Philostrate n'a pu faire lui «même cette observation sur la mode des Lydiens: de son tems ce «peuple n'existoit pas plus que les Phrygiens. Des-lors les mœurs «des habitans de ces contrées de l'Asie mineure avoient pris une «autre forme; il faut par conséquent qu'un écrivain antérieur, mais «qui ne nous est pas connu, ait fait mention de cette façon de se «voiler des Lydiens. D'ailleurs Euripide parle d'un usage semblable «des Phrygiens, lorsque dans sa tragédie d'Hécube il introduit Agamemnon, qui demande à la Reine de Troie, à la vue du corps de «Polydore son fils, étendu devant sa tente: quel est ce Troyen «mort; car ce ne peut pas être un Grec, son corps étant couvert «d'un vêtement⁴⁾. Or il n'est pas question ici du linge dans lequel «on avait coutume d'ensevelir les morts, mais d'un ajustement particulier des Phrygiens différent de celui des Grecs. Du reste si «l'on veut entendre ce passage comme concernant le vêtement Troyen en général, il faut regarder ma remarque comme superflue.»

1) L. XIV. p. 663. C.

2) Athen. Dipnosoph. L. XIV. p. 623. F.

3) Icon. L. I. c. 30. p. 808.

4) Hecub. v. 733 — 735.

Ajoutons aux remarques de Mr. Winkelmann, que le bonnet phrygien n'a aucune ressemblance avec notre voile; que Mr. Winkelmann n'a pas prouvé que ce bonnet fut usité chez les Lydiens¹⁾, et quand même il l'eût prouvé, il n'en résulteroit aucune preuve pour notre pierre gravée. Remarquons encore que Philostrate ne dit pas ce que Mr. Winkelmann lui fait dire : il dit seulement que les parties postérieures, la poitrine, et les autres parties du corps de Pélons étoient couvertes d'habillemens, suivant la mode des Lydiens et des autres barbares. Le costume des anciens Orientaux étant d'ailleurs assez connu, ce passage ne prouvera rien, ni pour le vase, ni pour la pierre gravée, parcequ'on ne voit dans tous les deux, que des sujets grecs et des habillemens purement grecs. Les vers d'Euripide qu'il cite ne prouvent rien autre chose, si non, que Polydore, prince Troyen, étoit habillé en Troyen, et non pas comme les Grecs²⁾. Or si l'on vouloit insister sur l'opinion de Mr. Winkelmann, que les Lydiens faisoient le contraire de Grecs, et qu'ils couvroient d'une draperie légère les parties du corps que ceux-ci montraient nues, ce qui n'est pas vrai sans exception, il s'en suivroit que l'ajustement dont il est question ne fut pas en usage chez les Lydiens, parceque nous prouverons qu'il l'étoit en Grèce.

Il nous reste à présent à parler du vase de Mr. le Chevalier Hamilton. Il faut observer en premier lieu, qu'il n'y a rien dans ce vase qui annonce Omphale; le Génie ailé qui plane au dessus de la figure assise, n'est pas assez caractérisé pour pouvoir représenter Mercure, je n'y remarque aucun de ses attributs : donc il n'y a rien dans ce vase qui prouve le costume lydien. Au surplus, quoique la fable nous dise, qu'Hercule esclave d'Omphale portoit

1) La *mitra lydia* dont parle Properce*), étoit un diadème et non le bonnet phrygien. Et si les Lydiens ont porté ce bonnet phrygien, ce que Mr. Winkelmann auroit pu prouver par l'autorité de Virgile**), cela ne peut pas avoir eu lieu que dans les tems les plus reculés. Cependant en Arménie le bonnet phrygien s'est conservé assez longtems, les têtes du Roi Tigrane sur les médailles étant couvertes de ce bonnet surmonté d'une couronne.

*) L. III. El. 16. v. 30.

**) Aeneid. L. IV. v. 216. et Serv. i. h. v.

2) L. C:

Τίν' ἄνδρα τόνδ' ἐπὶ σκηναῖς ὄρω
Θανόντα Τρώων; οὐ γὰρ Ἀργείων, πέπλοι
Δέμας περιπτύσσοντες ἀγγελλουσί μοι.

l'habillement de femme¹⁾, la couronne dont la tête en question est ornée, détruit absolument l'opinion où l'on est, qu'elle représente ce héros vêtu à la Lydienne. Comment seroit-il possible, qu'Hercule représenté comme esclave d'Omphale et dans le costume Lydien, portât en même tems l'attribut du vainqueur des monstres, des hommes, et des Dieux? La réunion de deux idées si opposées me paroît absolument impossible, et entièrement contradictoire. Ainsi, au lieu de voir comme Mr. Winkelmann sur notre pierre gravée et sur le vase le costume Lydien, nous n'y voyons qu'un costume purement grec. En voici la preuve.

Les femmes grécques lorsqu'elles sortoient, avoient un large manteau appelé *Peplon* ou *Heanon*, ou une draperie d'une étoffe fine et légère, *Calyptra*, *Paracalyptra*, *Credemnon*, *Cecryphalos*, ou *Theristron*, qui leur servoit de parure, et dont elles voiloient et couvroient le visage, pour se garantir de l'air, ou dans l'intention de se rendre moins reconnoissables. Cette coutume étoit observée de tout tems chez les Orientaux, de même que chez les Hébreux²⁾, pour ne pas s'exposer en public aux regards des hommes. Ainsi Junon pour plaire à Jupiter, après avoir épuisé tout l'art de la toilette, se couvre d'un beau voile blanc³⁾. Dans Hésiode Minerve orne Pandore d'un beau voile après l'avoir revêtue d'une robe et

1) Senec. Hercul. Fur. v. 465 — 471 :

*Cuius ex humeris leo
Donum puellae factus, et claua excidit
Fulsitque pictum ueste sidonia latus;
..... cuius horrentes comae
Maduere nardo. Laude qui notas manus
Ad non uirilẽm tympani mouit sonum,
Mitra ferocem barbara frontem premens.*

Id. in Hippol. v. 324 — 328.

*Vidit Perses, ditisque ferax
Lydia regni, dejecta feri
Terga leonis humerisque, quibus
Sederat alta regia coeli,
Tenuem Tyrio stamine pallam.*

2) Voy. Hieron. in Esai. p. 104.

3) Hom. Il. L. XIV. v. 184. p. 72 :

Κρηδέμνω δ' ἐφύπερθε καλύψατο δῖα θεάων
Καλῶ, νηγατέω· λευκὸν δ' ἦν ἡέλιος ὤς.

Voy. Winkelmann. Monum. Ant. tav. 5. 6. 8. 13. 96. 110. et 184.

lui avoir mis la ceinture¹⁾. Les cinquante filles de Danaus qui avoient quitté leur patrie, pour se réfugier à Argos, sont représentées dans Eschyle couvertes de voiles rouges²⁾. Dans Homère la sage Pénélope paroît devant ses amans, à l'entrée de son palais, ayant le visage couvert d'un magnifique voile³⁾. Hélène allant vers la porte Scée pour être spectatrice du combat, est couverte d'un voile blanc, qui étoit d'une telle transparence que les Troyens en la voyant étoient surpris de la beauté de cette princesse⁴⁾. Médée n'admire la beauté de Jason qui parle à son père, qu'au travers d'un voile très fin qui la couvre⁵⁾, elle sort pendant la nuit de la maison paternelle enveloppée dans son Heanon⁶⁾. C'est ainsi qu'Iphigénie au moment où elle devoit partir malgré elle pour Aulide, faisoit ses adieux à son frère en le regardant au travers d'un voile

- 1) Theogon. v. 573 — 574. p. 118:

Κατὰ κρήθεν δὲ καλύπτρην
Δαιδαλέην χεῖρεςσι κατέσχεθε, θαῦμα ιδέσθαι.

Hésione paya la rançon de son frère Podarcès en donnant son voile à Hercule.

Lycophr. Cass. v. 337. et Tzetz. i. h. v. p. 41.

Heyne in Apollod. L. II. c. 5. p. 384.

- 2) Supplic. v. 128. p. 216.

- 3) Hom. Odyss. L. I. v. 330 — 334. p. 29:

Κλίμακα δ' ὑψηλὴν κατεβήσατο οἷο δόμοιο
Οὐκ οἶη, ἅμα τῇ γε καὶ ἀμφίπολοι δὺ' ἔποντο.
Ἥ δ' ὅτε δὴ μνηστῆρας ἀφίκετο δῖα γυναικῶν,
Στῇ ῥα παρὰ σταθμὸν τέγεος πύκα ποιητοῖο,
Ἄντα παρειάων σχομένη λιπαρὰ κρήδεμνα.

- 4) Hom. Iliad. L. III. v. 141. p. 138:

Αὐτίκα δ' ἀργεννῇσι καλυψαμένη ὀδόνῃσιν.

Ibid. v. 419. p. 160:

Βῆ δὲ κατασχομένη ἐανῶ ἀργῇτι φαιινῶ.

Voy. Quint. Smyrn. L. XIV. v. 45. p. 808.

Voy. Suid. i. v. Ὀδόναις.

Hesych. i. v. Ὀδόναι.

Winkelm. Mon. Ant. Ined. tav. 117.

- 5) Apollon. Rhod. Argon. L. II. v. 443-446. p. 114:

Θεσπέσιον δ' ἐν πᾶσι μετέπρεπεν Αἴσονος υἱὸς
Κάλλει καὶ χαρίτεσσιν ἐπ' αὐτῷ δ' ὄμματα κούρη
Λοξὰ παρὰ λιπαρὴν σχομένη θηεῖτο καλύπτρην,
Κῆρ ἄχεϊ σμύχουσα.

- 6) Ibid. v. 645. p. 121. et L. III. v. 834. p. 128.

dont elle étoit couverte ¹⁾). Andromaque et Médésicaste sortent la nuit de Troie, toutes éplorées, couvertes de leur voiles en versant des larmes ²⁾). La modeste Béroë couvre son visage d'un voile, pour dérober ses attraits aux yeux étincellans de Bacchus, dont les désirs n'en deviennent que plus ardens ³⁾). Hercule après avoir délivré Alceste des Enfers, la conduit chez Admète couverte d'un voile très ample, qui la cacheoit aux yeux de son mari, qui ne la reconnoît qu'en soulevant une partie de ce voile ⁴⁾). Phèdre consumée par l'amour, triste et languissante, se voit dans la tragédie d'Euripide ayant la tête couverte d'une draperie légère ⁵⁾). Nous voyons encore dans les anciens poètes grecs, que c'étoit en signe de la plus grande douleur que l'on se voiloit la tête. Priame après avoir reçu la nouvelle de la mort d'Hector son fils, se couvre la tête et s'enveloppe entièrement de son manteau ⁶⁾). Thétis pleurant la destinée de son fils Achille, couvre sa tête d'un voile noir ⁷⁾, et Valerius Flac-

1) Eurip. Iphig. in Taur. v. 372-373. p. 562:

Ἐγὼ δὲ λεπτῶν ὄμμα διὰ καλυμμάτων
ἔχουσ', ἀδελφὸν τοῦτον εἰλόμην χερσίν.

2) Naeu. ap. Grammat. ueter: *Amborum uxores noctu Troade exhibant, capitibus opertis, flentes ambae, abeuntes lacrymis cum multis.*

3) Nonn. Dionys. L. XLII. p. 1098. v. 21-26:

Ἰσταμένου δὲ
Παρθένος ἄστατον ὄμμα φυλασσομένη Διονύσου
Φάρεϊ μαρμαίρουσαν ἐὴν ἔκρυψε παρειήν,
Καὶ πλέον ἔφλεγε Βάκχον, ὅτι δρηστῆρες ἐρῶτον
Αἰδομένας ὅτι μᾶλλον ὀπιπεύουσι γυναῖκας,
Καὶ πλέον ἱμεῖρουσι καλυπτομένοιο προσώπου.

4) Eurip. Alc. v. 1009-1124. p. 387. sequ.

5) Hippolyt. v. 130-134. p. 292:

Φάτις ἦλθε, δέσποιναν
Τειρομέναν νοσερᾷ
Κοίτα, δέμας ἐντός ἔχειν
Οἷκων, λεπτὰ δὲ φάρεα ξανθὰν
Κεφαλὰν σκιάζειν.

6) Il. L. XXIV. v. 162-163. p. 511:

Ὁ δ' ἐν μέσσοισι γεραιὸς
Ἐντυπὰς ἐν χλαίνῃ κεκαλυμμένος.

Le scholiaste remarque au dernier vers:

Οὕτως φησὶν αὐτὸν κεκάλυφθαι τῇ χλαινίδι ἐντετυπωμένοις ἱματίοις ὅλον τὸ σῶμα, ὥστε ὅλον τὸν τῶν μελῶν τύπον φαίνεσθαι.

7) Hom. Il. L. XXIV. v. 93-94. p. 506:

Κάλυμ' ἔλε δῖα θεάων
Κυάνεον.

cus ¹⁾ nous la dépeint de la même manière. Nous voyons le malheureux Adraste dans les suppliantes d'Euripide ayant la tête couverte de ses vêtemens ²⁾. Ethra touchée de compassion envers les veuves et les enfans des héros fameux, qui avoient péri au siège de Thèbes, et qui venoient implorer le secours de son fils Thésée, paroît dans la même tragédie, toute en pleurs et couvrant son visage d'une draperie légère ³⁾. Agamemnon accompagnant Iphigénie à l'autel, où elle alloit être sacrifiée, détourne sa tête, et pour cacher ses larmes, il se couvre le visage de son vêtement ⁴⁾. Erigone, que les anciens ont placée dans la constellation de la Vierge, affligée de la mort de son père Icarus, se couvre le visage de son voile ⁵⁾.

Il faut observer que dans plusieurs passages cités ci-dessus, il est question des voiles qui consistoient en une draperie particulière,

- 1) Argonaut. L. I. v. 132. p. 5:

Illa sedet dejecta in lumina palla.

Nous observerons que Mr. Winkelmann se trompe, en disant que Valerius Flaccus parle de Junon dans l'endroit cité.

Gesch. der Kunst, S. 417. W. A.

- 2) V. 110-111. p. 445.

- 3) V. 286-287. p. 452:

Τί κλαίεις, λέπτ' ἐπ' ὀμμάτων φάρη
Βαλοῦσα τῶν σῶν;

- 4) Iphigen. in Aul. v. 1549-1550. p. 543:

Ἀνεστέναζε· κᾶμπαλιν στρέψας κάρα,
Δάκρυα προῆγεν, ὀμμάτων πέπλον προθεῖς.

Eschyle¹⁾ introduit une femme esclave dans la tragédie des Choëphores, disant:

- 1) Choephor. v. 79-81. p. 253-254:

Δακρύω δ' ὑφ' εἰμάτων
Ματαίοισι δεσποτᾶν
Τύχαις, κρυφαίοις πένθεσι παχνουμένη.

- 5) Caes. German. in Arati Phaenom:

Et ore

Uelato tristique, genas abscondita rica.

Virgil. Aen. L. XII. v. 885-886. p. 679:

*Caput glauco contexit amictu
Multa gemens, et se fluvio dea condidit alto.*

Si l'on veut d'autres exemples on peut consulter les ouvrages cités ci-dessous:

Sophocl. Electr. v. 1468. p. 240.

Sophocl. Aiac. v. 1002. p. 177.

Isocrat. Trapez. p. 98.

semblable aux voiles dont nos femmes se servent à présent ¹⁾. Si les femmes de l'antiquité ne trouvoient pas à propos de cacher leur visage, le même voile prenoit d'autres formes, et étoit ajusté différemment, comme il est aisé de le voir par la signification de *Credemnon*, qui veut dire ruban ou bandeau dont on ceignoit la tête. Cependant on voit par des passages des anciens auteurs qui en parlent, que l'on se servoit aussi de *Credemnon* pour indiquer le voile qui couvroit entièrement le visage. C'est ainsi que *Calyptra*, qui signifie proprement un voile qui couvre le visage ²⁾, étoit souvent employé par les anciens à la place de *Credemnon*, qui veut dire bandeau; de même que souvent *Credemnon* servoit pour indiquer *Calyptra*, qui signifie voile ³⁾. C'étoit un tissu extrêmement léger qui s'appelloit aussi quelquefois *Pharos*, ce qui désignoit ordinairement un vêtement plus ample, ou un manteau ⁴⁾. On remarque sur les anciens monumens cette parure repliée de mille manières. La tête de Sappho, entr' autres, porte un pareil ajustement; et ce n'est que quand Nausicaa et ses compagnes se préparent aux jeux innocens de la jeunesse, qu'elles déposent cet ornement ⁵⁾. Quant aux passages où il est parlé de Priame, d'Agamemnon et d'Adraste, la draperie dont ils se couvrent, est formée d'une partie

1) Le peintre Lens, auteur d'un livre sur le costume des anciens, au lieu de donner aux artistes, pour lesquels il a écrit, des notions claires et exactes sur les voiles, débute par des assertions superficielles et pleines de faussetés, qui ne méritent pas la peine d'être relevées. Par malheur cette mauvaise compilation a été traduite en allemand et enrichie de notes dignes de l'original.

2) Voy. Coluth. de Rapt. Hel. v. 381. et 318:

Ἑρμιόνη δ' ἀνέμοισιν ἀπορρίψασα καλύπτρην.

3) Eustath. in Odyss. L. I. v. c. p. 1421. l. 10:

Οὐ μόνον δεσμός ἐστὶ κεφαλῆς τὸ κρήδεμνον, ἀλλὰ καὶ καταπέτασμα τι πλατὺ, εἴπερ καὶ εἰς παρεϊὰς κατέλκεται καὶ ἐπικαλύπτει αὐτάς.

Voy. Etymolog. M. in v. Κρήδεμνον.

Hesych. in v. Κάλυπτρα et Κρήδεμνον.

Polluc. Onom. L. IV. c. 18. segm. 116. p. 418.

4) Eurip. Androm. v. 831-832. p. 423:

Ἐρρ' αἰθέριον, πλοκάμων ἐμῶν

Ἄπο, λεπτόμιτον φάρος.

Eurip. Iphig. in Taur. v. 1149-1152. p. 590:

Πολυποίκιλα φάρεα καὶ πλοκά-
μους περιβαλλομένα, γένυσιν ἐσχιάζον

5) Hom. Odyss. L. VI. v. 100. p. 222.

du Peplon ou du manteau ample et large dont se servoient les Grecs ¹⁾).

Toutes les parties de l'habillement féminin, dont il est question ci-dessus, étoient faites d'une étoffe extrêmement fine et transparente, que l'on fabriquoit dans les îles de Cos et d'Amorgos ²⁾, en

1) Il est étonnant qu'un savant comme Mr. Winkelmann, se soit trompé si fortement dans ses remarques sur le Credemnon. Il nomme Credemnon, le bandeau dont on voit ceintes les têtes de Bacchus d'Arianne et des Bacchantes; mais il l'attribue uniquement à Ino Leucothea, pour désigner qu'elle étoit fille d'un mortel, et prétend que toutes les têtes ornées de ce ruban, appartiennent à cette Déesse. Au surplus il croit que le Credemnon, que Leucothea avoit jetté à Ulysse nageant au milieu des flots, où la tempête l'avoit précipité, n'étoit autre chose que ce bandeau ou ruban frontal¹⁾. Mais les exemples que nous avons cités, et nos observations sur cette partie de l'habillement féminin l'auront suffisamment prouvé, je l'espère, que le Credemnon n'étoit ordinairement qu'une draperie dont on se servoit tantôt comme d'un voile, tantôt comme d'un ajustement qui couvroit la tête de différentes manières. Le passage d'Homère, cité par Mr. Winkelmann servira d'appui à notre assertion, et prouvera tout le contraire de ce qu'il avance. Comment Leucothea auroit-elle pu secourir Ulysse avec un ruban qui n'excède pas la longueur de quelques palmes? L'inadmissibilité de cette explication du passage d'Homère, a déjà été prouvée par Mr. Heyne ²⁾. Ainsi ce bandeau frontal ne peut pas être un attribut appartenant exclusivement à Leucothea, autrement Homère ne l'auroit pas donné à Junon. Et selon nous les têtes que l'on remarque sur les médailles et sur tant d'autres monumens, ornées d'un pareil bandeau, appartiennent pour la plus grande partie à Bacchus. Quand au passage de Clément d'Alexandrie, que Mr. Winkelmann cite, il nous paroît que cet auteur, en attribuant le Credemnon à Leucothea ³⁾, entend en effet le ruban frontal, que les anciens artistes semblent avoir donné uniquement à Bacchus et aux femmes qui étoient de sa suite, et qui pour cela ne peut pas être attribué exclusivement à Leucothea. Clément nomme ce ruban Credemnon, et cette dénomination lui convient; mais comme les anciens ont souvent confondu les différentes parties de l'habillement des femmes, ce passage de Clément ne doit pas nous autoriser à supposer que Credemnon ne signifioit jamais autre chose que ce bandeau frontal. Mr. Winkelmann s'est trompé en citant Clément d'Alexandrie, et le passage qu'il rapporte ne se trouve pas dans l'endroit qu'il a indiqué. Les remarques de Mr. Casanova sur le monument qui selon Mr. Winkelmann représente Leucothea ⁴⁾, ne pourroient pas non plus soutenir une critique approfondie.

¹⁾ Mon. Ant. tav. 54 et 55. Vol. II. p. 68-69.

Voy. Casanov. Disc. sopra gli Ant. p. VII.

²⁾ Antiquar. Aufs. I. St. s. 27. anm. t.

³⁾ Cohortat. ad Gent. p. 50. Ed. Pott.

⁴⁾ L. C. p. VII-VIII.

2) Polluc. Onom. L. VII. c. 13. segm. 58. p. 727. et c. 16. segm. 74. p. 740.

Lydie, à Tarente ¹⁾, et à Siris ville d'Italie, d'où ces drapéries étoient nommées *Coa*, *Amorgina* et *Sirina* ²⁾. On les faisoit de la plus belle espèce de lin, que l'on appeloit *Byssus* ³⁾. Les anciens comparoient ces étoffes, à cause de leur finesse, aux toiles d'araignée ⁴⁾; on les tiroit aussi de Sidon, où elles étoient teintes en pourpre ⁵⁾, quoique chez les Grecs les voiles fussent ordinairement de couleur blanche ⁶⁾.

Dicéarque nous décrit une manière singulière de se voiler, usitée chez les femmes Thébaines. Elles portoient, dit-il, sur la tête un voile blanc, qui à cause de sa finesse extrême s'ajustoit au visage comme un masque, à l'exception des yeux, qui, à ce que l'on peut conclure de ce passage, étoient découverts par le moyen de deux ouvertures, que l'on y pratiquoit ⁷⁾. Les Athéniennes se servoient également de voiles ⁸⁾. On rapporte qu'Euclide de Mégare pour se soustraire à la loi qui défendoit sous peine de mort aux habitans de cette ville de paroître à Athènes, prit l'habillement de femme, se couvrit le visage d'un voile, et par ce stratagème entra dans Athènes la nuit, pour jouir de la société de Socrate ⁹⁾. Chez les Spartiates les jeunes filles paroissoient en public le visage dé-

1) Id. L. VII. c. 17. segm. 77. p. 743.

2) Lycurg. ap. Harpocrat. in v. Σείρινα.

Nous observons que l'étymologie que donne ici Harpocraton, ne nous semble pas être de grand poids, et qu'il nous paroît plutôt que ce mot est corrompu, et signifie des étoffes fines et légères faites par les Sérès des Indes.

3) Aeschyl. Pers. v. 122. p. 178.

4) Achill. Tat. L. III. p. 171.

Scalig. Conject. in Varr. p. 197.

5) Aeschyl. Suppl. v. 128. p. 217.

Tertull. de Hab. Mul. p. 510.

6) Homer. Il. III. v. 141. p. 138.

Apollon. Rhod. L. IV. v. 834. p. 128.

7) Stat. Graec. p. 16. ap. Geograph. minor. To. II. et in Gronov. Thes. Antiquit. Graec. To. XI. c. 10. p. 28: Τὸ τῶν ἱματίων ἐπὶ τῆς κεφαλῆς τοιοῦτόν ἐστιν, ὥσπερ προσωπίδιῳ δοκεῖν πᾶν τὸ πρόσωπον κατελῆφθαι, οἱ γὰρ ὀφθαλμοὶ διαφαίνονται μόνον, τὰ δὲ λοιπὰ μέρη τοῦ προσώπου πάντα κατέχεται τοῖς ἱματίοις, φοροῦσι δ' αὐτὰ πᾶσαι λευκά.

8) Aristoph. Lysistrat. v. 530 et 532. p. 531. Id. ap. Clement. Alex. Paedag. L. II. c. 11.

9) Aul. Gell. Noct. Att. L. VI. c. 10. p. 161.

couvert; ce n'étoient que les femmes mariées qui sortoient voilées¹⁾. Quoiqu'il soit évident par tous les exemples allégués ci-dessus, que le voile devoit couvrir entièrement le visage, cependant les femmes de ce tems là, se dispensoient souvent de cette coutume, sans manquer à la bienséance, en ne le voilant qu'à demi; ce que les femmes observent encore aujourd'hui, comme nous le voyons, en plusieurs pays, par différens motifs. On pourroit aussi prouver notre assertion par un passage de Quinte-Curce, où il nous rapporte l'entrevue d'Alexandre le grand et de la petite fille d'Ochus Roi de Perse; cet auteur dit, qu'elle parut : *dejectis in terram oculis, et quantum licebat uelato ore*²⁾. Nous citerons à cette occasion un usage très singulier qui s'étoit introduit à Chalcédoine. Quand les femmes rencontroient un homme, et principalement une personne du magistrat, elles ne decouvroient qu'une de leurs joues. On prétendoit que cette coutume étoit établie après la guerre des Chalcédoniens contre les Bithyniens. Chalcedoine se trouvant dépeuplée par cette guerre, les femmes se voyoient obligées de se marier à des affranchis, et à des étrangers qui habitoient leurs pays. Celles qui aimoient mieux rester sans maris, découvroient une joue, lorsque les circonstances les forçoient de paroître devant les magistrats; les autres femmes piquées que celles-ci les surpassassent en vertu, imitoient cet usage pour ne pas s'exposer au blâme et à l'humiliation³⁾.

Chez les Romains les jeunes filles et les femmes mariées n'osoient point paroître publiquement sans être voilées⁴⁾. C. Sulpicius Gallus répudia sa femme parcequ'elle étoit sortie sans voile⁵⁾. Ce voile étoit ordinairement d'une étoffe teinte en rouge ou en pourpre, souvent orné de franges, et appelé *Flammeum*, *Rica*, ou *Ricula*⁶⁾.

1) Plutarch. Apophthegm. Lacon. p. 863. To. VI. Opp.

2) De Reb. Gest. Alex. M. L. VI. c. 2. p. 212.

3) Plutarch. Quaest. Graec. p. 207-208. To. VII. Opp.

4) Plutarch. Quaest. Rom. p. 82. To. VII. Opp.

5) Id. ibid. p. 83.

Valer. Max. L. VI. c. 3. 8. 10. p. 200.

Il s'en suit de cette coutume, que ni les anciens Romains, ni les Grecs, n'auroient pas donné à une figure de la Pudeur un voile transparent, qui laissât appercevoir tous les traits du visage couvert, comme nous le voyons dans notre améthyste.

6) Non. c. XIV. n. 31. p. 790. n. 16. p. 788.

Les matrones romaines employoient une autre façon de se voiler, en se couvrant la tête et l'épaule droite d'une draperie appelée *Stola* en grec et *Ricinium* en latin, dont la moitié étoit rejetée sur l'épaule gauche¹⁾. La coutume de se voiler, étoit parvenue même chez les Celtibériens; leurs femmes portoient un voile qui couvroit toute la figure, et qui tenoit à la tête d'une façon tout-à-fait particulière. Elles portoient des colliers de fer, avec des lames qui s'élevoient plus haut que la tête, et qui étoient recourbées fort en avant; ces lames servoient à soutenir le voile qui les garantissoit du soleil, et tenoit en même tems lieu de parure²⁾.

Si la coutume de voiler et de couvrir le visage étoit introduite chez les femmes de la Grèce, il n'y a pas le moindre doute qu'elle ne le fut pas également chez les Grecs de l'Asie mineure et chez les autres Orientaux; d'ailleurs c'est de ces derniers que ce costume tire son origine. Ayant démontré le peu de fondement de l'assertion sur laquelle s'appuye Mr. Winkelmann, pour prouver que ce costume étoit Lydien et étranger à la Grèce, je n'ai pas voulu nier pour cela, que les Lydiens n'eussent ce costume chez eux. Au surplus, un ancien auteur nous dit, que les femmes en Médie ne sortoient que voilées, et que l'on croyoit généralement que c'étoit leur Reine Médée qui avoit inventé ce costume³⁾. Selon Platon⁴⁾ le voile étoit en usage en Perse, et les revenus d'une province entière de ce royaume, étoient destinés pour les voiles de la Reine. Eschyle attribue expressement l'usage du voile aux femmes persannes⁵⁾.

Plin. N. H. L. XXI. c. 8. p. 432.

Fest de Verb. Sign. L. XVI. p. 448-449.

Varr. de L. Lat. L. IV. p. 36.

1) Isidor. Orig. L. XIX. c. 23. p. 1303: *Stola matronale operimentum, quod cooperto capite et scapula a dextro latere in laevum humerum mittitur. Eadem et Ricinium latino nomine appellatum, eo quod dimidia ejus pars retro rejicitur.*

Voy. Varr. de L. Lat. L. IV. p. 37.

Turpil. ap. Veter. Grammat.

2) Artemidor. ap. Strab. L. III. p. 249: Περιτραχήλια σιδηρὰ φορεῖν αὐτάς, ἔχοντα κόρακας καμπτομένους ὑπὲρ κορυφῆς, καὶ προσπίπτοντας πρὸ τοῦ μετώπου πολὺ, κατὰ τούτων δὲ τῶν κοράκων ὅτε βούλονται, κατασπᾶν τὸ κάλυμμα, ὥστε ἐμπετασθὲν, σκιάδιον τῷ προσώπῳ παρέχειν, καὶ νομίζειν κόσμον.

3) Eustath. in Dionys. Perieg. v. 1020. p. 129.

4) In Alcib. I. p. 43. To. V. Opp.

5) Pers. v. 535. p. 206:

Πολλὰ δ' ἀπαλαῖς χερσὶ καλύπτρας

En Arabie les femmes se voiloient avec une telle austérité, qu'elles se couvroient le visage entier à la réserve d'un oeil ¹⁾).

Chez les Grecs on conduisoit la nouvelle mariée couverte d'un voile, nommé *Calyptra* ou *Theristrion* dans la maison de son mari ²⁾). Le *Theristrion* étoit un voile d'une étoffe très légère de couleur rouge ³⁾). La nouvelle mariée ne se montrait dévoilée que le troisième jour après les noces, et l'on appeloit les présens que le mari faisoit alors à sa femme *Opteria* et *Anacalypteria* ⁴⁾). Les Romains observoient la même coutume ⁵⁾), chez eux la jeune mariée étoit

Κατερεικόμεναι, διὰ μυδαλέοις

Δάκρυσι κόλπους τέγγουσι.

1) Tertull. de Virg. Veland. c. XVI. p. 304: *Arabiae foeminae non caput, sed faciem quoque ita totam tegunt, ut uno oculo liberato, contentae sint dimidiam frui lucem, quam totam faciem prostituere. Mavult foemina videre quam videri.*

Voy. Hieron. ad Eustoch. Epist. XXII.

2) Aeschyl. Agamemn. v. 1189-1190. p. 133:

Καὶ μὴν ὁ χρησμὸς οὐκέτ' ἐκ καλυμμάτων

Ἔσται δεδορκῶς, νεογάμου νύμφας δίχην.

Lucian. Sympos. c. VIII. p. 31. To. IX. Opp.

Achill. Tat. L. III. p. 171.

Polluc. Onom. L. III. c. 3. segm. 37. p. 284.

Plutarch. Conjug. Praec. p. 324. To. VI. Opp.

3) Myrin. Epigr. II. v. 3. in Br. Anal. To. II. p. 107.

Salmas. Exerc. Plin. in Solin. p. 193.

Isidor. Orig. L. XIX. c. 20. p. 1303.

4) Poll. L. C.

Hesych. i. v. Ἀνακαλυπτήριον.

Euphor. ap. Schol. Eurip. in Phoeniss. v. 688.

Tertullian. L. C. c. XI. p. 179: *Si congressio viri mulierem facit, non tegantur nisi post ipsam nuptiarum passionem.*

5) Arnob. advers. Gent. L. III. p. 107.

Ambros. de Viduis. Epist. 81.

Tertullian. de Virgin. Veland. c. XI. p. 179.

Lucan Pharsal. L. II. v. 360:

Lutea demissos velarunt flammea vultus.

Nonius Marcell. LL. CC.

Martial. L. XI. Ep. 79. L. XII. Ep. 42:

Praeluxere faces, velarunt flammea vultus.

Plin. N. H. L. XXI. c. 8. p. 432.

Petron. Satyr. p. 207.

Ce dernier dit:

Aequum est induere nuptam ventum textilem,

Palam prostare nudam in nebula linea.

couverte d'un *Flammeum*, pour ménager sa modestie¹⁾. Ce voile étoit de couleur de feu ou rouge, pour designer, à ce qu'on dit, la pudeur qu'elle devoit toujours conserver²⁾. Nous avons une pierre gravée sur laquelle Tryphon a représenté Cupidon et Psyché³⁾, le visage entièrement couverts d'un voile transparent. Hésione se voit représentée sur une très belle mosaïque décrite par Winkelmann, en habit d'une nouvelle fiancée et portant un voile blanc⁴⁾. Telle se voyoit Hippodamie, dans un ancien tableau décrit par Philostrate⁵⁾. Le même voile nuptial orne les têtes d'Augé, de Médée, de Thétis, et de Proserpine, sur plusieurs anciens monumens qui existent encore⁶⁾.

L'antiquité possédoit plusieurs statues voilées de différentes manières. La statue de Vénus Morpho à Sparte étoit ornée d'un voile, appelé Calyptra⁷⁾. On voyoit à Constantinople la statue de Polyxène, dont le visage étoit couvert d'un voile, nommé Credemnon, pour désigner sa pudeur et la douleur dont elle étoit pénétrée⁸⁾. Il existoit dans la même capitale, une statue d'Hécube, représentée en captive, et dans une attitude triste; elle avoit également le visage entièrement voilé et couvert⁹⁾. Mais la description d'une statue que nous trouvons dans l'auteur cité ci-dessous, mérite encore plus d'attention; c'est la statue de Créuse, qui se voyoit dans cette ville: elle étoit représentée affligée et le Credemnon lui couvroit les

1) Flor. Hist. Rom. L. IV. c. 2. p. 93: *Ne pudicitia pollueretur aspectu.*

2) Schol. Juvenal. in Satyr. VI. p. 225: *Est enim sanguineum, propter ruborem custodiendum.*

Voy. Stat. Theb. L. II. v. 232.

3) Voyez les ouvrages de Stosch, Bracci et Raspe cités ci-dessus.

4) Winkelmann. Monum. ined. tav. 66.

5) Icon. L. II. c. 17. p. 789.

6) Winkelmann. L. C. tav. 19. 72. 90. 111.

Bartol. Admir. tab. 59.

Bouch. et Grav. Monum. ant. pl. 6. 7. 9. b. 18. a. 27. b.

7) Pausan. Lacon. c. XV. p. 246.

8) Christodor. Descr. Statuar. in Zeuxipp. positar. in Brunck. Analect. T. II. p. 463:

Πῶς δὲ τεῶν κρήδεμνον ἐπειρρυσσασα προσώπῳ
ἴστασαι, αἰδομένη μὲν ἀλίγκιος;

9) Id. ibid.:

Φᾶρος γὰρ ἐπικρεμές ἀμφὶ προσώπῳ
Πήματα μὲν δείκνυσιν.

joues, précisément comme nous le voyons sur notre pierre gravée. Cette figure étoit en outre totalement enveloppée dans un ample manteau ¹⁾. Pausanias rapporte ²⁾, que Nausicaa étoit représentée sur la caisse de Cypsélus la tête voilée, et montée sur un char pour aller se baigner au rivage de la mer. Andromaque et Médésicaste en captivité chez les Grecs, étoient représentées voilées dans le fameux tableau à Delphes, peint par le célèbre Polygnote de Thasos ³⁾. Sur plusieurs monumens de l'antiquité qui existent de nos jours, on voit Antiope, Laodamie, Priame, Andromaque, et Hecube, représentées dans l'attitude de la plus profonde douleur, et ayant les têtes couvertes de leurs vêtemens ⁴⁾.

Il faut observer, que chez les Orientaux, ainsi que chez les Grecs, le voile étoit encore en usage dans les cérémonies religieuses ⁵⁾. Enée faisant un sacrifice à Minerve, se voile la tête à la manière des Phrygiens ⁶⁾. On lit dans l'expédition d'Alexandre le Grand qu'Aristandre, offrant un sacrifice à Jupiter et Minerve, étoit vêtu d'un habit blanc et avoit la tête voilée ⁷⁾. La Prêtresse de Sosipolis, Génie tutélaire des Eléens, n'osoit pas entrer dans le temple de cette divinité, sans être munie d'un voile blanc, qui couvroit sa tête et son visage ⁸⁾. Edipe faisant sa prière dans le bois sacré des Euménides près d'Athènes, se voit sur un bas-relief antique ayant la tête tout-à-fait couverte de son manteau ⁹⁾. Indépendamment de

1) Id. ibid. p. 461:

Ἀμφὶ γὰρ αὐταῖς
Ἀμφοτέραις κρήδεμνον ἐφελκύσασα παρειαῖς,
Πάντα πέριξ ἐκάλυψε ποδηνεκέϊ χροῶ πέπλω,
Οἷά τε μυρομένη.

2) Eliac. I. c. 19. p. 426.

3) Pausan. Phocic. c. XXV. p. 862: Ἡ μὲν δὴ Ἀνδρομάχη καὶ ἡ Μηδεσί-
κάστη καλύμματα εἰσιν ἐπικείμεναι.

4) Winkelmann Mon. Ant. tav. 25. 123. 130. 137. 138,
Bartol. Admir. tac. 75. 76.

Bouch. et Grav. Mon. Ant. pl. 50. b. c. 55. a. 62. c.

5) Polluc. Onom. L. X. c. 53. segm. 192. p. 1387.

6) Virgil. Aen. L. III. v. 545 p. 391:

Et capita ante aras phrygio velamur amictu.

7) Quint. Curt. L. IV. c. 13 §. 15. 158.

8) Pausan. Eliacor. L. II. c. 20. p. 501: Ἐσοδος οὐκ ἔστι πλὴν τῷ Σερα-
πευούσῃ τὸν Σεῶν, ἐπὶ τὴν κεφαλὴν καὶ τὸ πρόσωπον ἐφελκυσμένη ὕφος λευκόν.

9) Winkelmann Mon. Ant. ined. tav. 104.

cela, on remarque que chez les Grecs les sacrifices se faisoient ordinairement à tête découverte ¹⁾).

Nous savons que chez les Romains les Prêtres et les Prêtresses, par exemple le *Flamen Dialis* ²⁾ et les Vestales, et ceux qui adressoient leurs prières ou faisoient les sacrifices aux Dieux ³⁾, portoient un voile; mais avec cette différence, que leur tête étoit couverte ou d'une draperie ou avec la toge, et que le visage restoit ordinairement à découvert. On étoit persuadé que la coutume de se voiler dans les cérémonies religieuses venoit d'Enée; ce Héros après son arrivée en Italie étant occupé un jour à faire un sacrifice, s'étoit voilé la tête en voyant passer Diomède son ennemi, et acheva ainsi cet acte de piété. D'autres prétendent que l'usage de se voiler pendant le sacrifice, s'observoit par respect pour la Divinité à laquelle on sacrifioit, ou plutôt pour ne pas entendre ni voir les signes de quelque mauvais présage, qui pouvoient se déclarer pendant la prière. Castor philosophe Pythagoricien prétendoit, que comme le bon Génie, qui est caché au dedans de nous, prie les Dieux, de même le voilement de la tête veut signifier, que l'âme est couverte et cachée par le corps ⁴⁾. Ce n'étoit qu'à Saturne et à l'Honneur que l'on sacrifioit la tête découverte, au premier, parceque le culte de cette Divinité, introduit par les Pélasgues et ensuite par Hercule, étoit plus ancien que celui que l'on attribuoit à Enée, et dont nous avons parlé plus haut; ou parceque Saturne étant compté parmi les Divinités infernales, son culte devoit être distingué de celui des Divinités célestes; ou bien plutôt parceque Saturne étant le père de la Vérité, rien ne devoit lui être caché ⁵⁾. Sacrifioient-ils à l'Honneur la tête découverte, parceque l'Honneur

1) Macrob. Saturn. L. I. c. 8. p. 244. c. 10. p. 252.

2) Fest. de Verb. Signific. L. VI. p. 149. in v. Flamen.

Varr. de L. L. Libr. IV. p. 23.

Serv. in L. VIII. Aeneid.

3) Plutarch. Quaest. Rom. p. 79-81. To. VII. Opp.

Sueton in Vitell. c. II. p. 253.

Lucret. de R. N. L. V. v. 1197.

Plaut. Amphitr. Act. V. Sc. 1. v. 19.

Id. Curcul. Act. III. Sc. 1. v. 42.

Winkelm. Monument. ined. tav. 186.

4) Plutarch. Quaest. Rom. p. 81. To. VII. Opp.

5) Plutarch. Quaest. Rom. p. 80-81.

et la Gloire sont des choses évidentes¹⁾? c'est ce que les anciens auteurs ne décident pas. Quand les Vestales faisoient un sacrifice elles portoient leur habillement ordinaire, et leurs cheveux étoient noués d'un ruban, mais elles mettoient en outre sur la tête une draperie blanche appelée *Suffibulum*, de forme oblongue et quarrée, bordée de pourpre, qu'elles attachoient au dessous du menton avec une agraffe²⁾. Varron nous dit, que les femmes qui sacrifioient, avoient conformément au rite romain, la tête couverte d'un voile que l'on appelloit *Rica*³⁾. Ceux qui dédioient un temple à quelque Divinité, étoient voilés de la même manière que les Sacrificateurs⁴⁾. Les garçons et les filles que les anciens peuples d'Italie vouoient aux Dieux, pour apaiser leur courroux, offrande connue sous le nom de *Uer sacrum*, étoient conduits voilés sur les frontières, pour ne jamais retourner dans leur patrie⁵⁾. Chez les Romains les Généraux en se dévouant à la mort pour le salut de leur patrie, faisoient cette cérémonie en prononçant des paroles d'une certaine formule, et ayant la tête couverte de leur toge⁶⁾. Enfin cet usage pratiqué dans les cérémonies religieuses, se remarque non seulement sur les monumens anciens, mais aussi sur les médailles, dont on pourroit citer plusieurs⁷⁾.

On voit sur les anciens monumens de Perse⁸⁾ ainsi que sur

Macrob. Saturn. L. I. c. 8. p. 244. et c. 10. p. 252.

Fest. de Verb. Sign. L. XVII. p. 484.

1) Plutarch. L. C.

2) Fest. de Verb. Sign. L. XVII. p. 543.

Alex. ab Alex. Dier. Gen. L. V. c. 12.

3) De Ling. Lat. L. IV. p. 37.

4) Cic. pro Dom. c. XLVII. §. 124. p. 120.

5) Fest. de Verb. Sign. L. XIX. p. 587.

Voy. Liv. L. I. c. 26. p. 35.

6) Cic. de Nat. Deor. L. II. c. 3. p. 134.

Tite Live, en rapportant cet acte d'héroïsme de Decius, nous le décrit *Velato capite, manu subter togam ad mentum exerta.*

Liv. VIII. c. 7. p. 501.

Id. L. I. c. 32. p. 43.

Horat. Serm. L. II. 1, v. 15.

7) Guther. de Iur. Pontific. L. II. c. 14, 3. 6, 4. 6.

8) Comme sur les pierres de forme cylindrique de ce peuple, dont nous attendons l'explication d'un Savant célèbre Mr. Herder à Weimar.

ceux de Persépolis ¹⁾, des figures en habit de cérémonie, ornées de tiaras à peu près semblables à celles que Strabon cité ci-dessus décrit, dont les rebords couvrent le menton et les joues: costume qui ressemble au bonnet phrygien, que l'on remarque souvent sur les pierres gravées. La figure d'un homme sur une hématite du cabinet de Mr. Andreini, vêtu d'une espèce de draperie, dont la partie supérieure, lui couvre le menton et la lèvre inférieure, pourroit aussi avoir rapport, ce me semble, à quelque cérémonie religieuse ²⁾. Mais il existe une figure de bronze très ancienne, beaucoup plus remarquable pour nos recherches; cette figure trouvée en Italie en 1778 tient dans une main un lièvre, et dans l'autre il y avoit peut-être autrefois une patère ou l'image d'une Divinité. Dans cette figure la bouche et le menton sont couverts d'une étoffe, et cette circonstance, l'attitude et le lièvre qu'elle tient dans la main, me donnent lieu à supposer, que l'artiste a voulu représenter un Prêtre ou un Sacrificateur ³⁾.

Gori rapporte un Sarcophage, à ce qu'il prétend étrusque, qui représente un triomphe, où l'on voit le triomphateur sur un quadriges ayant la tête, le menton et la bouche enveloppés d'une draperie ⁴⁾. Il pense, que ce voile servoit pour l'empêcher d'entendre les acclamations du peuple, et afin qu'il n'en prit pas occasion de s'enorgueillir et de se croire au dessus des autres hommes, à cause qu'il avoit le visage peint en rouge, comme les Divinités des anciens tems ⁵⁾. Sans faire tort à l'opinion de Gori, et sans entrer dans l'examen si ce monument appartient aux Étrusques ou aux Romains, on pourroit dire plutôt, que le triomphateur avoit la tête enveloppée de cette manière, pour ne pas entendre les propos insultans, que lui tenoit l'esclave destiné à le suivre, et à lui rappeler sa con-

1) Choix de Monum. les plus remarquabl. To. II. pl. 51. 53 et 108.

Voy. du Chev. Chardin en Perse, T. II. pl. 63. p. 157. pl. 64. p. 160.

2) Gori Inscript. per Etrur. urb. extant. To. I. tab. XI. No. 3. p. LXXI.

3) On trouve cette figure représentée dans la traduction italienne de l'histoire de l'Art:

Storia delle Arti del disegno, trad. da Fea, To. I. tav. 5.

Oeuv. complèt. de Winkelmann, publ. par Jans. To. II. pl. XVIII.

4) Mus. Etrusc. Vol. I. tab. CLXXIX.

5) Ibid. Vol II. Cl. IV. p. 371.

dition ¹⁾. S'il étoit permis d'hazarder une idée, on pourroit encore entrevoir dans l'usage de voiler le triomphateur de cette façon, une sorte de costume religieux; parceque le triomphateur romain étoit obligé de faire un sacrifice à Jupiter capitolin; d'où l'on pourroit conclure que la même cérémonie s'observoit chez les Hétrusques comme chez les Romains, et que le monument cité représente un triomphateur dans la marche triomphale, prêt à s'approcher du temple où il devoit sacrifier ²⁾. On voit sur une médaille de la famille Claudia, Claudius Marcellus portant un trophée dans le temple de Jupiter Férétrien ayant la tête voilée avec une partie de sa toge.

En Grèce et à Rome on se voiloit la tête pendant les deuils, comme nous l'avons prouvé par plusieurs exemples. Mais si les Grecs se servoient dans ces occasions des draperies et des voiles de couleur noire ³⁾, les femmes romaines faisoient le contraire, en employant des habits et des voiles blancs ⁴⁾. Ce qu'il-y-avoit de singulier dans cette coutume, c'est que les fils accompagnoient les funérailles de leurs pères, la tête voilée, tandis que les filles suivoient le convoi la tête découverte. Cela s'observoit selon les uns, parceque les fils doivent respecter leurs pères comme des Dieux, et que les filles les doivent plaindre uniquement comme des hommes morts. Selon l'opinion des autres, cette coutume venoit de ce qu'à l'occasion du deuil, on suivoit dans le costume tout le contraire, de ce que l'on étoit dans l'usage de faire ordinairement ⁵⁾. La même dif-

1) Plin. N. H. L. XXXIII. c. 1. p. 331.

Juvenal. Sat. X. v. 37.

Tertullian. Apologet. c. XXXIII.

Isidor. Origin. L. XVIII. c. 2. p. 1267.

Arrian. Dissertat. Epictet. L. III. c. 24.

Zonar. Annal. p. 147.

2) Thesaur. Morell. p. 88-89. No. 1.

3) Aeschyl. Choephor. v. 9. p. 249.

Eurip. Alc. v. 846. p. 380.

4) Ceux qui voudroient savoir la raison de cette coutume, peuvent consulter Plutarque cité ci-dessus ¹⁾. Mr. Winkelmann observe, d'après Juste Lipse, que Plutarque ne parle que des coutumes qui étoient en usage du tems des Empereurs romains ²⁾. Et lorsqu'il nous dit, que les Argiens observoient la même pratique dans le deuil, cela doit s'entendre que c'étoit du tems des Empereurs.

¹⁾ Quaest. Rom. p. 95-96.

²⁾ Gesch. der Kunst, S. 416-417. W. A.

5) Plutarch. Quaest. Rom. p. 82.

férence dans l'habillement étoit observée en pareilles occasions en Egypte et en Grèce.

Dans le voyage les Grecs et les Romains se couvroient la tête avec le manteau, ou avec leurs toges, tant pour se garantir de l'air, que pour n'être pas reconnus ¹⁾. Les philosophes dans leurs méditations profondes faisoient de même, pour ne pas être distraits par les objets qui les entouroient ²⁾. Pour dérober aux yeux des autres la honte ou l'embarras que l'on éprouvoit à la suite de quelque mauvaise action, ou de quelque désagrement, il étoit d'usage parmi les hommes et les femmes, de se voiler la tête ³⁾. On peut observer enfin, qu'à l'approche d'un danger imminent et imprévu, on s'enveloppoit dans le manteau, en se couvrant la tête, et l'on attendoit sa destinée avec résignation. Parmi tant d'exemples on pourroit citer Jules César, et Pompée ⁴⁾.

Il y avoit encore une autre manière de se voiler usitée chez les Romains parmi les hommes et les femmes. C'étoit le *Cucullio* ou *Cucullus*, espèce de capuchon qui couvroit la tête. On l'em-

1) Sophocl. Ai. v. 243-246. p. 124.

Polyb. L. IV. c. 9.

Appian. B. C. L. 1. p. 168.

Plutarch. Apopth. p. 737. To. VI. Opp.

Id. in Coriol. et Cicer.

Winkelm. Mon. Ant. ined. tav. 11.

2) Aristoph. Nub. v. 733. et Schol. p. 88.

Id. Plut. v. 707. p. 34. et v. 714. p. 35.

Athen. Dipnos. L. IX. c. 7. p. 203.

Plat. in Gorg. p. 87.

Aeschin. περὶ παραπρ. p. 311. et 699.

Hesych. in v. Ἐγκαλύπτειν.

Spence Polym. Tab. XX. 1.

3) Cic. in M. Ant. Philipp. L. II. c. 31. p. 218.

Petron. Satyr. c. VII. p. 45. c. XX. p. 54.

Balb. Cath. cit. ap. Erhard. Symb. ad Petron. L. C.

Plaut. Capt. Act. III. Sc. 1. v. 15.

Chrysostom. T. I. p. 579.

Winkelm. Mon. tav. 27. 93.

Bouch et Grav. Mon. pl. 48. b.

4) Quintil. Inst. Orat. L. VI. c. 1. p. 356.

Plutarch. in Pomp. et Ces.

Lucan. Bell. Civ. L. VIII. v. 614. seq.

ployoit ordinairement dans les parties de plaisir, lorsqu'on ne vouloit pas être reconnu ¹⁾).

Nous finirons nos recherches sur les voiles, par les observations suivantes. On remarque qu'il existoit chez les Romains un usage semblable à celui que nous pratiquons de nos jours. Quand un homme voilé rencontroit une personne de distinction, un ami, ou un magistrat, il découvroit par respect sa tête ²⁾). Nonius rapporte d'après Salluste, que lorsqu'en passant on trouvoit sur son chemin le Dictateur, on découvroit la tête, et on se levoit, si l'on étoit assis ³⁾). Le Dictateur Sylla avoit la même attention pour le grand Pompée, quoique ce dernier ne fut alors qu'un simple particulier ⁴⁾). Sénèque dit que lorsqu'on rencontroit un Consul, un Préteur, ou quelque personne de distinction, on descendoit de cheval, on découvroit sa tête, et on leur faisoit place ⁵⁾). On croyoit que cette coutume tiroit également son origine d'Enée, comme celle que nous avons citée ci-dessus. Effectivement si l'on se couvre en rencontrant son ennemi, comme l'a fait Enée, à plus forte raison doit-on se découvrir devant ses amis et les personnes de distinction. On attribuoit encore à cet usage un autre motif, que voici. Si l'on se couvroit la tête en s'approchant des autels des Divinités, on devoit faire le contraire en rencontrant des personnes distinguées; non pour leur faire plus d'honneur, mais pour ôter aux autres hommes l'idée, qu'on leur rend les mêmes honneurs qu'à la Divinité ⁶⁾).

1) Martial. L. XI. ep. 99.

Juvenal Satyr. VI. v. 118. VIII. v. 145.

Capitolin. in Ver. c. 4.

Lamprid. p. Heliog. c. 32.

Fortunat. L. I. Rhet. ap. Rhet. Vet.

2) Plutarch. Quaest. Rom. p. 79.

Varr. ap. Plin. N. H. L. XXVIII. c. 6. p. 133.

3) Sallust. ap. Non. c. III. n. 5. p. 617.

4) Valer. Max. L. V. c. 2. §. 9. p. 158.

5) Epist. LXIV. p. 166.

6) Plutarch. L. C. p. p. 85.

Plin. N. H. L. XXVIII. c. 6. p. 133.

La raison que Pline donne de cette coutume, me semble tout-à-fait inadmissible. Voici les paroles: *Capita autem aperiri aspectu magistratuum, non venerationis causa jussum, sed, ut Varro auctor est, valetudinis, quoniam firmiora consuetudine ea fierent.*

Avant de dire mon sentiment sur le sujet de notre améthyste, il est nécessaire que je fasse encore quelques observations, sur les trois points qu'on y remarque à la hauteur de la poitrine. Selon Mr. Baudelot ces trois points doivent signifier les trois modes de la musique ancienne. De tous les savans qui se sont occupés après lui de l'explication de notre pierre gravée, il n'y en a pas un seul, qui ait fait mention de ce que ces trois points pourroient désigner. Cependant on trouvera l'opinion de Mr. Baudelot un peu trop hasardée; comme j'ai l'original sous les yeux, je crois pouvoir assurer, qu'en raison de la forme allongée que j'y remarque, ces points ne sont autre chose, que l'ébauche d'une main, que l'artiste avoit eu l'intention de faire. Nous voyons en effet dans deux têtes d'Arsinoë, épouse de Ptolémée Philadelphie, que la main droite touche au même endroit le bout du voile, dont sa tête est couverte ¹⁾. Louis Siries a considéré sans doute ces points comme une indication des doigts, ainsi qu'on peut le voir par la copie qu'il a fait de cette pierre, dans laquelle il a représenté la main droite et ses cinq doigts, mais couvertes d'un voile transparent ²⁾. On remarque encore sur notre original un quatrième point et un trait un peu effacé par le poli, qu'on a donné mal à propos à la pierre.

Après ces digressions nécessaires au but que nous proposons, revenons maintenant à notre objet. Le caractère du visage et sa ressemblance avec Hercule, impossible à méconnoître, comme nous l'avons remarqué, nous autorisent à soumettre au jugement des connoisseurs de l'antiquité une idée, que l'inspection de la pierre et l'examen réfléchi paroissent confirmer. Le trait historique sur lequel nous appuyons notre opinion, n'ayant été rapporté que par un seul auteur, appartient à ces traditions mythologiques des anciens, dont on n'a fait jusqu'à présent aucune application. On conservoit chez les Grecs le souvenir d'un exploit d'Hercule, que nous allons rapporter; savoir, que ce Héros en retournant de son expédition contre Troie, et voulant aborder à l'île de Cos, qui étoit ha-

1) Mus. Florent. T. I. tab. XXVII. f. 4.

Dactyliothe. v. Lipp. II. Taus. No. 225.

Raspe Catal. du Cab. de Mr. Tassie, No. 9789. p. 569. pl. LIII. et No. 9790. p. 569.

2) Raspe L. C. N. 9829. p. 571.

bitée par les Méropes ¹⁾, il trouva de la résistance de la part de ses habitans ²⁾. Voici comment Plutarque rapporte cette aven-

1) Les anciens ne sont pas d'accord, si ces Méropes étoient une famille, ou s'ils étoient une nation¹⁾. Ils ne s'accordent pas non plus, si cette île avoit reçue le nom de Cos Méropéis²⁾ ou simplement Méropis³⁾ et Mérope⁴⁾, que lui donnent plusieurs auteurs, du nom de ces Méropes, ou du Roi de cette île, appelé Mérops, dont la fille Co avoit donné le sien à cette île⁵⁾. Mais il est probable, que l'on doit prendre ces Méropes, dont Homère fait déjà mention⁶⁾, pour un reste des plus anciennes familles qui avoient peuplé Cos; parcequ'Euripide met ce Mérops au nombre des Titans⁷⁾, et qu'Etienne de Byzance nous dit, que ce Mérops étoit fils de la Terre⁸⁾. Apollonius de Rhodes et son Scholiaste parlent d'un autre Roi du même nom⁹⁾. Pline rapporte¹⁰⁾, que dans les anciens tems Siphnus fut appelée Méropia; d'où l'on peut conjecturer que cette île étoit aussi habitée anciennement par les Méropes.

1) Eustath. in Il. L. II. v. 677. p. 318. l. 33. et in L. I. p. 97. l. 39.

2) Thucyd. L. VIII. c. 41. p. 61.

Callimach. Hymn. in Del. v. 160. p. 114.

Strabon. L. XV. p. 1006.

Aristid. Orat. in Asclep. p. 77.

Anton. Liberal. Metam. c. XIV. p. 102.

Stephan. Byzant. in vv. Κῶς et Μέροψ.

Eustath. LL. CC.

Schol. Hom. in Il. L. XIV. v. 233. et in L. I. v. 590.

3) Diodor Sicul. L. XIII. c. 42. p. 573.

Pausan. Eliacor. L. II. c. 14. p. 487.

Dionys. ap. Plin. N. H. L. V. c. 31. Sect. 36. p. 286.

4) Staphyl. ap. Eund. ibid.

Eustath. in Il. L. II. v. 677. p. 318. l. 33.

Suid. in v. Μερόπη.

5) Steph. Byzant. in v. Κῶς.

Hygin. Poet. Astronom. L. II. c. 16. p. 459.

Schol. Callim. in Hymn. in Del. v. c.

6) Hymn. in Apollin. v. 42. p. 3.

Voy. Meleagr. Epigr. XI. v. 7. in Br. Anal. To. I. p. 6.

Epigr. Anonym. DLXXII. v. 4. ibid. To. III. p. 271.

Diog. Laert. in Thal. L. I. p. 12.

Plutarch. De Mus. p. 665. Opp. To. X.

Hesych. in v. Μέροπες.

7) Helen. v. 388. p. 153.

8) L. C.

9) In Argonaut. L. I. v. 977. p. 136.

10) N. H. L. IV. c. 12. p. 223.

2) Homer. Il. L. XIV. v. 233. p. 77. et L. XV. v. 28. p. 97.

Pind. Isthm. Od. VI. v. 46.

Id. Nem. Od. IV. v. 42.

ture ¹⁾. Hercule revenant de Troie avec six vaisseaux, fit naufrage, il ne lui en restoit qu'un seul, sur lequel il avoit sauvé l'équipage et ses armes, et avec lequel il aborda à l'île de Cos. Ayant rencontré en arrivant un troupeau de moutons, il demanda un belier au berger Antagoras. Celui-ci étant fort et vigoureux, proposa à Hercule de lutter avec lui, et promit un belier au cas qu'il fut vaincu. Le combat s'étant engagé, les Méropes vinrent au secours d'Antagoras, et les Grecs prirent le parti d'Hercule. Il en résulta un violent tumulte; Plutarque dit qu'Hercule excédé de fatigue, se voyant assailli par un trop grand nombre d'adversaires, prit la fuite, et se retira chez une femme Thrace, où il resta inconnu travesti en femme. Ayant ensuite vaincu les Méropes, et fait un sacrifice expiatoire, il prit l'habit de femme, et se maria avec la fille d'Alciopus. Plutarque ajoute, qu'on avoit institué dans cette île un sacrifice en mémoire de cet exploit d'Hercule, où le Sacrificateur paroissoit en habit de femme, sur les lieux mêmes où s'étoit donné le combat, et où les nouvelles mariées embrassoient leurs époux qui étoient habillés en femmes.

Ce trait remarquable se rapporte parfaitement au sujet de notre pierre, comme nous allons le voir. Premièrement, le voile que nous observons à cette tête, s'accorde très bien avec le costume qui étoit en usage chez les femmes grécques, comme on l'a vu précédemment, sans avoir besoin de recourir à une mode lydienne dont parle Mr. Winkelmann, et dont il est au moins jusqu'à présent difficile de prouver l'existence. Par conséquent notre opinion, fondée sur cette tradition mythologique, nous paroît expliquer clairement le sujet en question. En second lieu il est clair, que la coutume de se couvrir le visage ne fut jamais un objet de luxe ni de mollesse; c'étoit comme nous l'avons démontré, un usage introduit pour servir aux Prêtres et aux Sacrificateurs dans les cérémonies, ou bien qu'il étoit réservé aux femmes comme habillement de parure et de mode. Ce voile convient encore à Hercule, car ayant pris la fuite, il s'étoit déguisé en femme; après la défaite des Méropes, et après son ma-

Schol. Pind. in Nem. Od. IV. v. 40.

Apollodor. Bibl. L. II. c. 7. p. 128.

Quinctil. Instit. Orat. L. VIII. c. 6. p. 118.

1) Quaest. Graec. p. 212-213. Opp. To. VII.

riage avec la fille d'Alciopus, il portoit encore le même habillement. D'ailleurs ce n'est pas dans une maison que nous le voyons déguisé de cette manière, c'est sur le champ de bataille et victorieux des Méropes que nous le devons considérer. Par conséquent ce costume, qui comme objet de luxe ne convenoit pas au monument dont il est question, s'accorde parfaitement avec l'explication que nous venons d'établir. Troisièmement la couronne de lauriers, qui, comme nous l'avons exposé, étoit inadmissible pour Hercule esclave à la cour de la Reine de Lydie, convient à merveille au vainqueur des Méropes. Il est bon d'ailleurs d'observer ici, que cette couronne de lauriers est très bien travaillée, et qu'elle ne ressemble pas aux autres couronnes de la même espèce, que l'on trouve sur des monumens des tems postérieurs, qui sont quelquefois d'une forme plate et d'une exécution minutieuse. Il paroît même, que l'artiste n'a donné tant de relief à cette couronne, que dans le dessin de marquer la légèreté de la draperie, qui semble être soulevée par le saillant des feuilles de lauriers. Et voilà précisément ce qui avoit induit en erreur Mr. Baudelot, qui croyoit y voir des fleurs d'orangers ¹⁾.

Ayant ainsi expliqué le sujet de notre pierre, au moyen des autorités qui nous paroissent incontestables, il nous reste à résoudre une difficulté apparente, concernant le caractère de cette tête d'Hercule. Nous avons observé que la partie supérieure du visage, ainsi que le nez aquilin, ne laissent aucun doute, que ce ne soient les traits de ce Héros. Cependant ce voile recouvrant le milieu du nez avec le reste du visage, semble répandre sur toute la physiognomie un air de mollesse; de manière que l'autre partie du nez, la bouche et le menton, s'éloignent peu à peu de ce caractère mâle, en s'approchant insensiblement de l'idéal féminin. Mais c'est ici, selon nous, qu'il faut encore admirer le talent de l'artiste, qui en exécutant le sujet qu'il s'étoit proposé, a voulu donner à dessin, un air féminin aux traits qu'il avoit couverts d'une draperie féminine, sans s'éloigner pourtant trop de son original et de l'objet principal de son travail. Convenons qu'il a supérieurement exécuté l'idée qu'il avoit conçue, et qu'il n'y a qu'un artiste d'un talent médiocre et sans

1) Mariette Biblioth. Dactyliograph. p. 381.

génie qui eût pu traiter autrement le sujet, que l'auteur de notre améthyste avoit choisi.

Examinons à présent le vase de Mr. le Chevalier Hamilton, dont Mr. Winkelmann a cru pouvoir se servir, pour expliquer la pierre gravée dont nous parlons. Le sujet de ce vase, qui se voit maintenant au Museum Brittannicum à Londres, n'est pas facile à deviner: nous essayerons pourtant de proposer à la suite de l'explication de notre améthyste, le sentiment qui paroît mieux s'accorder avec le monument en question, que celui de Mr. Winkelmann. Nous croyons que la figure du milieu, assise sur une chaise et enveloppée dans une large draperie, qui lui couvre la main droite et le visage jusqu'à l'origine du nez, représente l'infortunée Phèdre. Réduite au désespoir, et consumée d'un ardent amour pour son beau fils Hippolyte, elle se cache le visage, afin de dérober aux regards de sa cour une flamme illégitime. C'est ainsi que nous voyons cette malheureuse princesse représentée dans la tragédie d'Euripide²). Cependant à travers le voile qui la couvre, on y démêle facilement l'expression d'une curiosité et d'une attention très grande. Tournée vers sa nourrice, qui est assise un peu derrière elle sur un marchepied très bas, pour indiquer qu'elle adresse la parole à sa maîtresse, elle paroît écouter attentivement ce que celle-ci lui dit. C'est elle qui s'étoit chargée de faire à Hippolyte la déclaration d'amour de la part de sa belle mère, et l'artiste l'a représentée ici, rendant compte à sa maîtresse de sa négociation. A côté de Phèdre se voit une de ses amies, et une esclave tenant un éventail. Je suis porté à croire, que dans le cas que l'artiste ait voulu calquer sa composition sur la tragédie d'Euripide, ou de quelque autre poëte, les deux femmes, dont nous parlons, doivent signifier le chœur. De l'autre côté on remarque Hippolyte nud, à l'exception d'une Chlamys ou petite draperie, qui lui tombe du bras gauche. Conformément aux tems héroïques il est armé d'une massue, et quoiqu'il ne paroisse pas prendre part à l'action qui se

1) Hippolyt. v. 131. p. 292. (Voyez ci-dessus, p. 38. s. not. 5.) et Ibid. v. 243-246. p. 297:

Μαῖα, πάλιν μου κρύψον κεφαλάν·
Αἰδεύμεθα γὰρ τὰ λελεγμένα μοι.
Κρύπτε· κατ' ὅσων δάκρυ μοι βαίνει,
Καὶ ἐπ' αἰσχύνῃν ὄμμα τέτραπται.

passé, l'artiste a voulu cependant le mettre sur la scène, pour rendre plus sensible le sujet qu'il avoit choisi. C'est aussi dans la même intention qu'il fait voltiger le Génie ailé, ou l'Amour, entre Phèdre et son cher Hippolyte, dont elle étoit éperdument amoureuse.

On voit par l'interprétation que nous venons de donner du vase de Mr. Hamilton, que si le sujet qu'il représente ne peut pas s'accorder avec le prétendu costume lydien, le même vase ne peut pas non plus servir à l'explication de notre améthyste. Celle-ci ne représente donc autre chose, que le trait historique que nous avons rapporté ci-dessus. C'est Hercule vainqueur des Méropes de l'île de Cos, que la résistance et l'inhospitalité de ces insulaires avoit forcé à se déguiser, et qui pour perpétuer le souvenir de cette action, après avoir vaincu ses adversaires, avoit repris le costume de femme, et avoit paru dans le même habillement lors de son mariage avec la fille d'Alciopus. On pourroit donc supposer, que la draperie légère, que l'on remarque sur notre améthyste, n'est autre chose qu'une espèce de voile nuptial, qui étoit en usage chez les Grecs dans les cérémonies du mariage, et dont Hercule vouloit se servir dans cette occasion. J'ai prouvé que cette explication s'accorde parfaitement avec ce monument, et il me paroît en effet presque impossible d'en trouver une meilleure. Cependant quoique j'aie démontré, que les femmes grecques se couvroient le visage avec un voile par différens motifs: quoique j'aie cité plusieurs monumens de l'art, dans lesquels d'anciens artistes avoient représenté des femmes entièrement ou en partie voilées: je crois pourtant malgré cela, que les fameux sculpteurs de la Grèce hasardoient rarement de représenter des figures dont le visage fut tout-à-fait couvert. Les anciens, il est vrai, applaudissoient Timanthe, d'avoir représenté Agamemnon le visage entièrement voilé et couvert de son manteau ¹⁾; mais comme nous ne connoissons aucun autre exemple

1) Cicer. Orat. c. XXII Sect. 74. p. 471: *Si denique pictor ille vidit, quum immolanda Iphigenia tristis Calchas esset, moestior Ulysses, moereret Menelaus, involvendum caput Agamemnonis esse, quoniam summum illum luctum penicillo non posset imitari,*

Plin. N. H. L. XXXV. c. 10. p. 432: *Nam Timanthi vel plurimum affuit ingenii; ejus enim est Iphigenia, oratorum laudibus celebrata, qua stante ad aras peritura, cum moestos pinxisset omnes, praecipue patrum, cum tristitiae om-*

de cette licence pittoresque, qui fut aussi célèbre dans l'antiquité ¹⁾, on doit supposer que cet artifice étoit employé rarement, et plusieurs critiques, comme Voltaire ²⁾, Caylus ³⁾, et Falconet ⁴⁾, l'ont désapprouvé avec raison, et jugé indigne d'un artiste capable de rendre les passions avec toute l'énergie dont elles sont susceptibles ⁵⁾.

nem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

Quinctil. Orator. Instit. L. II. c. 13. p. 117: *Timanthes cum in Iphigeniae immolatione pinxisset tristem Calchantem, tristiores Ulixem, addidisset Menelao quem summum poterat ars efficere moerorem: consumtis affectibus, non reperiens, quo digne modo patris vultum posset exprimere, velavit ejus caput, et suo cuique animo dedit aestimandum.*

Valer. Max. L. VIII. c. 11.

Eustath. in Iliad. L. XXIV. v. 163. pag. 1343. l. 60,

1) Les ouvrages de sculpture que nous avons cités, dans lesquels on remarque des figures voilées, ne sont que des monumens dont le mérite est incertain, ou qui comme productions de l'art sont de peu de conséquence.

2) Quest. sur l'Encyclopéd. p. 293.

Nouv. Mélang. philosoph. III. Part. p. 362.

3) Descript. de l'Iphigénie de Carlo Vanloo. A Paris. 1734. p. 23.

4) Du Tableau de Timanthe. Oeuv. T. V. p. 62-92.

Falconet Notes sur le XXXV. L. de Plin.

Oeuvr. To. IV. p. 72-73.

5) Tout ce que Mrs. Jaucourt ¹⁾, Toussaint ²⁾, Brotier ³⁾, Winkelmann ⁴⁾, Lessing ⁵⁾, Guys ⁶⁾, et Levesque ⁷⁾, disent pour justifier Timanthe, ne convaincra pas un juge impartial. Mr. Falconet ⁸⁾ surtout a fait sur ce tableau des observations très justes et pleines d'une critique saine et éclairée, quoiqu'il n'ait pas non plus saisi l'idée de l'artiste que nous indiquerons dans la suite. Ajoutons y seulement que parmi les auteurs, tant anciens que modernes, qui ont essuyé la critique rigide mais juste de Mr. Falconet à ce sujet, on pourroit également placer Eustathe. Il croit qu'Homère ⁹⁾ n'introduit Priame le visage couvert, que parcequ'il ne pouvoit donner à cette tête de Priame les traits de la douleur dont

¹⁾ Encyclop. Vol. XII. p. 264.

²⁾ Observat. périodiq. sur la Physique, l'Hist. Natur. et les Arts.

³⁾ Not. sur l'Hist. Natur. de Plin, L. C.

⁴⁾ Ueber die Nachahmung der Griechischen Werke.

⁵⁾ Laocoon, II. Cap. S. 34-37.

⁶⁾ Voy. Litt. de la Gr. T. I. p. 48. n. 1.

⁷⁾ Nouvell. Encyclopéd. Art. Peinture. Et: Diction. des Arts de Peint. Sculpt. et Grav. To. IV. p. 92-94.

⁸⁾ Not. sur le XXXV. L. de Plin. L. C. Sur le Tableau de Tim. L. C.

⁹⁾ Iliad. L. XXIV. v. 163. p. 1343. l. 60.

Quand à nous, nous ne donnerons pas des éloges à Timanthe pour

il étoit affecté¹⁾. Il le couvre, dit-il, et par ce motif il ne le fait pas seulement muet, mais il le fait tout-à-fait disparaître de la scène en l'enveloppant. Timanthe a su, ajoute-t-il, se servir du même artifice. Nous risquerions de déplaire à nos lecteurs, si nous voulions nous donner la peine de relever l'absurdité de cette assertion. Dalechamp est tombé dans une autre erreur, en croyant que l'indulgence de la postérité a attribué à Timanthe un mérite, qui n'étoit du qu'à l'inventeur de cet artifice, Euripide²⁾, et c'est aussi le sentiment d'André Schott³⁾. Assertion qui a été répétée par Levesque⁴⁾, et qui n'est d'aucune valeur pour ceux qui savent qu'Euripide ne pouvoit pas être copié par Timanthe, quoique le dernier vivoit un demi siècle après Euripide, parceque le poëte ne fait couvrir le visage d'Agamemnon que lorsque sa fille s'achemine à l'autel, au moment qu'il la rencontre, et qu'elle lui parle, ce qui n'est pas l'instant du sacrifice. Un auteur estimé⁵⁾ applique à des productions qui ont acquis de la renommée, comme le tableau de Timanthe, ces paroles de Pline⁶⁾: *alieno plerique ingenio magis, quam suo, commendantur.*

Faute d'avoir consulté les sources originales, Mr. Guys, auteur d'un Voyage littéraire, se servant des compilations et des traductions inexactes, est tombé dans une erreur étrange, en croyant qu'Agamemnon s'étoit couvert le visage d'un voile de femme! « Si ce voile, » dit-il, « n'eût pas été à sa place il diminueroit « bien la gloire du Peintre qui l'a employé si heureusement. Il eût été singulier, « en effet, que ce grand Artiste eût mis sur la tête d'Agamemnon, pour an- « noncer et faire sentir une douleur inexprimable, une voile que ce Prince ne « pouvoit avoir en aucun tems, et qui ne convenoit qu'à une femme. Les anciens « étoient aussi exacts observateurs du costume, que fidèles imitateurs de la na- « ture.⁷⁾ » Nous convenons, que cela eût été singulier en effet. Le même auteur se sert mal à propos d'un passage de Valérius Maximus⁸⁾, pour prouver que les Macédoniens avoient la coutume de voiler la tête. Car *Καυσία*, *causea*, n'est pas un voile, comme le croit Mr. Guys, mais un chapeau ou espèce de bonnet, dont on a trouvé la forme sur les anciens monumens. Il se trompe aussi en prétendant que les figures des Grâces faites par Bupalus, Apelle et Pythagore, étoient représenté voilées; mais toutes ces figures, ainsi que celles qui ont été exécutées par Socrate, étoient drapées, et on ne trouvera nulle part que l'on leur ait donné le voile. Cet auteur confond dans la même lettre le Peplon avec le voile, en soutenant que Laodice avoit envoyé à Tégée un voile destiné pour la Minerve Aléa, et il traduit très mal les vers d'Euripide qu'il cite. Ces erreurs bien grossières, que l'on rencontre dans l'étendue de trois pages, prouveront

¹⁾ In Iliad. L. C. p. 1343. l. 60.

²⁾ In Plin. N. H. L. C.

³⁾ Observat. Human. L. V. c. 17.

⁴⁾ L. C.

⁵⁾ Iun. Catal. Pictor. p. 214.

⁶⁾ N. H. L. XXXIV. c. 8. p. 383.

⁷⁾ Voyage Litter. L. C.

⁸⁾ L. V. c. 1. Ext. s. 4. p. 134.

avoir voilé la tête d'Agamemnon; nous n'y apercevons pas ce trait de génie, qu'un grand nombre d'auteurs anciens et modernes prétendent avoir trouvé dans cette idée de Timanthe. Nous pensons que Timanthe avoit représenté Agamemnon de cette manière, non parcequ'il ait cru que l'expression de la douleur d'un père affligé fut au dessus de ses forces, non parcequ'il se fut imaginé que l'expression de cette douleur, qu'il eût donné à la tête d'Agamemnon, nuisit à la beauté, qui, selon quelques philosophes modernes, étoit toujours le principal but des anciens artistes; mais parceque Timanthe avoit des raisons puissantes que nous dévoilerons dans la suite. Premièrement un talent supérieur ne manquera jamais de moyens pour exprimer la douleur d'un père affligé; le Laocoon et la Niobé, chef-d'oeuvres qui expriment différens degrés de la sensibilité paternelle, nous autorisent à faire cette remarque. Secondement, nous voyons dans la statue d'Agésander que l'expression de la plus grande douleur corporelle, jointe à l'affliction de l'ame, ne détruit pas la beauté de l'ensemble dans un ouvrage de l'art: l'expression de la douleur d'Agamemnon étant d'un caractère beaucoup moins violent que celui de Laocoon, et tenant plutôt au genre de sensibilité, que l'on doit supposer dans Niobé, il paroît que les traits que Timanthe auroit pu donner à la tête d'Agamemnon, n'auroient pas pu défigurer la beauté du visage et former une physionomie hideuse. Nous conviendrons cependant, que l'expression de cette douleur n'auroit pas été moins difficile à rendre que celle de Laocoon. Timanthe au lieu de grands éloges, qui lui ont été prodigués, mériterait plutôt des reproches, si l'un de ces motifs l'avoit engagé à voiler la tête de son Héros. En substituant à ces motifs une raison plus vraisemblable, nous ne voulons ni le défendre ni l'excuser, nous désirerions uniquement qu'il fut moins digne de blâme aux yeux de la postérité. Nous sommes donc persuadés, que Timanthe n'a voilé la tête du père d'Iphigénie, que pour se con-

combien on doit se méfier de ces écrivains, qui depourvus d'une érudition solide, et de la connoissance des langues anciennes, tachent pourtant d'en imposer à leurs lecteurs, en les accablant de compilations pleines de fautes et d'absurdités. Enfin nous ne pouvons pas nous empêcher d'être de l'avis de Mr. de Paw¹⁾, à l'égard des assertions que l'on trouve dans cet auteur.

¹⁾ Recherch. Philosoph. sur les Grecs. To. I. p. 102.

former à l'usage établi de son tems, et dont nous avons prouvé l'existence par les exemples tirés d'Homère, des poètes tragiques et d'autres auteurs de l'ancienne Grèce. C'étoit l'usage de se couvrir la tête dans les grandes afflictions, et si l'on a abandonné dans la suite ce signe très naturel et presque involontaire de la douleur, c'étoit parceque la mesquinerie de nos habillemens, ne permettoit pas de s'en servir en pareilles circonstances. Ainsi rien n'étoit plus naturel que de couvrir la tête d'Agamemnon, qui, en qualité de père d'Iphigénie, devoit être beaucoup plus affecté de douleur, que les autres personnages qui assistoient à ce sacrifice. C'est dans la même intention qu'Eschyle faisoit paroître dans deux de ses tragédies deux acteurs voilés, qui représentoient Niobé et Achille; ces acteurs restoient muets pendant presque tout le tems de la scène ¹⁾. Nous ne voulons pas nous étendre davantage sur ce sujet, et nous croyons que cette licence de Timanthe, une seule fois admise en peinture, auroit été généralement condamnée dans les ouvrages de sculpture ou de gravure. Ainsi au lieu de représenter une tête entièrement couverte d'un voile, un artiste de génie comme celui de notre pierre gravée, les sculpteurs dont nous avons cité les statues, et d'autres graveurs dont nous parlerons après, auroient plutôt préféré le voilement à demi.

Il résulte de tout ce que nous venons de dire, que notre tête représente Hercule en habit de femme, couronné de lauriers en mémoire de la défaite des Méropes. Au reste nous avouons, que si les traits de la physionomie ne justifioient pas tout à fait la dénomination que nous lui donnons, on pourroit au moins supposer avec vraisemblance, que l'artiste de cette pierre gravée a voulu peut-être représenter le Prêtre d'Hercule de la ville d'Antimachie dans l'île de Cos, faisant le sacrifice en honneur de ce Héros, portant l'habit de femme, et couvert d'un voile transparent d'une étoffe fabriquée dans cette île, pour rappeler cet événement; cérémonie dont Plutarque nous a conservé le souvenir ²⁾. La couronne de lau-

1) Aristoph. Ran. v. 942-944. p. 151-152. et Schol. i. h. v.

Vit. Aeschyl. et Eustath. L. C.

2) Quaest. Graec. p. 213. To. VII. Opp.

Il y avoit chez les anciens des fêtes, dans lesquelles regnoit un costume semblable. A Argos on célébroit en honneur de Télésille, qui avoit défendu sa

riers et le voile seroient alors des attributs analogues à ce sacrifice, et souvent en usage dans plusieurs occasions parmi les Prêtres et les Sacrificateurs.

Ceux qui ne voudroient pas reconnoître dans notre améthyste, les traits mâles du plus vaillant des Héros de l'antiquité, pourront l'attribuer à quelqu'une de ces Héroïnes tant vantés par les anciens. Ils pourront se souvenir d'Artémise Reine de Carie, qui dans le combat de Salamine montra tant d'héroïsme et d'intrépidité: ils pourront se rappeler Cynisca, soeur du Roi Agésilas, qui remporta le prix à l'Olympie, et en l'honneur de laquelle les Lacédémoniens firent élever un monument ¹⁾: s'ils n'aiment mieux l'attribuer à la célèbre Corinne ²⁾, ou à Télésille ³⁾. Voilà l'opinion que mes réflexions et mes recherches sur cette pierre m'ont suggéré, et que je sou mets au jugement des conoisseurs éclairés de l'antiquité.

Après avoir aplani les difficultés qui peuvent se rencontrer dans l'explication des têtes antiques voilées, nous ne croyons pas déplaire à nos lecteurs, en leur communiquant notre sentiment sur quelques autres pierres gravées du Cabinet de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies, sur lesquelles les anciens ont représenté des têtes voilées précisément de la même manière, que l'on observe dans l'améthyste dont nous venons de donner l'explication.

Avant d'entrer dans la description de ces pierres gravées, il est bon de remarquer, que l'on trouve quatre copies de notre amé-

patrie en héroïne, une fête annuelle, ou les femmes étoient habillées en hommes, et les hommes en femmes ¹⁾. Le même usage se pratiquoit à Rome, à l'occasion des fêtes institutées en honneur de la Bonne Déesse ²⁾, et dans une fête que l'on y célébroit au mois de Janvier, les joueurs de flûte se promenoient alors dans les rues travestis en femmes ³⁾

¹⁾ Plutarch de Virt. Mulier. p. 245. T. VII.

Polyaen. Strategem. L. VIII. c. 33. p. 606.

²⁾ Juvenal. Sat. II. v. 86 - 100.

³⁾ Plutarch. Quaest. Rom. p. 122. T. VII.

1) Plutarch. Apophth. Lacon. p. 796. T. VII.

Pausan. Lacon. c. VIII. p. 222. et c. XV p. 243.

2) Voyez Aelian. V. H. L. XIII. c. 25.

Suid. in v. Κορίννα.

3) Herodot. L. VI. c. 76. p. 473. et L. VII. c. 148. p. 572.

Pausan. Corinth. c. XX. p. 157.

Suid. in v. Τελεσίλλα.

thyste dans différentes collections ¹⁾, mais aucune cependant n'égale la beauté de notre original. On pourroit aussi ranger dans cette classe, une copie de la même pierre sur une Agathe rubanée, qui se voit au Cabinet impérial. Mr. Mariette parle d'une très belle copie en creux de la même tête, qui existoit de son tems dans la collection de Mr. Crozat ²⁾. Mais on peut supposer avec vraisemblance, que cette pierre n'avoit pas passé avec les autres pierres gravées de Mr. Crozat au cabinet de Mr. le Duc d'Orléans, puisqu'elle ne se trouve pas dans le catalogue de cette collection.

Passons à présent aux monumens que nous avons annoncé ci-dessus, et qui méritent l'attention des amateurs. Le premier de ces monumens est un superbe Camée gravé sur Sarde-Onyx ³⁾, représentant un portrait de femme d'une beauté extraordinaire, voilée précisément de la même manière que la tête d'Hercule, que nous venons d'expliquer ⁴⁾. Le dessin et le travail sont d'une perfection admirable; les cheveux sont négligemment arrangés, et flottent légèrement sur le front ⁵⁾. C'est le portrait, à ce qu'il nous paroît, de quelque beauté célèbre, représenté dans l'habillement dont se servoient les femmes lorsqu'elles paroissoient en public; voilà tout ce que l'on peut en dire; les traits des Aspasies, des Phrynes, des Lais et des Cratines de l'ancienne Grèce, n'ayant pas échappé au ravage du tems dans ces monumens authentiques, il est impossible d'attribuer notre portrait à aucune d'elles ⁶⁾. Mr. Mariette a trouvé

1) Raspe Catal. du Cabin. de Mr. Tassie, n. 9828. 9829. 9830 et 9831. p. 371-372.

2) Biblioth. Dactyliogr. p. 382.

3) Ce n'est pas une Agathe-Onyx, comme nous disent les commentateurs du Cabinet du Duc d'Orléans, mais une Sarde-Onyx d'une très belle qualité, dont la couche blanche finit précisément à la place où les cheveux commencent sur le front; le reste du blanc a été employé pour en former le voile. Le travail est d'une finesse et d'une hardiesse étonnante.

4) On pourroit citer à cette occasion, que chez les anciens Romains les élégans se servoient par mollesse d'une espèce de mouchoir de lin très fin, moucheté en couleur et parfumé de l'essence de rose ¹⁾.

¹⁾ Cic. in Verr. Act. VII.

5) Descript. des principal. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans, To. II. pl. XIII.

6) En examinant ce camée on y trouvera quelque ressemblance avec Julie fille d'Auguste; cependant nous n'osons pas l'attribuer à cette Princesse célèbre par sa beauté.

cette tête absolument semblable à celle qui se voit sur l'améthyste, à la réserve des trois points ¹⁾); mais il se trompe étrangement dans cette assertion, comme l'inspection de l'original et la gravure publiée dans l'ouvrage de Mrs. La Chau et Le Blond, l'apprend avec évidence. Ce camée dont les éditeurs du cabinet du Duc d'Orléans ne donnent aucune explication, faisoit autrefois partie du cabinet de Mr. Crozat, qui passa ensuite dans celui de Mr. le Duc d'Orléans.

Les autres pierres dont nous devons parler, sont un Jaspe rouge de vieille roche, selon Mariette ²⁾), parfaitement bien travaillé en creux, et une Sardoine. Ces deux pierres représentent le portrait d'une femme d'un âge avancé, voilée de la même manière, que le portrait en camée dont nous venons de parler. Le jaspe avoit appartenu à Mr. Crozat, et Mr. Belley, auteur du catalogue des pierres gravées de Mr. le Duc d'Orléans, attribue sans fondement à Ptolémée Aulétés ce portrait de vieille femme, ainsi que la tête que l'on voit sur le camée cité ³⁾). Mr. Baudelot n'ayant eu connaissance, ni du camée ci-dessus cité, ni de ce jaspe, mais voyant la même tête, gravée sur une sardoine chez Mr. Lauthier, se servit d'elle comme d'une nouvelle preuve pour démontrer, que cette façon de ce voiler le visage n'étoit pas unique, et qu'elle étoit principalement en usage parmi les musiciens. D'après cette supposition il prétendoit, que ce portrait de femme pourroit être celui de Lamie célèbre joueuse de flûte, qui fit éprouver le pouvoir de ses charmes à Démétrius Poliorcètes ⁴⁾). La Sardoine de Mr. Lauthier ayant passé entre les mains de Mr. l'Abbé de Rothelin ⁵⁾), il est probable qu'elle a fait partie ensuite de la collection de Mr. le Prince de Conty, qui

1) Descript. somm. du Cabin. de Mr. Crozat, No. 170 et 1169.

Biblioth. Dactyliograph. p. 382. not. a.

2) Descript. somm. du Cabin. de Mr. Crozat, No. 170 et 1169.

Biblioth. Dactyliograph. p. 381. not. b.

Descript. des principal. Pierr. Grav. du Duc d'Orléans, To. II. pl. XII. p. 33.

On pourroit avoir quelque doute sur cette pierre, qui nous paroît être une composition imitant parfaitement le jaspe rouge. Au reste il n'est question ici que du sujet.

3) Catalogue des Pierr. Grav. de Mr. le Duc d'Orléans, no. 178. p. 20. et no. 1276. p. 143.

4) Dissertation sur une Pierre Gravée du Cabinet de Madame, p. 68.

Mariette Biblioth. Dactyliogr. p. 381-382.

5) Mariette L. C. p. 381. not. b.

fut vendue après sa mort à Mr. de St. Morys, dont le cabinet a été réuni à l'immense collection de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies. Je suis porté à faire cette conjecture, parcequ'une pareille pierre se voit maintenant dans le cabinet impérial à la suite du jaspe rouge, dont nous avons parlé ¹⁾. Sur une Chrysolithe de la collection de Mr. le Marquis Crispi à Ferrare, on voyoit la même tête, travaillée tout-à-fait dans le même style, indubitablement aussi antique que les pierres du cabinet impérial dont nous parlons. D'où il résulte, que cette tête doit être regardée comme le portrait d'une femme célèbre; sans cela l'auroit-on répété avec un travail et un goût qui annonce de grands artistes; pourquoi l'auroit-on exécuté tant de fois? Pour ce qui concerne cependant le rang que ces trois pierres doivent occuper, à cause de la beauté du dessin et du travail, je placerois, sans prévention pour les monumens qui sont confiés à ma garde, la chrysolithe au premier, le jaspe au second, et la sardoine au troisième rang.

Si Mr. Baudelot s'est trompé d'une manière sensible, dans l'explication et l'usage de ces voiles, l'application qu'il en a fait à la tête sur la sardoine citée, n'est pas plus heureuse. Car comment peut-on attribuer le portrait d'une vieille femme à une personne renommée par sa beauté et par ses grâces? D'autres prétendus antiquaires n'ont pas mieux réussi, en assurant que la tête sur la sardoine, répétée sur le jaspe rouge, est le portrait de Poppée femme de Néron ²⁾, ces têtes n'ayant pas la moindre ressemblance avec celles de cette princesse, représentée toujours avec les traits de la jeunesse, et morte à la fleur de son âge. Le sentiment du Baron Stosch ³⁾, de l'Abbé Bracci ⁴⁾, et de Raspe ⁵⁾, concernant la chry-

1) On trouve une gravure de cette sardoine dans un recueil de planches très mal exécutées, qui, à ce que je sais, n'ont jamais été publiées; le titre de cette suite, qui se trouve à la bibliothèque impériale, porte: *Choix de pierres gravées du cabinet ci-devant de St. Morys*. Le premier Tome contient 137. et le second 93 planches. Ces gravures sont accompagnées des explications, qui ne contiennent que des compilations mauvaises et très mal digérées. La pierre dont il s'agit s'y trouve sous No. 60 du second Tome.

2) C'est ainsi que l'on appelle ce portrait, dans le texte manuscrit joint aux planches de l'ouvrage cité dans la note précédente.

3) Gemm. Ant. coel. p. 94.

4) Memorie degli Ant. Incis. T. II. p. 249. Note 1.

5) Catal. rais. du Cabinet de Mr. Tassie, No. 11639. p. 648.

solithe du Marquis Crispi, qui prétendent qu'elle représente la tête de Sabine, épouse de l'Empereur Adrien, n'est pas plus admissible, que l'explication qui attribue ce portrait à Poppée; le caractère de physionomie ne ressemblant ni à l'une ni à l'autre de ces Princesses. Il nous semble donc que ce sont des portraits de quelque Dame illustre de Rome, mais inconnue, représentée par les artistes avec le voile dont les femmes de ce tems là se servoient lorsqu'elles sortoient. Ce voile n'étoit autre chose qu'une espèce de draperie de couleur de feu, que Nonius appelle *Flammeum*, qu'il attribue aux matrones romaines ¹⁾, et que l'on nommoit aussi *Rica* ou *Ricula*, lorsqu'elle étoit de pourpre et ornée de franges ²⁾. On voyoit au Palais Farnese un buste de femme, que l'on prenoit faussement pour une Vestale ³⁾; le voile lui couvre le menton, et c'est précisément le costume dont les femmes se servoient lorsqu'elles paroissent en public. Ces pierres pourroient aussi désigner une Prêtresse distinguée de quelque Divinité. On a pu remarquer ci-dessus que le voile étoit principalement réservé à ces dernières en Grèce et à Rome. Dans cette ville surtout ce costume appartenoit aux Vestales ⁴⁾, et le *Flammeum* à la *Flaminica* ⁵⁾, épouse du *Flamen Dialis*, qui pour cette raison, ne pouvoit jamais être séparée ni divorcée de son mari. Nous doutons pourtant, si une Prêtresse de Rome auroit pu se servir d'un voile d'une telle finesse et transparence, comme on le remarque sur les pierres gravées dont nous parlons,

1) C. XIV. n. 31. p. 790.

Plin. N. H. L. XXI. c. 8. p. 452.

2) Fest. de Verb. Signif. L. XVI. p. 448-449.

Varr. de L. L. Lib. IV. p. 36-37.

Non. Marcell. c. XIV. n. 16. p. 788.

Caes. Germ. in Phaenom. Arati. L. C.

3) Winkelm. Gesch. der Kunst, S. 413. W. A.

Ramd. Mahl. u. Bildh. in R. III. Th. S. 129.

Nous nous sommes étendus plus haut sur l'usage des voiles chez les anciens, parceque nous avons remarqué, que cette partie du costume a été négligée par tous les auteurs qui en ont traité. Nous espérons d'ailleurs que nos recherches ne seront pas inutiles aux jeunes artistes, à qui l'étude des anciens costumes est indispensablement nécessaire.

4) Voy. ci-dessus p. 49.

5) Gell. N. A. L. X. c. 15. p. 234.

Fest. de Verb. Signif. L. VI. p. 149.

et il nous paroît plus vraisemblable que ce portrait représente plutôt une Dame romaine qui jouissoit de quelque réputation dans ce tems là. Les femmes romaines, il est vrai, se voiloient du tems de la république, et peut-être même jusqu'aux tems des premiers Empereurs, d'une manière plus sévère que ne le faisoient les Grecques, les étoffes qu'elles employoient étant moins fines, que celles dont se servoient ces dernières. Mais le luxe ayant introduit chez les Romains le goût et les modes des autres nations, pour lors il n'y avoit plus de différence entre la manière de se voiler, chez les uns et chez les autres. Les Dames romaines ayant abandonné les étoffes grossières, donnèrent la préférence, tant pour les voiles, que pour les habillemens, aux étoffes légères et délicates, qui faisoient plutôt ressentir la nudité au lieu de la couvrir. Pétrone ¹⁾, et Fulgence ²⁾ nomment les draperies que l'on portoit faites de ces étoffes, des tissus de nuée semblables à une vapeur légère. Plinè en parle aussi ³⁾, et Sénèque, en blâmant la corruption de son tems, dit dans son langage austère ⁴⁾: « Je vois des habits de coton, si

1) Satyr. p. 207.

2) Fab. Fulgent. Mythol. L. I. p. 13: *Adstiterant itaque syrmate nebuloso lucidae ternae virgines.* Ammien se sert des expressions équivalentes lorsqu'il dit: *Pellucebant enim tenerrima subtilitate.*

3) N. H. L. XI. c. 27. p. 604: *Pamphila, Latoi filia, non fraudanda gloria excogitatae rationis, ut denudet feminas vestis.*

4) De Benefic. L. VII. c. 9. p. 535: *Video sericas vestes, si vestes vocandae sunt, in quibus nihil est quo defendi corpus, aut denique pudor possit, quibus sumptis, mulier parum liquido nudam se non esse jurabit. Haec ingenti summa ab ignotis etiam ad commercium gentibus accersuntur, ut matronae nostrae ne adulteris quidem plus sui in cubiculo quam in publico ostendant.*

Nous remarquerons ici en passant, que Mr. La Grange, dont nous rapportons la traduction, s'est trompé en traduisant les paroles de Sénèque, *Sericas vestes*, par, vêtemens de soie; parceque *Serica* chez les anciens de ce tems là, signifioit toiles de coton, *Bombycina*, étoffes de soie. C'est une méprise que la dénomination de ces étoffes a occasionné bien souvent.

Sénèque parle aussi dans ses Lettres de cette sorte d'habillement ¹⁾: *Quid si contigisset illi videre has nostri temporis telas, quibus vestis nihil celatura conficitur, in qua non dico nullum corpori auxilium sed nullum pudori est.* Voyez aussi Sénèque le Rhéteur, qui dit ²⁾: *Infelices ancillarum greges laborant, ut adultera tenui veste perspicua sit: eo nihil in corpore uxoris suae plus maritus, quam quilibet alienus peregrinusque agnoverit.*

1) Epist. XC. p. 318.

2) Excerpt. Controv. L. II. Declam. 7. p. 345.

» l'on peut donner le nom de vêtemens à des étoffes qui ne garan-
» tissent ni le corps ni la pudeur, et avec lesquels une femme ne
» pourroit, sans mentir, assurer qu'elle n'est pas nue. Nous faisons
» venir, à grands frais, ces étoffes de pays inconnus même au com-
» merce, afin que nos femmes n'aient rien de plus à montrer en
» secret à leurs amans, qu'en public à tous les citoyens ¹⁾ ». Le té-
moignage que nous venons de rapporter, démontre que les voiles,
dont les têtes de nos pierres gravées sont couvertes, ressemblent
parfaitement à ces draperies légères que les Dames romaines em-
ploysient du tems des Empereurs romains, où le luxe dans les ha-
billemens étoit porté au dernier degré de recherche et d'élégance.
Presque toutes ces étoffes étoient fabriquées de coton, et quoique
les Grecs se soient servi dans les tems primitifs des étoffes de lin
très fin, nous savons qu'ils employoient également dans la suite les
étoffes de coton, qu'ils travailloient chez eux, ou qu'ils tiroient
des Indes.

Nous finirons nos remarques sur ces pierres gravées, en ob-
servant que si le costume que nous y voyons représenté, n'a pas
été prescrit à l'artiste par la personne dont il a voulu faire le por-
trait, ou dont la condition exigeoit cet ajustement, ce sera donc
l'artiste qui l'aura probablement choisi lui-même, pour donner
une preuve de ses talens et de son habileté dans un sujet, où il
étoit également difficile d'exprimer les inflexions et la mollesse des
chairs, aussi bien que la délicatesse et la légèreté de la draperie.

1) Oeuv. de Sénèque, trad. par Mr. La Grange. To. III. p. 412-422.

BEMERKUNGEN
ÜBER
DREI BIS JETZT UNBEKANNTE GESCHNITTENE STEINE
MIT
DEN NAMEN DER KÜNSTLER.

(Aus: *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen*. 1800. St. 48. S. 473 ff.)

THE HISTORY OF THE
CITY OF LONDON
FROM THE FOUNDATION
TO THE PRESENT
TIME
BY
JOHN STOW
1618

Von dem Russisch-Kaiserlichen Hrn. Hofrath und Bibliothekar bei der Kaiserl. Bibliothek, Hrn. Ernst Karl Köhler, als ihrem Correspondenten, erhielt die Königl. Societät der Wissenschaften einen vortrefflichen Aufsatz: *Bemerkungen über drei bis jetzt unbekannte geschnittene Steine mit den Namen der Künstler*. Er bestärkt uns in dem vorhin gefassten Urtheil, dass der Verfasser einer der ersten Kenner dieser alten Kunstwerke ist. Wir wollen das Mögliche thun, um den Freunden dieser Kunstwerke einen Begriff von den Steinen zu geben, und die beigebrachten einsichtsvollen Bemerkungen mitzutheilen. Der *erste* Stein ist ein schöner orientalischer Topas, mit dem Sirius, dem Hundstern, also eben das Sujet, das sich auf dem berühmten Marlborough'schen Granat findet, der in Ansehung des tiefen Schnittes für ein Wunder der Kunst geachtet wird. In jenem Topas ist der Kopf eben so tief geschnitten, gleichfalls vorwärts gewandt, aber ein wenig mehr nach der linken Seite. Das Inwendige des Mundes, die Zähne, die Nase und das weiche Fleisch der Lippen sind äusserst zart und fein gearbeitet; der Leib ist mit langem zottigem Haare bewachsen. Da auf dem Granat nur wenig mehr als der Hals zu sehen ist, so ist hingegen hier der Sirius mit dem halben Leibe vorgestellt, wie er in der grössten Sommerhitze schnaubend in der Luft schwimmt, indem er mit beiden Tatzen rudert; die linke zeigt sich von der Seite, die rechte aber fast von vorne, und ist beinahe tiefer und hervortretender gearbeitet, als der Kopf; aber eben dieser Umstand macht, dass sich kein vollkommener Abdruck vom Steine machen lässt. Da gleichwohl die

Alten in weichem Wachse abdruckten, so konnte es damals noch leichter gelingen. Hr. Köhler macht dabei die Bemerkung: da es nicht wahrscheinlich ist, dass man kostbare Meisterstücke zum gewöhnlichen Besiegeln anwendete, so sollte man glauben, sie müssten die Steine nur zur Bewunderung durch Anschauen gebraucht, und sie zu dem Ende, wie wir, gegen das Licht gehalten haben. Gleichwohl sind alle Ringe von alter Einfassung, die Hr. Köhler noch sah, auf der hintern Seite vom Metall hedeckt; er verspricht hierüber einst noch eine eigene Untersuchung. Ein andrer befremdender Umstand ist, wenn die Steine nur zum Siegeln bestimmt waren, wie haben die Künstler doch dagegen so wenig Rücksicht darauf genommen, dass sich die Steine gut abdrucken liessen. Er hatte einen trefflichen Chalkedonier vor sich, mit dem Kopfe des Dodonäischen Jupiters, der sehr tief gegraben, und von drei Vierteltheilen des Gesichts zu sehen ist; an diesem senkt sich die Nasenspitze etwas herab; so dass ein vollkommener Ausguss nicht genommen werden kann. Uebrigens hat der Topas mit dem Sirius den Namen des Künstlers *Scylax*, den Hr. Köhler aber als neu eingegraben erklärt. Beiläufig entkräftet er hinlänglich Raspe's wunderliche Vermuthung, der Marlborough'sche Sirius sei eine Arbeit von Natter; Hr. Köhler hat auch von Natter gar nicht die grosse Meinung, welche Lippert in Schwung gebracht hat; der Verfasser hat Gelegenheit, viele Arbeiten von ihm zu sehen und kann also sicher urtheilen. Hingegen setzt er den Pichler an die Spitze von allen neuern Künstlern in geschnittenen Steinen.

Der *zweite* Stein ist ein kleiner Sardonyx mit einer hellbraunen Lage auf einer andern weissen; auf dieser ist ein Gigant eingegraben, der einen Greif aus einer Felsenhöhle hervorzieht, und mit dem rechten Arm dergestalt ergreift, dass der Kopf des Greifen ihm in den Ellenbogen zu liegen kömmt. So klein der Stein ist, so ist an beiden Figuren das Nackte sehr bestimmt und richtig gezeichnet, und mit der grössten Feinheit ausgeführt. Noch merkwürdiger ist der Stein durch den beigefügten Namen des Künstlers, nur ist die Schrift so ausserordentlich klein, und die Buchstaben sind nur mit Puncten eingegraben, dass man die Buchstaben nicht völlig dechifriren kann. Hr. Köhler liest Σκυλαξ έπ oder Σκιβακιος oder etwas Aehnliches. Auf dem Abdruck, den wir vor uns haben, ist es

noch weniger möglich, Etwas herauszubringen. Was auf dem Stein vorgestellt sei, entdeckt Hr. Köhler bei seiner Bekanntschaft mit geschnittenen Steinen leicht. In dem Gigantenkrieg, so wie nachher im Kriege mit Typhon, wie die Götter flüchteten, habe Apollo die Gestalt eines Greifen angenommen; und hier ist er also im Gefechte begriffen. Ein Carneol bei Townley kömmt mit der Vorstellung überein. S. Tassie Catal. of Gems 992 mit Kupfer pl. xx. Bekannter ist der Stoschische Stein mit dem Gigant und der Diana als Hirsch, im Königl. Preussischen Cabinet. (Auf Etruskischen Vasen kömmt ein Gefecht mit Greifen vor; ob dieses ähnliche Beziehung haben mag?)

Der *dritte* Stein ist ein gelblicher klarer Sarde (gemeiniglich Agath-Sardonyx), ein Pferd, hinter welchem ein Held steht, im Begriff, sich hinaufzuschwingen; am Arm hat er ein grosses längliches Schild, wie die Homerischen Helden. Aber die Homerischen Helden reiten nicht, und bei den Alten haben die zu Pferde sitzenden keine so grossen Schilde; zwar könne man, sagt Hr. Köhler, an Diomed denken, der die Pferde des Rhesus vor sich her treibt. Auf dem Steine stehet der Name des Künstlers Thamyras ΘΑΜΥΡΟΥ. Allein Hr. Köhler hält den ganzen Stein sammt der Schrift für modern, vielleicht eine Arbeit des Rega. Noch hängt er einige gründliche Bemerkungen über die Künstlernamen auf geschnittenen Steinen an, von denen die wenigsten echt sind; unter den Anzeigen des Betrugs führt er eine an, die den Kenner verräth: wenn die Fläche, worauf der Name stehet, tiefer ist, als der übrige Grund, so ist der Name moderne Arbeit; der Künstler schnitt die Namen, beging Fehler, und sah sich genöthigt, die Stelle wieder auszuschleifen, oder die gröbern Züge hinwegzuschleifen.

DESCRIPTION
D'UN
VASE DE SARDONYX
ANTIQUE,
GRAVÉ EN RELIEF.

—
Ci-joint une planche lithographiée, No. II.

—
(*St. - Pétersbourg, 1800.*)

DESCRIPTION

VASE DE SARDOIS

ANTIQUE

CHASSE EN RELIEF

L'aperçu, que nous donnons au public, ne doit servir que de préparation à un ouvrage plus étendu sur le même sujet, et auquel d'avance nous renverrons quelquefois nos lecteurs.

Il ne reste que très peu de vases antiques de pierres précieuses travaillés dans le genre du nôtre. La difficulté de trouver des pierres propres à cet usage, ayant plusieurs couches d'une épaisseur égale et de différentes couleurs sur un noyau qui puisse servir de fond, celle d'y placer une quantité de figures d'une grandeur considérable, et de creuser en vase une pierre si dure, sont des raisons suffisantes de cette rareté. Nous ne connoissons que trois vases, actuellement existants, qui puissent être comparés au nôtre. Celui-ci est d'un Sardonix Indien, haut de $3\frac{1}{2}$ pouces anglois et du diamètre de $2\frac{1}{8}$ pouces anglois à sa plus grande circonférence. Une masse brune en forme le fond, une couche blanche l'enveloppe et a servi à l'artiste pour les figures. Par dessus celle-ci s'étend encor une troisième, qu'il a employée aux cheveux et aux vêtements, et qui paroît plus ou moins foncée, selon l'épaisseur qu'il lui a laissée. La couche blanche n'est pas par-tout d'une hauteur égale, et vers le bas du vase les deux couches extérieures ne se continuent pas avec la même exactitude, qu'au ventre du vase. Cependant l'artiste a sçu tirer parti de ces inégalités, soit pour la composition, soit pour l'expression et la grace de ses figures. Au dessus de celles-ci un heureux hazard a placé quelques taches, en forme de nuages. En un seul endroit la couche blanche paroît avoir manqué entièrement depuis le haut du vase jusques vers son milieu. L'artiste s'est servi si heureusement de ce défaut, en y plaçant le tronc et la couronne d'un arbre, qu'on diroit que la nature, prévoyant son intention, lui ait ménagé exprès cet accident.

Ce vase a été long tems déposé au trésor des Rois de France.

Dans les manuscrits de Peiresc, conservés autrefois à la Bibliothèque Royale de Paris, il s'en trouve un dessin par lequel on voit que du tems de ce sçavant il existoit encore une des anses du vase, qu'il ne restoit qu'un petit bout de l'autre, et que sa partie supérieure étoit endommagée. Du tems de François I. on couvrit ces défauts par des ornemens en or, enrichis de pierres fines. Le fameux vase de Mantoue a subi exactement le même sort. En 1753 le nôtre, dépouillé de ces ornemens étrangers, fut vendu à un prix fort médiocre. Quelque tems après le hazard le fit tomber entre les mains du graveur Gay, qui communiqua sa découverte au Comte de Caylus, et celui-ci, l'ayant fait dessiner de quatre cotés, l'inséra dans le second Tome de ses Antiquités. Un possesseur postérieur en a fait ôter jusqu'aux moindres traces des anses, et a substitué à la partie supérieure et au pied, qui probablement étoient endommagés tous les deux, de nouveaux morceaux, qui, bien qu'ils aient un peu altéré les anciennes proportions, telles qu'on les connoit par les dessins de Peiresc et du Comte de Caylus, n'ont cependant rien ôté du mérite du corps du vase.

Le dessin qu'en a donné le Comte de Caylus est extrêmement inexact. Il ne donne aucune idée ni de l'ensemble de la composition, ni du style de l'artiste, et ses explications ne sont rien moins que satisfaisantes. Ce sçavant, à qui d'ailleurs nous devons la connoissance de beaucoup de monuments très curieux et très estimables, manque souvent de pénétration quand il rencontre des sujets difficiles à deviner, et ne traite jamais avec impartialité les objets, dont il n'est pas lui même propriétaire. Ainsi en parlant de nôtre vase : « Il faut observer, dit-il, que le désordre dans les compositions a « précédé chez les Romains la décadence de l'art. Car on voit souvent « de très belles parties dans des sujets très mal composés. » Il suffit de jeter un coup d'oeil sur le dessin qui se trouve joint à ce discours, pour se convaincre qu'il ne regne aucun désordre dans la composition et ce que nous avons à dire de l'intention de l'artiste prouvera clairement, que cette même composition est des plus ingénieuses.

« Quoique la grandeur et la qualité de la pierre (continue Mr. « de Caylus) rende cet ouvrage fort précieux, le travail cependant « n'est pas en proportion avec la richesse de l'étoffe. Il est Romain « et sans finesse dans l'exécution des parties. » Il y a peu de pierres

gravées dont on puisse assurer avec certitude qu'elles aient été travaillées ou à Rome ou en Grèce, et le terme, *travail romain*, n'a pas un sens assez déterminé. N'indique t'il qu'un ouvrage fait par un Romain de naissance, ou comprend il tous les ouvrages faits à Rome, même par des Grecs? Dans le premier cas cette dénomination conviendra à très peu d'ouvrages supérieurs; dans le second elle comprendra les chefs d'oeuvres des Dioscourides, des Kronion, et d'autres grands artistes, et ira presque de pair avec l'école proprement grecque. Les figures de notre vase, considérées séparément sont toutes belles, simples, bien posées, dessinées correctement et avec noblesse. Leur exécution est partout hardie, et, si vous en exceptez deux, délicate, fine et soignée. Cette inégalité, qu'on remarque même dans des pierres gravées anciennes d'une seule figure, ne doit pas surprendre dans un ouvrage de cette grandeur, composé de seize figures. Les artistes de ces tems travailloient comme ceux des nôtres. Ayant fourni leur dessin, ils faisoient dégrossir l'ouvrage par leurs écoliers. Des artistes déjà plus formés entreprenoient volontiers le second travail pour s'exercer dans le style et la manière d'un grand maître, qui enfin y mettoit la dernière main. Par-là s'explique facilement l'unité de style dans la composition de notre vase, et la différence dans l'exécution de quelques figures. Celles du premier groupe paroissent inférieures aux autres du côté du dessin et de l'exécution, mais du côté de l'invention et de l'expression elles ne le cèdent à aucune. L'idée et le style des deux figures qui planent dans l'air, sont de la plus grande beauté. La cinquième est traitée un peu plus négligemment, mais avec noblesse et énergie. Les petits génies qui forment le second groupe, ont peu de pareils dans tous les monuments antiques. La jeune fille agenouillée est une figure supérieurement imaginée, et le petit Amour dans un char semble réunir en lui seul toutes les beautés des autres. C'est donc à tort qu'on a pris ce vase pour un ouvrage des derniers tems de Rome, quoiqu'il soit toujours difficile de décider s'il faut le placer quelque tems avant ou après Auguste.

Il nous reste à démontrer au Lecteur que la composition de ce petit tableau forme un tout bien combiné, et à lui en indiquer en gros le sens et l'intention, nous réservant de le détailler plus amplement dans l'ouvrage promis, dans lequel nous répondrons aussi

d'avance aux objections qu'on pourroit nous faire. Ce tableau est partagé en deux plans séparés, mais liés entre eux avec une adresse que nous ferons bientôt remarquer. Sur le devant est Apollon, tenant le *plectrum* dans la main droite et chantant quelque hymne solennelle, qu'il accompagne de sa lyre. Debout à côté de lui est Diane avec un cerf. Derrière eux volent l'Hymen avec le flambeau nuptial, et Hébé, Déesse de la jeunesse. Les regards de tous les deux sont fixés sur le chanteur, dont les sons sublimes les pénètrent d'admiration. Plus loin est assise sur une chaise une jeune personne habillée avec modestie et élégance. Elle ne prête aucune attention aux chants d'Apollon, elle paroît avoir appelé auprès d'elle un petit Amour, qui lui apporte un vase de parfums. Jusques là va la première et la principale partie du tableau. L'arbre la sépare du reste. Mais par là même, que quelques uns des génies qui appartiennent au second plan, se trouvent encore en deçà de l'arbre, l'artiste a heureusement lié ensemble les deux compositions. L'un de ces Amours tire une flèche sur un papillon. Au pied de l'arbre est Psyché agenouillée, et les mains liées sur les dos. Pas loin du premier papillon en est un autre qu'un Amour attaque avec une torche allumée. Au dessous d'eux est un Génie dans une coquille attelée de deux papillons, et en bas se trouve placée une fleur qui probablement indique le lieu de la scène, et semble terminer cette seconde partie.

On devine au premier coup d'oeil que le tout se rapporte à une nûce. Apollon chante l'Hyménée, assisté de sa soeur, protectrice des vierges. Hymen et Hébé annoncent la fête. La Fiancée, représentée en Venus, a un caractère convenable à sa situation. Les groupes de la seconde partie contiennent les types connus des tourments de l'Amour, et entrent dans la composition comme des emblèmes analogues. La richesse de l'étoffe et du travail, et le choix des images fait deviner aisément que ce vase a été commandé pour une fiancée du plus haut parage.

Dans la suite que nous donnerons à ce discours nous développerons encore d'avantage tout ce que nous n'avons qu'indiqué jusqu'à présent, nous détaillerons plus au long les attributs de chaque figure, nous en déterminerons le sens, et enfin nous comparerons nôtre vase avec d'autres ouvrages du même genre.



UNTERSUCHUNG

UEBER

DEN SARD, DEN ONYX UND DEN SARDONYX

DER ALTEN.

(Göttingen. 1804.)

VORERINNERUNG.

Mühsam und schwierig sind die Untersuchungen über mehrere Steine, und ihre eigentlichen Benennungen, bei den Alten. Manche Aufgabe haben die Bemühungen unsrer neuen Mineralogen glücklich gelöst; um so befremdender aber scheint es zu sein, dass in allen Lehrbüchern der Steinkunde, und in allen Werken über alte Gemmen, nichts als lauter falsche und unbestimmte Begriffe, vom Onyx und Sardonyx, angetroffen werden, und dass, selbst durch Lessings gelehrten Streit, die mit so wenig Aufwande von Forschungsgeist und Mühe, zu beantwortenden Streitfragen: Was ist Onyx? Was ist Sardonyx? durchaus mehr verwirrt, als der Entscheidung näher gebracht worden sind. Meine Absicht war zuerst, den Liebhabern des Alterthums, für jetzt, nichts weiter als meine Gedanken über den Onyx und Sardonyx der Alten, ein Stück aus meiner Bearbeitung der Bücher des Plin, welche von Kunst, und von den ihr gewidmeten Stoffen handeln, mitzutheilen. Allein ich konnte hier zu keiner Deutlichkeit gelangen, wenn ich nicht den Abschnitt, der vom Sard handelt, vor der Untersuchung des Onyx vorausgehen liesse. Auch über ihn hat man, hier und da, schiefe und widersprechende Urtheile gefällt; jedoch ist er lange nicht so unglücklich gewesen, als der Onyx und der Sardonyx. Bloss jener Deutlichkeit wegen habe ich, am Ende dieser Abhandlung, einige Abschnitte des Plin, mit ein Paar Bemerkungen, folgen lassen,

um, mittelst der Uebersicht dieser Hauptquelle, anderen die Prüfung meiner Urtheile zu erleichtern. Neue Benennungen verschiedener Gattungen der hier erwähnten Steine, die doch einmal eingeführt werden müssen, wenn man hierinnen aufs reine kommen will, habe ich nicht vorschlagen wollen, weil das, was ich hier würde haben sagen können, eine Uebersicht beinahe des ganzen Steinreichs, bei den Alten, vorausgesetzt haben würde. Uebrigens darf man, in gegenwärtigen Blättern, keine vollständige Abhandlung über unsere Steine erwarten, dieses liegt ganz ausser meinem Zweck. Bloss die Haupteigenschaften des Onyx und des Sardonyx, durch welche sie von einander unterschieden sind, sollen aus den Alten bestimmt, mit den vorhandenen Gemmen verglichen, alles Bekannte übergangen, und, nur beiläufig, bisher angenommen gewesene Irrthümer widerlegt werden.

Vom Sard.

I.

Die Alten unterschieden sehr genau die Steine, die wir Carneol und Sard nennen, obgleich, von den Aeltern und Neuern, die ich habe nachsehen können, niemand auf diese Unterscheidung aufmerksam gemacht hat. «Die eine Art des Sard,» sagt Theophrast¹⁾, «ist durchsichtig, röthlich, und wird die weibliche Gattung genannt; die andere Art ist gleichfalls durchsichtig, aber «bräunlich, und ist die männliche Gattung.» Auch Plin bemerkt diesen Unterschied, er drückt sich nur nicht ganz so bestimmt aus, wie Theophrast. Vor der Beschreibung lässt er die Geschichte des Steins vorhergehen. «Der Sard,» sagt er²⁾, «ist sehr geschickt zum

1) De Lapid.

Του γε ξαρδιου, το μεν διαφανες, ερυθροτερον δε, καλειται θηλυ, το δε διαφανες μεν, μελαντερον δε, και αρσεν.

2) N. H. L. XXXVII. C. 7. Sect 31. p. 780—781: *E diverso ad haec Sarda utilissima — ipsa gemma vulgaris et primum Sardibus reperta, sed laudatissima circa Babylonem, cum lapicidinae quaedam aperirentur, haerens in saxo cordis modo. Hoc metallum apud Persas defecisse traditur. Sed inveniuntur compluribus aliis locis, sicut in Paro et Asso. In India trium generum: rubrum, et quod de-*

«Schneiden und zum Siegeln, und ein gemeiner Stein. Er ward
«zuerst zu Sardes ¹⁾ gefunden, der schönste aber um Babylon, im
«Fels, als man gewisse Steingruben zu betreiben anfieng; man sagt
«aber, dass sie in Persien nicht weiter gefunden worden sind ²⁾.
«Sie werden dagegen an mehrern andern Orten, in Paros und As-
«sos, angetroffen. Indien liefert drei Arten des Sard: rothen, eine
«zweite, die, wegen der Grösse, *Demium* hiess ³⁾, und eine dritte,

*mium vocant a magnitudine, tertium quod argenteis bracteis sublinitur. Indicae per-
lucent: crassiores sunt arabicae, inveniuntur et circa Leucada Epiri, et circa Aegyp-
tum, quae bractea aurea sublinuntur. Et in his autem mares excitatius fulgent: fe-
minae pigriores sunt et crassius nitent. Nec fuit alia gemma apud antiquos usu fre-
quentior: hac certe apud Menandrum et Philemonem fabulae superbiunt.*

Im Anfange dieser Stelle hatten die Ausgaben vor Harduin — *ad haec*,
und nach dieser Lesart habe ich übersetzt. Harduins Handschrift hatte *ad hoc*,
und so würde hier bloss die letzte Eigenschaft am Sard gerühmt. Ich ziehe
ad haec vor.

1) Sonderbar ist es, wie einige Ausleger, so wie der seichte Guettard,
haben glauben können, Plin spreche von Sardinien. Dass er von Sardes in Ly-
dien rede, man mag nun lesen *Sardis* oder *Sardibus*, sieht man daraus, da er
gleich darauf Babylon und Persien erwähnt. Ferner, war es gewiss nicht in
Europa oder in Sardinien, dass man die ersten Edelsteine entdeckte. Zudem,
käme der Sard zuerst bei den römischen Schriftstellern vor, wäre der Stein zu-
erst von den Römern gekannt worden, so würde doch wenigstens etwas, für
diese Auslegung, da sein. Da aber Theophrast, und Menander beim Athe-
naeus, seiner schon gedenken, so fällt aller Zweifel hinweg. Guettard ¹⁾ sahe
dieses nicht ein, sonst würde er uns nicht so triviale Dinge gesagt haben.

1) Poinsinet de Sivry Traduct. de Pline, T. XII. p. 312. not. 13.

2) In ältern Ausgaben steht *modo*, nach *hocque*; Harduins Handschrift liess
es weg, er aber gedenkt dieser ältern Lesart nicht. —

3) Die Lesart vor Harduin hat, *et quod demium vocant a pinguedine*. Har-
duin fand: *et quod dionium vocant a magnitudine*. Saumaise schlug vor zu le-
sen *διστημον*. Harduin bemerkt dabei, *dionium* könne entweder von dem indi-
schen Namen des Steins herkommen, oder auch im Griechischen anzeigen, dass
dieser Stein doppelt so viel koste, wegen der Grösse, in der er gebrochen wird.
Die Veränderung, die Saumaise vorschlägt, scheint er nicht zu billigen, mit
Recht, wie ich glaube. Die Lesart *Dionium a magnitudine*, will mir aber nicht
gefallen, und ist sehr verdächtig; ich ziehe *Demium* vor, weil es einen Sinn
gibt. Plin will vielleicht sagen, diese Gattung heisst die gemeine. Ob nun diese
Gattung des Sard die gemeine hiess, *a pinguedine*, oder *a magnitudine*, thut we-
niger zur Sache. Ist *Demium* die richtige Lesart, so meint Plin nothwendig eine
geringere Gattung des Sard, und diese konnte überdiess noch weniger geschätzt
werden, weil sie in grossen Stücken gefunden ward. War sie aber weniger schön als
die echten Arten des Sard, so musste sie eben so gewiss trübe und fettig aussehen

«unter welche ein Silberblatt gelegt wird. Die Sarde aus Indien
«sind durchsichtig, die arabischen aber sind weniger klar. Auch
«zu Leucadien in Epirus werden Sarde gefunden, und um Aegyp-
«ten, die auf ein Goldblatt gesetzt werden. In diesen Sarden besitzt
«das männliche Geschlecht mehr Feuer, das weibliche aber ist
«trüber, und weniger hell. Kein anderer Edelstein ist bei den Vor-
«fahren mehr im Gebrauche gewesen; mit ihm prahlt man in den
«Lustspielen des Menander und des Philemon»¹⁾. Da wo Plin
in dieser Stelle die Arten des indischen Sards aufzählt, finden wir
im Grunde dieselben Gattungen genannt, die uns Theophrast er-
wähnte, weil die zweite nicht wesentlich von den beiden andern,
sondern, wie es scheint, nur durch ihren geringern Gehalt, ver-
schieden war. Plin nennt die eine Gattung die rothe, die andere ist
ihm diejenige, unter welche ein Silberblatt gelegt ward. Der rothe
Sard, dem Orpheus²⁾ den Beinamen des blutrothen (*Σαρδιον αἷμα-
τοεν*) gibt, ist unser Carneol, derselbe den Theophrast zum weib-
lichen Geschlecht zählt. Die zweite Art, von der Plin keine Farbe
angibt, ist unser Sard, das männliche Geschlecht des Sard bei dem
Theophrast; denn wodurch sollte er sich sonst vom rothen Sard
unterscheiden, da es gerade vom indischen Sard, und von jedem
andern, nur zwei Gattungen giebt, den rothen, und den gelblich-
braunen? Diese zweite Art des Sard aus Indien ward, wie Plin
sagt, mit einem Silberblatt unten versehen, welches meine Vermu-
thung bestätigt, da ihm, als dem Steine von bräunlicher Farbe,
das Silber, und dem rothen Carneol, wenn er eine Unterlage be-
kommen sollte, das Gold am vortheilhaftesten sein musste³⁾.

1) Menand. ap. Athen. L. III. C. 6. pag. 94: Μαργδον ειναι ταυτ' εδει
και σαρδια.

2) De Lapidib. XVI, 5.

3) Herr Brückmann scheint die Stelle des Plin nicht genau erwogen zu
haben; er glaubt, die Silber-Folie sei unter eine weisslich rothe Art des Sard
gesetzt worden¹⁾. Plin aber spricht von den indischen Sarden, und bloss von
den von Theophrast angegebenen kostbarern Gattungen des Sard. Martini ist
in allem Hrn. Brückmann gefolgt²⁾, man findet daher dieselben Unrichtig-
keiten bei ihm, in so weit er jenes Werk benutzt hat.

¹⁾ Abhandlung von Edelst. C. XXIII. S. 202.

²⁾ In Ernesti Archaeol. p. 163-169.

II.

Die übrigen Arten des Sard, die Plin in der Folge erwähnt, der weniger durchsichtige aus Arabien, der aus Epirus, und derjenige der um Aegypten gefunden wurde, gehören zu den weniger kostbaren Gattungen dieses Steins, da sie das Feuer und die Klarheit der Sarde aus Indien nicht hatten. Merkwürdig ist es aber, dass man die ägyptischen Sarde über Gold legte, und dass die männlichen oder die braunen Sarde mehr Feuer besaßen, als die weiblichen, oder die rothen Sarde, unsere Carneole. Hieraus sehen wir, dass die ägyptischen Sarde die Carneole desselben Landes übertrafen.

III.

Der ächte indische Carneol (*Carniola gemmaria*, oder *Corniola di rocca antica*, *Cornaline de vieille roche*) und Sarde, deren Vaterland Ctesias¹⁾ in die heissen Gebirge Indiens verlegt, wird, so wie die schönen und trefflichen Arten des Onyx und Sardonyx, nicht mehr gefunden. Diese Steine haben sich bloss in den Arbeiten der alten Künstler, oder in Stücken, die für sie bestimmt waren, erhalten. Der Sard, der jetzt noch aus Cambaya und Baroach nach Amsterdam und Kopenhagen, wie Hr. von Veltheim bemerkt²⁾, in erstaunender Menge, zuweilen als Ballast, gebracht wird, ist kein Sard von der edlen Gattung; und wenn Herr Brückmann behauptet, in seiner Sammlung mehrere dieser Steine zu besitzen, die völlig der schöne Sard der Alten sind³⁾, so will ich die Möglichkeit, dass in jenem Ballast wohl zuweilen unter mehreren tausenden sich ein Stück solchen Sardes verlieren könne, nicht abstreiten. Eine grosse Seltenheit muss es aber immer sein, ein solches Stück, auch unter einer ungeheuern Anzahl zu entdecken, und selbst dann gehört es dem Orte, wo sich die übrigen erzeugten, sicher nicht zu, kommt auch nicht aus der Sard- und Chalcedon-Grube nicht weit von Gusurate, die noch jetzt im Betriebe

1) In Ind. ad calc. Herod. Wessel. p. 827. Sect. 5.

2) Ueber die Onyx-Geb. des Ctesias §. 14. S. 69.

3) a. a. O.

Veltheim über die Onyx-Gebirge, S. 70.

ist ¹⁾, sondern höchst wahrscheinlich auch aus den hohen Gebirgen der Balla-Gauts, welche Herr von Veltheim, in seiner scharfsinnigen Abhandlung, für das Vaterland der alten Sardonyche hält. Denn wäre es nicht ein so ungemein seltner Glücksfall, einen edlen Carneol oder Sard in jenen Steinen zu treffen, so würden unsere Steinschneider, die weder Kosten noch die Mühe des Suchens sparen, gewiss ihre Kunst bloss in solchen Steinen verewigen. Statt dessen sind sie genöthigt, fast immer auf die Schönheit des Stoffs Verzicht zu leisten. Wie oft hat selbst Pichler, zu seinen unschätzbaren Arbeiten, trübe Carneole oder Chalcedone wählen müssen! Von englischen Steinschneidern, die doch näher an der Quelle wären, als die römischen, habe ich noch nie eine Arbeit, in einem Carneol oder Sard von der edelsten Art, und nur sehr wenige in einer geringern, aber noch schönen Gattung gesehen, ob ich ihrer gleich eine Auswahl von mehreren hundert in der kaiserlichen Sammlung untersucht habe. Diese grosse Seltenheit eines indischen Sard oder Sardonyx macht, dass ein ungeschnittener Stein für Kenner oft das doppelte, und noch mehr, werth ist, als ein ähnlicher, mit einer gefälligen neuen Arbeit. Dass aber die indischen Sarde, die man jetzt noch trifft, meistens antike Steine sind, könnte man auch aus dem Umstande erweisen, weil die italiänischen Steinschneider, zur Zeit der Medicis, durchgängig bloss die schönsten indischen Steine gebraucht haben, die man damals, nebst den Denkmalen alter Kunst, aus der Erde hervorzog, eine Quelle die jetzt aber gar sehr zu versiegen anfängt.

IV.

Beide Gattungen des schönsten indischen Sards, die wir jetzt orientalische Carneole und Sarde nennen, sind, gegen das Tageslicht gehalten, völlig durchsichtig und klar, wie ein Crystall, besitzen viel Feuer, und sind nie trübe — oder wolkig, was auch mancher, mit dem de Boot ²⁾, mit Waller und Leske ³⁾, dagegen sagen mag. Der orientalische Carneol hat eine feurig-rothe Farbe; der orientalische Sard hingegen ist bräunlich, oder bald mehr bald

1) Veltheim über die Onyx-Gebirge des Ctesias, S. 71.

2) De Lapid. et Gemm. L. II. C. 80. p. 230.

3) Wallerius Mineralsystem, herausgegeben von Leske, S. 264-265.

weniger gelblich und orangefarben. Doch giebt es zwischen beiden Steinen eine Menge, sich in einander verlierender, Abstufungen, indem mancher Carneol sich dem Sard, und mancher Sard dem Carneol in der Farbe nähert. Nur einige von den Alten geschnittene Carneole, welche ich für die arabischen Sarde des Plin halten möchte, haben zwar keine Wolken, sind aber doch, wenn man sie gegen das Tageslicht hält, ziemlich trübe, und werden bloss durchsichtig, schön und klar, obwohl in einem weit minderen Grade, als die indischen, wenn man sie gegen die Sonne oder vor eine brennende Kerze hält. Die orientalischen Sarde des männlichen Geschlechts hingegen sind meistens, wenn sie nicht zu der ganz edlern Art gehören, fast ganz trübe, und bleiben es auch, wenn sie gegen die Sonne gehalten werden. Geringere Klarheit scheint überhaupt eine Eigenschaft der arabischen Steine gewesen zu sein. Plin sagt dieses nicht nur vom Sard, sondern auch vom Onyx, Sardonyx¹⁾, und vom Chrysolith²⁾. Diejenigen Sarde aber, welche wie Honig aussahen, und daher, wie ich glaube, trübe waren, und andere, welche dem gebrannten Thone glichen, verwarf man gänzlich³⁾.

V.

Wenn Plin von Gold- und Silber-Blättchen, welche man hinter die Sarde legte, spricht, so glaube ich, dass er von geschliffenen, aber nicht von geschnittenen, Steinen spricht. Es sind zwar die geschnittenen Steine des Alterthums, die man in ihrer alten Einfassung entdeckt hat, nie auf eine Art in Metall gefasst, dass man glauben könnte, sie wären bestimmt gewesen, um, gegen das Licht gehalten, betrachtet zu werden. Allein die vorhandenen Ringe beweisen für diese Vermuthung nichts; denn, erstlich, sind die meisten geschnittenen Steine, die sich in ihnen erhalten haben, undurchsichtige Sardonyche; fürs zweite, sind die Carneole und andre klaren Steine in solchen Ringen, eben so wie jene Sardonyche,

1) Von beiden in der Folge.

2) Nat. Hist. L. XXXVII. C. 9. Sect. 42. p. 284. *Deterrimae autem arabicae, quoniam turbidae sunt et variae, et fulgentes interpellatae nubilo macularum, etiam quae limpidae contigere, veluti scobe sua refertae.*

3) Plin. l. c. *Damnantur ex iis melleae et quae validius testaceae,*

durchgängig römische und spätere Arbeiten aus den Zeiten der Kaiser, dienen also nicht zur Entscheidung der Frage, ob die Griechen ihre Ringsteine mit einem Boden, oder ohne Boden, fassten. Höchst wahrscheinlich aber ist es, im Gegentheil, dass die letztern diese Art, ihre geschnittenen Steine zu betrachten, kannten, und dass sie ihre schönen indischen Sarde, und andere durchsichtigen Steine, aus keiner andern, als aus dieser Absicht, für ihre Werke gewählt haben. Einen Nebengrund zu der Vermuthung, dass den Alten das Fassen geschnittener Steine *à jour* nicht unbekannt gewesen, finde ich noch überdiess in einem Umstand, den Plin uns hinterlassen hat. Aus ihm lernen wir, dass die schönsten der Hyacinthe auf diese Weise gefasst wurden (*funda includuntur*)¹⁾, und dass man unter die andern, weniger schönen, ein Blättchen Metall zu legen pflegte. Noch bestimmter erklärt sich Plin an zwei andern Orten, aus denen die erstere Stelle ihr eigentliches Licht erhält. Am ersten bemerkt er von manchen Steinen, die er aber nicht nennt, sie würden an derjenigen Seite, die der Finger verbirgt, nicht mit Gold bedeckt²⁾, *neque ab ea parte, quae digito occultatur, auro clusit*. Am andern Orte sagt er von den schönsten Jaspis-Arten, den Achaten der Neuern, sie werden in eine Schleuder³⁾ gefasst (*funda includuntur*), so dass sie unbedeckt bleiben (*patentes*), und dass das Gold nur den Rand des Steines umschlingt (*nec praeterquam margines auro amplexente*)⁴⁾. Da die Alten also einige Steine, wegen ihrer Schönheit, und in der Absicht, sie gegen das Tageslicht zu sehen, *à jour* fassten, warum sollten sie die geschnittenen

1) N. H. L. XXVII. C. IX. Sect. 42. p. 784. Die Alten verstanden den Kunstgriff, Edelsteinen beliebige Farben durch eine Unterlage zu geben, sehr gut. Gold- und Silber-Blättchen sind schon oben erwähnt worden, und hier sind welche von Metall genannt. Plin bemerkt, wie viel Betrugerei bei diesen Steinen Statt gefunden¹⁾: *subditis per quae translucere cogantur*.

¹⁾ Ibid. C. VII. Sect. 32. p. 779.

2) Id. L. XXXIII. C. I. Sect. 6. p. 604.

3) Bei dem Euripides¹⁾ sind: τυποι σφενδονης χρυσηλατου erwähnt: ein Abdruck des, in eine goldne Schleuder gefassten, Ringsteines: Ringe ohne Ringstein, im welchen eine erhobne oder vertiefte Arbeit aus Metall befindlich waren, trug man, vornehmlich Begüterte, selten, und sie finden sich auch jetzt nicht häufig.

¹⁾ Hippolit. v. 862. p. 326.

4) Plin. N. H. L. XXXVII. C. IX. Sect. 37. p. 782.

Steine dieses Vorzugs beraubt haben, die durch denselben ungleich mehr, als jene, gewinnen mussten?

VI.

Der oben erwähnte Hyacinth besass die Farbe eines blassen Amethysts¹⁾, und war, wie ich glaube, auch wirklich nichts anders, als eine Gattung des hlässern Amethysts, ob ihn gleich Saumaise mit dem Rubin verwechselt zu haben scheint²⁾. Da nun eben dieser Stein, nicht selten, von den Alten zu Werken der Glyptik gebraucht worden, so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, dass Plin, ob er gleich, hier, und in der vorigen Stelle, bloss von farbigen geschliffenen Ringsteinen spricht, dennoch die geschnittenen Steine, da wo er das Fassen *à jour* erwähnt, nicht ausschliessen wollte. Dass aber unter den alten Ringen gar keine mit griechischen Steinen gefunden werden, rührt aus folgender Ursache her. Die älteren Werke mussten natürlich mehrere Catastrophen erleiden, als die späteren, oder römischen, Arbeiten. In den Zeiten der Verwüstung und Plünderung brach man den Stein aus, warf ihn bei Seite, und behielt das Gold. Daher werden fast alle Gemmen ungefasst gefunden. Was aber meine obige Erinnerung betrifft, dass bloss römische Gemmen in den vorhandenen Ringen zu sehen sind, so bestärkt sie die Sammlung alter Ringe des Gortalaus, von welchen gewiss die meisten ächt sind. Unter ihnen würde man vergebens einen griechischen geschnittenen Stein suchen. Allein für diejenigen, die Gelegenheit haben, Ringe der Alten in beträchtlichen Sammlungen zu sehen, ist dieser Beweis überflüssig. Doch es giebt noch bessere Beweise für die Vermuthung, dass die Alten ihre tiefen Steine in offene, und nicht in geschlossene, Schleudern fassten, die für einen andern Ort vorbehalten sind; nur will ich, bei dieser Gelegenheit, auf ein Paar Steine, die ich anderswo beschrieben³⁾, wieder aufmerksam machen. Beide Steine sind von vortrefflicher griechischer Arbeit, der eine ein To-

1) Plin. N. H. L. XXXVII. C. IX. Sect. 42. p. 784.

2) Exercit. Plin. in Solin. C. XXXIII. p. 396. b. B.

3) Man vergleiche Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 48 St. vom Jahre 1800. S. 473-476.

pas¹⁾), der andere ein Chalcedon; auf jenem ist der Sirius, bis an den halben Leib, auf diesem Jupiter, mit Eichblättern umkränzt, geschnitten, und beide Figuren scheinen offenbar ausgeführt zu sein, mehr um im Steine, als im Abdrucke, betrachtet zu werden, weil der Künstler das Siegeln, oder Abdrucken, mit diesen Steinen erschwerte, ja es, in so fern man einen vollkommenen Erfolg erwartet, unmöglich machte, indem er einige Theile, genau so wie sie in der Natur sind, darstellte.

VII.

Vettori hat eine sonderbare Meinung über ein Verfahren der alten Künstler geäußert, das er, an zwei tief geschnittenen Steinen, bemerkt haben will. Er glaubt nemlich, die alten Künstler hätten auf der Rückseite solcher Gemmen kleine Erhöhungen stehen lassen, und wieder auch kleine Vertiefungen angebracht, diese Seite folglich nicht glatt und eben gemacht, damit durch diesen Kunstgriff der Stein, wenn er gegen das Licht gehalten werde, eine durchaus gleiche Farbe, und, an allen Stellen, denselben Grad von durchscheinender Klarheit erhielte²⁾ Vettori will dieses an zwei, in der That schönen, Arbeiten, von welchen die eine, ein Achat, die bekannte Venus von Aulus³⁾, die andre, ein Sardonyx, und zwar ein Bruchstück, die Füße eines Helden, mit dem Namen des Künstlers, Quintus Alexa bezeichnet⁴⁾ vorstellt, und an meh-

1) Wenn Herr Millin behauptet, die Alten hätten nicht auf Topas geschnitten¹⁾, so ist dieses zu allgemein bestimmt. Alles was man sagen kann, ist: dass er von den Alten selten geschnitten worden. In der kaiserlichen Sammlung sind einige von unzubezweifelndem Alterthume, und aus der unten angezeigten Periode, in der man die härtern orientalischen Edelsteine vorzüglich gern bearbeitete, gibt es hier, und in andern Sammlungen, mehrere Bildnisse der Kaiser und Kaiserinnen. Dieses gilt vom Topas der Neuern, dem Chrysolithe der Alten. Aber auch im Chrysolithe oder Peridot der Neuern, dem Topase der Alten, finden sich, obgleich äusserst selten, alte Arbeiten.

1) Introd. à l'Etude des pierr. grav. p. 11.

2) Dissert. glyptograph. C. XXII. *De inaequalitate, quae in aversa parte utriusque gemma illustratae et aliquando in plurisque aliis antiquis gemmis coelatis observatur.*

3) Stosch Gemm. ant. coel. tav. XIX. p. 24.

Bracci Memorie. Vol. I. tav. XXXI. p. 173.

Raspe Catal. de Tass. no. 5320. p. 372.

4) Bracci l. c. tav. VIII. p. 41.

rern andern geschnittenen Steinen gefunden haben. Lessing legte dieser Bemerkung einen so grossen Werth bei, dass er den ganzen Abschnitt, welchen sie in Vettori's Schrift einnimmt, in seine *Kollectaneen* eintrug¹⁾. Wie wenig brauchbar aber diese Bemerkung des Vettori sei, wie sehr sie vielmehr Künstler und Liebhaber auf falsche Vorstellungen führen müsse, wird sogleich, aus meiner Beleuchtung derselben, erhellen. Sollen sich an alten Gemmen, auf der hintern Seite, Erhöhungen und Vertiefungen finden, so setzt dieses eine nicht geringe Bemühung des Künstlers voraus, weil man diese Erhöhungen mit grosser Behutsamkeit stehen lassen musste, indem man den Rücken des Steins ebnete. Was sollte nun aber dieses Verfahren helfen, oder hervorbringen? Eine gleiche Durchsichtigkeit in einem trüben Steine, gewiss nicht. Denn die Vertiefungen konnten wohl, von einigen Orten, unreine Stellen wegnehmen, mussten aber hinwiederum, wenn sie nicht äusserst seicht waren, in welchem Falle sie aber nur wenig nützen konnten, und es besser gewesen sein würde, den ganzen Stein dünner zu schleifen, nothwendig eine falsche und ungleiche Strahlenbrechung hervorbringen. Uebrigens wäre dieses Verfahren bloss bei schlechten Steinen anwendbar gewesen, und auch an diesen hätte es nur wenig zum bessern Ansehen beitragen können. Die vorzüglichen Künstler der Griechen aber schnitten nie in schlechte, wenig durchsichtige und trübe Steine, und alle Werke der Glyptik, die wahre Kunstwerke, nicht bloss Petschaft-Steine sein sollten, wurden nur auf den schönsten und klärsten Steinen gearbeitet. Trübe und wolkige wurden nie dazu gewählt, weit eher noch zuweilen ganz undurchsichtige von schöner Farbe, so wie der Sardonix und der rothe Jaspis. Ich finde daher die ganze Wahrnehmung des Vettori überflüssig und nichts lehrend. Vettori fand die Ungleichheiten an zwei Gemmen, die in Rücksicht der Steine von schlechter Beschaffenheit waren. Sein Achat muss ein trüber Chalcedon, oder ein mittelmässiger Carneol, denn so nennt Raspe, wie ich glaube, richtiger, den Stein²⁾, gewesen sein, sonst würde

Winkelm. Descript. p. 166. no. 939.

Raspe l. c. no. 7406. p. 430.

1) II. B. S. 432-434.

2) l. c. no. 6320. p. 372.

er jene Ungleichheiten nicht für nöthig erachtet, und der Stein würde sie auch nicht gehabt haben, wenn er anfangs schön und durchsichtig gewesen wäre. Sein Sardonyx ist ein Stein, der nie von den Alten bestimmt gewesen ist, um gegen das Licht gehalten betrachtet zu werden; weil er stets, entweder trübe, oder ganz undurchsichtig ist¹⁾; an ihm hätten also Erhöhungen und Vertiefungen zu gar nichts dienen können. So trefflich nun die Arbeit an seiner Venus ist, so glaube ich doch Ursache zu haben, sie, im Falle dass der Name Aulus nicht neuer Zusatz ist, eben so wie den Sardonyx, für römische Arbeiten zu halten, weil die Namen beider Künstler, Aulus und Quintus Alexa, römisch sind²⁾, und Griechen, zu solchen Arbeiten, schöne durchsichtige Steine würden gewählt haben. Vettori und Raspe melden zwar, dass der Stein des Aulus, an dem Winkelmann den Namen für neu hielt³⁾, im Feuer gelitten habe; allein eben die Ungleichheiten an der hintern Seite beweisen, dass der Stein, auch vor der Beschädigung, von schlechter Beschaffenheit war, weil man ihn sonst, wie alle andre alte klaren Steine, würde geebnet haben. Da nun beide Steine römische Arbeiten, das heisst Werke sind, die Römer zu Rom gemacht haben; da beide Gemmen, als römische Arbeiten, vor Alters zuverlässig nicht ohne Boden gefasst gewesen sind, weil die Römer wenig, oder gar nicht, auf die Durchsichtigkeit ihrer Ringsteine sahen, so sind die Erhabenheiten und Vertiefungen, die Vettori auf ihrer Rückseite, so wie auf andern geschnittenen Steinen, bemerkte, die ich aber noch nie an einem klaren durchsichtigen Steine gefunden habe, nichts anders, als ein zufälliger Nebenumstand, weil man an Steinen, die nicht bestimmt waren ohne Boden gefasst zu werden, das Ebnen der hintern Fläche für völlig unnöthig erachtete, und keine aus Sorgfalt oder Feinheit angebrachte Nothhülfe.

1) Sardonyche von zwei und von drei Schichten, die völlig klar und durchsichtig sind, finden sich zwar unter den Gemmen der Alten, auch in der kaiserlichen Sammlung, sie gehören aber zu den Seltenheiten.

2) Ueber den Namen Aulus, in wie fern er griechisch, oder römisch sein kann, so wie überhaupt über die Werke mit den Namen alter Steinschneider, werde ich ausführlicher, in meinen Anmerkungen über die Gemmen, und die Steinschneidekunst der Alten, handeln.

3) l. c. p. 119. no. 373.

VIII.

Die dunkelste Gattung des indischen Sard, der gänzlich undurchsichtig zu sein scheint, und weder gegen das Tageslicht, noch gegen die Sonne, sondern, wenn der Stein nicht gar zu dick geschnitten ist, bloss gegen ein brennendes Licht, seine Durchsichtigkeit in einem kleinen, hochrothen, Flecken bemerkbar macht, finde ich auch bei den Alten erwähnt, aber nicht zu den Sarden gezählt. Dieser Stein scheint mir der Morio aus Indien zu sein, eigentlich bloss ein im höhern Grad mit dem färbenden Stoffe gesättigter Sard. Eben so, wie dieser, ist seine Farbe, bald roth, bald braun; spielte er in die Farbe des Carbunkels, so hiess er *Alexandrinum*; fiel er aber in die Farbe des Sard, das heisst, war er weniger rubinroth, sondern mehr unserm Sard ähnlich, so nannte man ihn *Cyprium*, und nur die allerdunkelste Gattung ward unter *Pramnion* begriffen¹⁾. Es irren sich daher de Boot, Laet, Agricola²⁾ und Martini³⁾, die ersten, wenn sie unter *Pramnion* böhmische Topase, und andre abendländische Steine, verstehen wollen, der letztere, wenn er im *Pramnion* unsern Rauch-Topas zu finden glaubt, weil im Topas gar keine Aehnlichkeit mit dem *Morio* der Alten gefunden werden kann.

IX.

Die vollkommenen indischen, oder überhaupt die schönsten orientalischen Sarde, müssen auch bei den Alten sehr selten gewesen sein. Unter der grossen Menge von Carneolen und Sarden, die von alter Hand geschnitten sind, finden sie sich gar nicht häufig. Ein vollkommener Stein dieser Gattung zeichnet sich allemal auch durch eine der meisterhaftesten Arbeiten der Glyptik aus; denn nie trifft man diese auf Steinen von schlechter Beschaffenheit an. Unausgeführte, aber geistvolle, Entwürfe dürften allein eine Ausnahme zuweilen machen, und auf jenen edlen Steinen gefunden werden. Hieraus kann man schliessen, dass dieser Stein bei den Alten, zum

1) Plin. loc. cit. C. X. Sect. 63. p. 792: *Morio in India, quae nigerrimo colore translucet, vocatur Pramnion: in qua miscetur et carbunculi colos, Alexandrinum: ubi Sardae, Cyprium.*

2) De Gemm. et Lapid. L. I. C. 20. p. 74. 75.

3) Mus. Franc. P. II. p. 9.

wenigsten, eben so hoch im Werthe gestanden habe, als ihre schönsten Berylle, Amethyste, oder Chrysolithe, Steine, die für die Kunst weit weniger vortheilhaft waren, als jener, und die, so wie mehrere der härtern und kostbaren Edelsteine, erst unter den Kaisern anfangen, beliebtere Stoffe der Steinschneidekunst zu werden¹⁾. Beide Gattungen des indischen Sard, der rothe und der braune, waren die Lieblingssteine der Griechen. Die trefflichen Arbeiten, die wir auf diesen Gemmen bewundern, nächst der Aussage des Plin, lassen uns nicht daran zweifeln; doch schliesse ich hier nicht andere Steine aus, die aus verschiedenen Rücksichten, zu diesem oder jenen Gegenstand, von alten Künstlern gewählt wurden. Auf keinem Steine nimmt sich ein Werk der Bildgrabekunst so trefflich aus, als auf den beiden Gattungen des Sardes. Denn an den härtern orientalischen Steinen, wie am Aquamarin, am Sapphir, am Amethyst, und am Topas, wird das Feuer und der Glanz, der ihnen eigen ist, sehr oft zum Hinderniss, die Arbeit mit völliger Deutlichkeit gegen das Licht beobachten zu können. Die Amethyste der Alten haben überdiess, nicht selten, den Fehler, bleich und fleckigt zu sein; besitzen sie aber die vortreffliche dunkle Farbe, so wird dadurch der Genuss auch von dieser Seite erschwert. Auch Plato nennt den Sard unter den Steinen, welche die Griechen vorzüglich schätzten und liebten, neben dem Morio, dem Jaspis und Smaragd²⁾. Dem Sard möchte, nächst seiner grossen Schönheit und Kostbarkeit, die Leichtigkeit, mit welcher er sich schneiden lässt, und die Reinheit, die er dem Abdrucke giebt³⁾, diesen Vorzug, den er bei den Griechen hatte⁴⁾, und der späterhin, unter den Römern, dem arabischen Sardonyx zu Theil ward, verschafft haben.

1) Es ist daher sehr ungegründet, wenn Laet¹⁾, ohne einen Unterschied zu machen, vorgibt, die Sarde der Alten müssten sehr häufig bei ihnen, und in keinem Werthe, gewesen sein.

¹⁾ De Gemm. et Lapid. L. I. C. 16. p. 62.

2) Phaed. p. 250. T. I. Ed. Bip. Λιθidia ειναι ταυτα τα αγαπωμενα, μορια σαρδια τε και ιασπιδας και σμαραγδους.

3) Plin. l. c. *Omnia autem haec genera sculpturae contumaciter resistunt, partemque cerae in signo tenent, e diverso ad haec Sarda utilissima.*

4) Plin. l. c. *Nec fuit alia gemma apud antiquos usu frequentior.*

X.

Von den Käfern der Alten sind einige aus sehr schönen Carneolen und Sarden gearbeitet. Ist die Arbeit gut und fleissig ausgeführt, so hat man auch gewiss einen schönen Stein vor sich. Diejenigen Käfer aber, welche die grösste Anzahl ausmachen, und alle aus einer Schule herzufließen scheinen, sind sämmtlich aus einer weit weniger klaren und feurigen Art Carneol gearbeitet; sie sind aus einem Steine, der mir der arabische Sard zu sein scheint. Sie haben bloss etwas Klarheit, wenn sie, gegen eine Kerze gehalten, betrachtet werden; scheinen sie diese Klarheit nicht zu haben, so ist es meistens nichts als die Dicke des Käfers, die es verhindert. Der letzte Umstand veranlasste wahrscheinlich einen gewissen Schriftsteller, zu glauben, diese Käfer wären aus abendländischen Carneolen, oder solchen, die man gewöhnlich Constantinopolitanische nennt, geschnitten¹⁾. Auf die Aehnlichkeit, die ihm beide Arten dieser Carneole mit einander etwa zu haben schienen, passt diese Schlussfolge aber nicht. Die Carneole, die man über Constantinopel erhält, sind, wenn sie sich von den schlechtern auszeichnen, sicher asiatischen Ursprungs, wo sie nicht gar selbst aus Arabien kommen.

XI.

Sonderbar ist es, wie ich hier noch bemerke, dass man fast nie, oder äusserst selten, unter der zuletzt genannten Gattung von Käfern, einen in braunem Sard, was wir jetzt Sard nennen, geschnitten findet. Wahrscheinlich hatte irgend ein Vorurtheil des Volksglaubens in der Wahl des rothen Sardes, unsers Carneols, zu diesen Amuleten, den grössten Antheil.

XII.

Die Alten unterschieden also den Carneol vom Sard eben so genau, wie wir, ob sie gleich die Namens-Unterscheidung nicht kannten. Wenn daher Hr. Brückmann sagt:²⁾ «einige wollen

1) Bossi Gemme Inc. T. I. C. II. §. 6. p. 62.

2) Abhandlung von Edelst. C. XXIII. S. 201. Zu Lessings Collectan. 1 B. S. 23.

«unter Sarder und Carneol einen Unterschied machen, allein die «Alten haben es nie gethan,» so ist dieses ungegründet. Die Namen Carneol und Sard machten bei ihnen diesen Unterschied zwar nicht aus, aber dennoch waren beide Steine, mehr als zu deutlich, durch das Geschlecht, bezeichnet. Dass aber übrigens Hrn. Brückmanns Bemerkungen über den Carneol nicht so ganz befriedigend, als man es wünschte, sein können, folgt schon daraus, da er von diesem Steine sagt:¹⁾ «Es ist der Carneol oder Sarder ein halbdurchsichtiger rother Edelstein.» Denn Carneol und Sard bei den Neuern sind wesentlich verschiedene Steine, und der indische Carneol, so wie der indische Sard, sind völlig durchsichtig. Hr. Brückmann lässt also gerade die einzig edle Gattung hinweg. Vom Carneol, und Sard, aber kann man nicht sagen, dass sie beide roth sind. Eben so falsch ist es, wenn Herr Millin sagt²⁾, «*les anciens nommoient la Cornaline Sarda;*» weil auch der Sard der Neuern mit unter dem Sard der Alten begriffen war; Harduin hat denselben Fehler begangen³⁾. Hr. Millin nennt ferner den Sard, Sardonyx, wo er sagt: *Quand l'agate a une couleur brunâtre, enfumée et noire, on la nomme Sardonyx*⁴⁾. Es sollte Sardoine heissen; ein kleines Versehen, das aber, wie die Folge zeigt, kein Schreibfehler ist. Du Pinet giebt in seiner Uebersetzung des Plin das Wort *Sarda*, bald mit *Sardoine*, bald mit *Cornaline*⁵⁾, daher scheint es, dass er selbst nicht wusste, was er bei beiden Worten dachte. Eben so hatte auch Saumaise vom Carneol und Onyx keine richtigen Begriffe, weil er schreibt: «Zu seiner Zeit werde sowohl der rothe als

1) Abhandlung von Edelstein. Ebendas. Daher darf man auch nicht mit Hrn. Brückmann den Carneol für einen rothgefärbten Chalcedon ansehen, welcher Meinung auch Hr. Wad ist, dessen Schrift ich noch nicht habe erhalten können. Uebrigens schreibt Hr. Brückmann oft dem Theophrast und Plin Aussagen zu, die man gewiss bei beiden vergebens suchen wird.

2) *Introduit. à l'Etude des pierr. grav.* p. 16.

3) In Plin. l. c. p. 780. not. 1.

4) *loc. cit.*

5) *Hist. du Monde par C. Plin second. A Cologne (à Geneve) MDCXXV. T. II. p. 607 et 609: Au contraire la cornalline cache bien nettement, sans rien retenir de la cire. Cette pierre presta son nom à la sardoine. Elle est fort commune: et tient on que les premières cornallines vindrent ces montagnes de Manai.*

«weisse Onyx, Carneol genannt¹⁾». Rother Onyx, die grösste Seltenheit unter den orientalischen Steinen, ist aber sicher nie Carneol, schlechtweg, genannt worden, und weissen Onyx giebt es gar nicht. — Eine Menge von Unrichtigkeiten bringen de Boot²⁾ und Laet³⁾ über den Sard der Alten vor, woraus man sieht, dass beide die Steine, welche sie unter diesen Namen verstanden, nicht gehörig kannten. Ein andrer Schriftsteller, Jannon de St. Laurent, hat im Abschnitte seiner Abhandlung, die von den Steinen der Alten handelt, mehr als Andre, Irrthümer über Irrthümer gehäuft⁴⁾, und steht seinen beiden, eben genannten, Vorgängern, sehr an Gründlichkeit nach. Der Sard des Plin ist, nach seiner Meinung, der Carneol; den Sard der Neuern erwähnt er gar nicht. Er hat aber keine andere Ursache, den Carneol für den Sard der Alten zu halten, als den Beweis, den er aus den Worten des Plin: *haerens in saxo cordis modo*, nimmt, welche er auf eine abgeschmackte Weise dehnt und erklärt.

XIII.

Auch in Rücksicht der Farbe, die den Sarden der Alten zukommt, stösst man, in den Bearbeitern der Naturgeschichte, auf grosse Irrthümer. «Carneol und Sard sind beide roth von Farbe; «der Carneol ist niemals ganz rein roth, sondern stets mit gelb vermischt;⁵⁾» sind falsche und halb wahre Behauptungen, die uns ein gewisser Guettard als Wahrheiten aufstellen will. Er fährt fort: «Wenn der Carneol zu sehr ins Gelbe fällt, so vermindert sich sein Werth, und dieses um so mehr, als er von dieser Farbe annimmt⁶⁾». Falsch; nicht die Beimischung des Gelben macht den Carneol von geringerm Werth, sondern das Trübe und Wolkige,

1) Exercit. Plin. in Solin C. 33. p. 96. b. B.

2) De Lapid. et Gemm. L. II. C. 81. p. 231.

3) De Gemm. et Lapid. L. I. C. 16. p. 61.

4) Sopra le pietre prez. degli Ant. v. Saggi de l'Academ. di Cort. T. V. p. 48-50.

5) Hist. Nat. de Pline, par Poinsinet de Sivry, T. XII. p. 312-314. Note. *La Cornaline, de même que la Sarde, est en général d'une couleur rouge.*

6) *Lorsque la Cornaline tire un peu trop sur le jaune, car le fond de cette pierre n'est pas d'un rouge net, mais lavé toujours d'un peu de jaunâtre, elle est alors moins estimée, et son prix tombe à proportion que ce jaune est plus considérable.*

das allen abendländischen Steinen anhängt, und diese haben nur selten einigen Werth. Das Gelbe aber benimmt dem Sard der Alten nichts von seiner Kostbarkeit. Denn der bräunliche, oder männliche, Sard ist nicht weniger edel als der rothe, oder weibliche, Sard, wenn beide gleiche Vollkommenheiten besitzen¹⁾. Dass dieser Guettard den Alten nachglaubt, unsere Carneole würden durchsichtiger und heller, wenn man sie in Oel lege, macht den Kenntnissen dieses seichten Erläuterers des Plin schlechte Ehre. In seiner langen Anmerkung, über den Sard, findet man nichts, als die Verirrungen eines Albertus Magnus, Ruäus, und andrer, mit Zuversicht wiederholt, und mit seinen eigenen unbedeutenden Gedanken vermehrt. Eine andere, mit der Wahrheit streitende, Aeusserung trifft man im Hill²⁾ an. Ganz gegen die Erfahrung ist es, dass, wie er sagt, der schöne männliche Sard auch in Böhmen gefunden werde, und dass er durchsichtiger als die übrigen Carneol-Arten sei. Wider diesen Satz muss ich aber bemerken, dass der böhmische Sard ein nicht sehr edler Stein ist, wenn man ihn mit dem indischen vergleicht. Der echte Sard ist ferner nicht heller, als die echten Carneole, im Gegentheile besitzen die schlechtern Gattungen des ersten Steins nicht einmal den Grad geringerer Durchsichtigkeit, der auch den schlechten Carneolen eigen ist, sie sind meistens ganz dunkel.

XIV.

Da roth und gelblich Farben sind, die dem indischen, und dem edlern orientalischen, Sard zugehören, so ist es abgeschmackt, wenn Gersaint, Guettard, und andere, an weisse Carneole glauben wollen, und unrichtig, wenn Waller und Linné weiss und weisslich, auch unter den Eigenschaften des Carneols aufzählen³⁾, und wenn der erstere gar röthlich-milchweiss für die eigentliche

1) Hr. Brückmann¹⁾ setzt auch den männlichen Sard, den er unter gelbem Carneol versteht, zu sehr hinter den weiblichen.

1) Ebendas. S. 203-204.

2) Brückmann a. a. O. S. 204.

3) Auch Herr Brückmann¹⁾ spricht von weiss-rothem und fleischfarbigem Carneol.

1) a. a. O. C. XXIII. S. 203.

Farbe des orientalischen Carneol ausgeben will¹⁾. Ruäus will sogar behaupten, der Sard des Plin sei weiss, und das *Sardium*, was nicht hierher gehört, sei roth. Denn wenn einem Achate die Eigenschaften fehlen, die ihn zum männlichen oder weiblichen Sard machen, — besitzt er aber statt ihrer jene, die ihm diese Naturlehrer zuschreiben, so wird er dadurch ein fleckiger Achat, ein Chalcedon, oder wozu er sonst mag gerechnet werden müssen. Will man ihn aber demungeachtet einen Carneol oder Sard nennen, so frage ich: Warum sollen denn gerade die Eigenschaften, die man an den schlechtesten Gattungen bemerkt, als Eigenschaften des ganzen Geschlechtes angegeben werden?

XV.

Der Carneol bricht zuweilen in Stücken von beträchtlicher Grösse. Es befinden sich neue Arbeiten, aus nicht ganz schlechtem Carneole, im Kaiserlichen Cabinet, die gegen drei Viertel einer Spanne hoch sind. Es verräth daher sehr wenig Kenntniss, wenn der französische Erläuterer des Plin²⁾ eine so bekannte Sache läugnen will.

XVI.

Nun nur noch ein Paar Worte über die Herleitung der Namen unsrer Steine. Sard nannten die Alten diesen Stein, weil er zuerst um Sardes gefunden worden; dieses sagt Plin ganz deutlich: *Ipsa gemma et primum Sardibus reperta*. Gleich dem Sard, haben so manche andere Erzeugnisse der Natur, und so manche Steine, von dem Geburtsorte ihre Namen erhalten. Wäre diese Herleitung auch nicht so einleuchtend, als sie es wirklich ist, so würde doch die gewöhnliche Ableitung dieses Namens, von *σαρξ*, die Hr. Brückmann³⁾, und einige nachbetende Franzosen⁴⁾, angenommen haben, um nichts mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Denn von *σαρξ*

1) Mineralsys. herausgeb. von Leske; Berlin 1781. S. 263. Alles was Waller und Leske hier über den Carneol und Sard bemerken, ist voller Unrichtigkeiten, so wie überhaupt alles, was man über diese Steine in den Lehrbüchern der Steinkunde vorfindet.

2) Hist. Natur. de Pline, T. XII. p. 318. not.

3) Zu Lessings Collectan. I. B. S. 25. 26

4) Poisin. de Sivry Hist. Nat. de Pline, T. XII. p. 314. not.

lässt sich auf keine Weise ein Wort wie *Σαρδιος*, *Σαρδιον*, oder *Sarda*, ableiten. Der erste, der zu dieser vorgeblichen Namens-Verwandtschaft Gelegenheit gab, war, wie mir scheint, Epiphan, welcher den Ursprung der Benennungen *Sarda* in der Aehnlichkeit fand, die er in der Farbe des Steins mit dem gesalzenen Fleische eines Fisches gleiches Namens zu bemerken glaubte¹⁾. In der Folge wähten vielleicht einige, es besser zu machen, wenn sie den Fisch wegliessen, und den Namen von jedem Fleische, welches man wolle, ableiteten. Sie bedachten aber nicht, dass es auch braune *Sarde* giebt, eben so wenig, als sich Epiphan der rothen erinnerte. Saumaise scheint zwar auch diese Herleitung von *σαρξ* zu billigen, da er annimmt, *Sardonyx* müsse eigentlich *Sarconyx* heissen²⁾; allein beweisen konnte er es nicht. Plin sagt in einer Stelle, die in der Folge berührt werden wird, und diese ganz falsche Ableitung widerlegt, ohne Umschweife, *Sardonyx a candore in Sarda*³⁾, und auch Lessing⁴⁾ verwarf schon jene irrige Meinung.

XVII.

Eine andere, so viel ich weiss, ohne Widerspruch angenommene, aber eben so falsche, Herleitung hat man dem *Carneol* zugetheilt. Zu ihr gab nichts, als der verdorbene Name dieses Steins, Gelegenheit. Man glaubt nämlich, *Carneol*, *Carneola* und *Carniola* komme *a carne* her⁵⁾, oder, welches noch lächerlicher ist, von dem kauderwelschen *Carnerina*, wie Guettard⁶⁾ behauptet, weil dieser Stein dem Fleische an Farbe gleich sei. Man frage aber jemand der Farben kennt, ob dieses gegründet, und wäre es so, ob dann nicht mancher andere Stein eben so gut, mancher noch weit mehr, die

1) De XII. Gemm. C. XXII. Daraus ist ein anderer Irrthum Einiger entsprungen, welche glauben, *Sard* heisse nur ein streifiger *Carneol*, weil seine Streifen gleichsam die Fasern eines durchschnittenen Stückes Fleisch vorstellen¹⁾.

1) Brückm. Beitr. z. Abh. von Edelst. S. 148.

2) Exercit. Plin. in Solin. C. XXXIII. p. 793. a. G.

3) N. H. L. XXXVII. C. VI. Sect. 23. p. 778.

4) Antiquar. Briefe II. B. 48. Br. S. 75. Anmerk.

5) Wie unter andern auch Hr. Brückmann¹⁾, und Millin²⁾.

1) Abhandl. von Edelst. C. XXIII. S. 198. Zu Lessings Kollectan. I. B. S. 26.

2) Introduct. à l'Etude des pierr. grav. p. 16. 17.

6) Poins. de Sivry Hist. Nat. de Plin. T. XII. p. 135. not.

Ehre Fleisch-Stein genannt zu werden verdienen würde? Ohne weitere Rücksicht auf diese unerwiesenen Behauptungen zu nehmen, glaube ich, dass Carneol von dem gleichfalls neuern, aber doch richtigern und frühern, *Corneolus* oder *Corneola* herkommt. Das letztere entstand zu einer Zeit, als man die indischen Carneole, von der vollkommensten Schönheit, nicht kannte. Man fand in den weniger vollkommenen orientalischen, und in den abendländischen, trüben und wolkigten Carneolen eine Farbe und eine Durchsichtigkeit, die man ebenfalls am Horn bemerkte, und darum nannte man ihn *Corneolus* oder *Corneola*, Carneol oder Hornstein, woraus, durch den Sprachgebrauch, das falsche Carneol entstand. Das Hornartige ward übrigens auch schon von den Alten für eine Eigenschaft des Sardes gehalten; vorzüglich, was die Farbe betrifft, ist es im männlichen Sarde nicht selten zu bemerken, und, in Rücksicht der matten Durchsichtigkeit, an dem weiblichen, der nicht von der grössten Schönheit ist. Plin¹⁾ nennt das *substratum corneum* des indischen Sardonychs, und erwähnt aus dem Zenothemis den hornartigen Onyx, *corneam onychem*, welches von gelb-bräunlichem Sard, als der gewöhnlichen Grundfarbe des indischen Onyx, zu verstehen ist. In einigen Sprachen hat sich dieser eigentliche, und richtigere, Name des Steins unverdorben fort erhalten; so wie im englischen *Cornelian*, im italiänischen *Corniola*, und in dem französischen *Cornaline* und *Corneole*; doch hat sich in die zweite auch das verdorbene *Carniola*, und in die letztere das unrichtige *Carneole* eingeschlichen. Es ist daher ganz falsch, wenn Guettard²⁾ und andere, umgekehrt, *Corneolus* von *Carneolus* ableiten, oder wenn Ruäus, Waller und Linné gar einen Unterschied zwischen *Cornaline* und *Corneole* annehmen wollen; wozu, so wie zu ihren mangelhaften Beschreibungen dieser Steine, die Ursache, theils in dem verfälschten Namen, theils in ihrer Unbekanntschaft mit dem wahren Sarde der Alten zu suchen ist³⁾. Wollte man also das Richtigere vorziehen, so müsste man den Carneol,

1) L. infr. cit.

2) loc. cit.

3) Auch Hr. Brückmann¹⁾ irrt sich, wenn er *Corniulus* für falsch, und *Carniolus* für besser hält.

¹⁾ Abhandlung von Edelst. 23 Cap. S. 199.

bis wir ihm einen schicklichern Namen schenken werden, *Carneol* heissen ¹⁾).

XVIII.

Die beiden Geschlechter, die Theophrast dem *Sarde* zuschreibt, veranlassen mich, noch einen Stein zu erwähnen. Es ist dieses das *Lyncurium*. Auch von ihm nimmt Theophrast zwei Geschlechter an. «Das weibliche *Lyncurium*,» sagt er, «ist durchscheinend und gelblich, das männliche aber ist dunkler; beide Geschlechter werden *Kyanos* genannt»²⁾. Dass das *Lyncurium* unser Hyacinth sei, wie schon einige bemerkt haben, ist mir sehr wahrscheinlich. Unser gewöhnlicher Hyacinth wäre demnach das Weibchen, die bessere Gattung aber, die ins dunkelrothe spielt, unser *Giacintho guar-nacino*, das Männchen. Der letztere Stein ward von den Alten sehr oft zu tief gegrabenen Werken gebraucht, weit seltner benutzten sie den erstern, und dieser gewöhnliche Hyacinth ist erst seit einigen hundert Jahren, eine Zeit lang, vielleicht aus einer übel verstandenen Prachtliebe, zu *Cameen* gebraucht worden.

V o m O n y x.

XIX.

Theophrast sagt vom *Onyx* ganz kurz: «er besteht aus der Vermischung des weissen und braunen, die sich neben einander befinden»³⁾. Man siehet hieraus, dass zu den Zeiten des griechischen Weisen eine gewisse Verbindung dieses Weissen und Braunen

1) Auch Du Pinet schon, den ich nach völliger Ausarbeitung meiner Schrift zur Hand nahm, hält diese Herleitung für richtig. Er bemerkt zur Stelle, wo Plin vom Horn-Onyx spricht, in einer Rand-Anmerkung ¹⁾: *De là est venu le nom de Cornalline*. Da es hier aber nur beiläufig auf den *Carneol* kam, so behalte ich das übrige einem andern Orte vor.

¹⁾ Hist. du Monde de C. Plin Sec. T. II. p. 607.

2) De Lapidib.

3) De Lapidib.

Το δε ονυχιον μικτη λευκω και φαιω παραλληλα.

wahrscheinlich noch nicht mit dem besondern Namen, Sardonyx, bezeichnet wurde, und dass damals alles Onyx hiess, es mochte so oder anders gestreift oder gefleckt sein. Eben dieses scheint das Wort Onyx bei dem Ctesias zu sagen, der, ausser dem Onyx aus Indien, noch einige andere indische Steine, die man zum Steinschneiden gebrauchte, erwähnt¹⁾, und dieses ist auch der Natur der Sache, und dem Gange unsrer Kenntnisse, angemessen. Ferner nennt Theophrast unter den Farben des Onyx, ausser dem Weissen, bloss das Braune, oder die Farbe des männlichen Geschlechtes des Sard, und übergeht das Weibchen, oder den rothen Sard. Höchst wahrscheinlich rührt diese Auslassung des Onyx mit rothem Sard bloss von der grossen Seltenheit her, in der man den rothen Onyx antraf. Eine Hintansetzung, die um so weniger befremdet, da Theophrasts Schrift überhaupt auf keine Vollständigkeit Anspruch machen kann.

XX.

Weit bestimmter als Theophrast sind die Nachrichten mehrerer Griechen, die uns Plin aufbehalten hat, welcher sowohl den Onyx, als Sardonyx, genauer beschreibt. «Sudines sagt,» sind Plins Worte²⁾, «im Onyx befinde sich ein Weiss, dass dem menschlichen Nagel ähnlich sei, desgleichen die Farbe des Chrysolith, des

Saumaise¹⁾ irrt sich daher wenn er glaubt, Theophrast spreche hier vom arabischen Onyx, denn er nennt weder diesen, noch den indischen, und spricht im Allgemeinen vom Onyx.

¹⁾ Exercit. Plin. in Solin. C. XXXIII. p. 396. b. D.

1) In Indic. ad calc. Herod. Wesseling. p. 827. Sect. 5.

Περὶ τῶν ὀρῶν τῶν μεγάλων, ἐξ ὧν ἡ τε σαρδὼ ὀρυσσεται, καὶ οἱ ὀνυχες, καὶ αἱ ἀλλαι σφραγίδες.

2) N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 24. pag. 778: *Sudines dicit in gemma esse candorem unguis humani similitudine: item chrysolithi colorem, Sardae, et Jaspidis. Zenothemis indicam onychem plures habere varietates, igneam, nigram, corneum, cingentibus candidis venis oculi modo, intervenientibus quarundam oculis obliquis venis. Sotacus et arabicam onychem tradit: sed eam a ceteris distare, quod Indica igniculos habeat, albis cingentibus zonis singulis pluribusve, aliter quam in Sardonyche indica. Illic enim momentum esse, hic circulum. Arabicas onychas nigras inveniri candidis zonis. Satyrus carnosas esse indicas, parte carbunculi, parte chrysolithi et amethysti, totumque id genus abdicat. Veram onychem plurimas variasque cum lacteis zonis habere venas, omnium in transitu colore inenarrabili, et in unum redeunte concentum suavitate grata.*

«Sard, und des Jaspis. Zenothemis meldet, der indische Onyx sei «sehr mannichfaltig, es gebe feuerfarbnen, schwarzen, hornartigen; «sie wären mit weissen Reifen, wie mit Augen, durchzogen, und «bei einigen liefen Querstreife durch die Augen. Sotacus spricht «auch vom arabischen Onyx, sagt aber, er sei von den übrigen «Onyx-Arten verschieden, weil der indische Feuer besitze, und «mit einzelnen, oder mehrern, weissen Streifen umgeben sei. Die «arabischen aber würden von schwarzer Farbe, mit weissen Reifen gefunden. Satyrus berichtet, die indischen Onyche wären «fleischig, sie spielten bald in die Farbe des Carbunkels, bald in die «des Chrysolith und des Amethyst, verwirft aber diese Arten des «Onyx.» Er bemerkt: «der wahre Onyx besitze mehrere verschiedene Adern und weisse Reife. Alle diese Adern haben da, wo eine «in die andere übergeht, eine unbeschreibliche Schönheit, sie «schmeicheln dem Auge, und bringen eine sehr angenehme Harmonie hervor»¹⁾).

XXI.

Wir wollen diese Nachrichten des Plin näher untersuchen. Wenn Sudines den Onyx, im allgemeinen, erwähnt, ohne ein besonderes Vaterland zu nennen, und in der Aufzählung seiner Farben, des Weissen, des Gelben, des Bräunlichen und des Rothen, das Schwarze oder Dunkelbraune hinweglässt, so sehen wir, dass er, erstlich, bloss vom indischen, nicht aber vom arabischen Onyx spricht; zweitens, dass er wahrscheinlich, eben so wie Ctesias und Theophrast, keinen Unterschied unter Onyx und Sardonyx kannte²⁾. Auch findet man in seiner Beschreibung, so wie auch nachher bei dem Satyrus einiges, was, nach unsern heutigen Begriffen von der alten Lithologie, nicht so ganz buchstäblich zu nehmen

1) Diese Stelle des Plin ist keine der leichtesten zu übersetzen. Die Uebersetzungen, die ich verglichen habe, sind nicht ganz getreu, die des Poinsinet de Sivry aber ist die schlechteste.

2) Der Verfasser des *Periplus* des erythräischen Meeres¹⁾ spricht auch vom indischen Onyx. Bei ihm ist es aber nur der allgemeine Name des Steins, denn zur Zeit, wo er lebte, war der Unterschied zwischen Onyx und Sardonyx längst schon bestimmt.

1) P. 27-28.

sein dürfte; zum Beispiel, wenn beide dem Onyx die Farbe des Chrysolith, unsres Topases, zuschreiben. Hier, glaube ich, muss man an dunklere Rauch-Topase denken, die mit dem Horngelben des Sard, welche Farbe er hernach erwähnt, in Wahrheit einige Aehnlichkeit haben können. Unter der Farbe des Jaspis, scheint es, dass wir Farben des Achates, der oft mit jenem verwechselt wird, verstehen müssen¹⁾. Was dergleichen Untersuchungen oft erschwert, ist, dass manche der Alten zu flüchtig und unbestimmt sprechen, und dass, indem dieser Zweig der Mineralogie bei ihnen noch nicht genau bestimmt war, verschiedene Schriftsteller zuweilen denselben Stein mit verschiedenen Namen nennen. Sonderbarkeiten, die man in einer dieser Ueberlieferungen verspürt, dürfen daher das Glaubwürdige klärerer und besserer Nachrichten nicht vermindern. Genau ist dasjenige, was sich die Alten unter Onyx dachten, in der Beschreibung des Zenothemis enthalten. Verbindet man mit ihr die Aussagen des Sotacus und Satyrus, so kann man sich einen deutlichen Begriff von diesem Steine der Alten bilden. Der Onyx der Alten war demnach, zur Zeit als man ihn schon vom Sardonyx unterschied, ein Stein, dem die Farbe des Sard zum Grunde diene, auf dem man weisse Reifen wahrnahm, von denen einige Augen bildeten, welche zuweilen von anderen, quer hindurch- oder vorbeilaufenden Adern durchschnitten wurden. Der Grund von der Farbe des Sardes, wovon das *φαιον* des Theophrast nur ein Theil ist, war eben so mannichfaltig, als es der Sard selbst ist, er war bald hoch- oder feuer-roth, bald schwarz- oder dunkel-braun, bald gelblich oder hornartig, bald grau oder schwärzlich. War die erstere Farbe die herrschende, so war der Stein ein Carneol-Onyx, waren die letzteren die Grundfarben, so war es ein Sard-Onyx, wenn beides mit den neuern unbestimmten Namen genennt werden soll²⁾. Dabei machte das Unregelmässige und Willkührliche der weissen Adern und Streife das Hauptkennzeichen aus, das ihn vom Sardonyx unterschied, *illic enim (in onyche) momentum esse, hic (in sardonyche) circum*, sagt Plin ausdrücklich. Die grösste Schönheit des Onyx bestand in der Mannichfaltigkeit seiner Adern und

1) Man vergleiche die 12. Anmerk. des Anhangs.

2) Unbestimmt sind diese Namen, weil Sardonyx bei den Alten etwas ganz anderes hiess, als ein Onyx in dem die Farben des Sard den Grund ausmachen.

weissen Reifen, in der sanften Verschmelzung der verschiedenen Farben, und in den Uebergängen von einer zur andern.

XXII.

Sehr verschieden vom indischen Onyx war der, den man in Arabien fand. Plin¹⁾ meldet aus dem Sotacus, dass er von den übrigen Onyx-Arten sich unterscheide, vom indischen, da dieser Feuer besässe, der arabische hingegen schwarz, das heisst, ganz dunkelbraun, und fast ganz undurchsichtig sei. Am indischen sind die Streifen weiss (*albae*), oder milchweiss (*lacteae*), am arabischen aber blendend, oder schimmernd, weiss (*candidae*). Wie genau diese Merkmale des arabischen Onyx mit den vorhandenen Steinen übereintreffen, werde ich unten beim Sardonyx bemerken. Das Weisse des arabischen Steines ist, wie ich vorläufig nur noch erinnere, theils an sich von einer andern Beschaffenheit, als das Weisse jenes, theils wird es auch, durch das äusserst Dunkle des Grundes, noch mehr gehoben. Isidors Nachricht²⁾ vom arabischen Sardonyx stimmt übrigens wörtlich mit der des Plin überein.

XXIII.

Der Name Onyx wird von der Bedeutung dieses Wortes im Griechischen hergeleitet. So leicht nun, was die Alten sich, unter dieser Aehnlichkeit des Steins mit dem Nagel des Fingers dachten,

1) N. H. l. c. Die französische Uebersetzung des Poinsinet de Sivry, die eigentlich gar keine Erwähnung verdienen würde, wenn die hie und da ausgezogenen Proben nicht zugleich eine Warnung für manche Liebhaber enthielten, sich vor solchem Machwerke zu hüten, gibt diese Stelle *L'onyx de l'Arabie diffère de l'onyx des Indes en ce que celui-ci jette des petites flammes*. Welcher Unsinn! Weit besser hatte sein Vorgänger, Du Pinet, dessen Uebersetzung des Plin die seinige überhaupt weit hinter sich zurücklässt, diese Stelle übergetragen. Du Pinet schreibt¹⁾: *Les Indiennes jettent certains petits feux*. Hätte doch jener, da es ihm an Sach- und Sprach-Kenntniss mangelte, andere Uebersetzer zu Rathe gezogen, z. B. den Landino, welcher zwar nicht den Sinn in die Worte legt, der mir der wahrscheinliche zu sein scheint, sich aber als einen Mann zeigt, der dachte. Landino übersetzt²⁾: *L'indiano ha certi rossi di fuoco, cinti da cinture bianche*.

¹⁾ Hist. du Monde par C. Plin second. MDCXXV. T. II. pag. 607.

²⁾ Historia Nat. di Plinio p. DCCCCXIX. Venet. MDXXXIII.

2) Origin. L. XVI. C. 8.

aus ihren Schriftstellern zu bestimmen gewesen sein würde, so sehr willkürlich haben mehrere diese Aehnlichkeit gedeutet. Die Alten gestehen sie sowohl dem Onyx als dem Sardonyx zu, dennoch ertheilen einige sie bloss dem einen, oder dem andern. Lambin meint, der Name Onyx sei dem Steine gegeben worden, weil an ihm alles so eben, gleich und glatt, als am Nagel des Fingers sei¹⁾. Nach Ernesti soll Onyx ein Stein sein, der die Farbe des Nagels am Finger besitzt, und zuweilen mit dem Sârd verbunden ist²⁾. Martini äussert dieselbe Meinung³⁾ Laet⁴⁾ glaubt, des Onyx dunkle Stellen hätten an Glanz und Farbe Aehnlichkeit mit dem Nagel, und Mariette⁵⁾ wendet diese Vergleichung bloss auf den arabischen Sardonyx an. Hr. Bossi⁶⁾ findet die Aehnlichkeit in der dunkelbraunen Schicht des Sardonyx. Wer kann aber in diesen Meinungen einen richtigen Vergleichungspunkt finden? An einem andern Orte wendet der letztere, so wie auch Hr. Brückmann⁷⁾, die Vergleichung eben so unbestimmt auf die weisse Lage an⁸⁾. Herr Millin gibt uns eine neue Meinung hierüber; er glaubt man habe deshalb den Onyx mit dem Nagel verglichen, weil die Zonen dieses Steins dem Zirkel am untern Theile des Nagels gleichen⁹⁾. Seine Voraussetzung wird vielleicht manchem, an sich, nicht unwahrscheinlich scheinen, sie ist aber unrichtig, weil sie dem, was die Alten vom Ursprunge der Benennung des Steins sagen, zuwiderläuft. Denn hier fragt sich's: was glaubten die griechischen Naturforscher für eine Aehnlichkeit zwischen beiden Dingen zu bemerken? nicht aber: welche Aehnlichkeiten finden zwischen beiden in

1) In Horat. Carm. L. IV. Od. 12. v. 17: *quia nihil sit in eis rugosum, nihil asperum: sed omnia ut in ungue, laevia et polita.*

2) Archaeol. Litter. P. I. C. 3. p. 16.

3) In Ernesti Arch. Litter. p. 169.

4) De Gemm. et Lapid. L. I. C. 17. pag. 64. Er hat überhaupt Plins Stelle vom Sardonyx nicht richtig gefasst. Alle Missgriffe hier anzuzeigen, würde weder nützlich noch lehrreich sein.

5) Descript. des Pierr. propr. à la Grav. p. 182.

6) Gemme Inc. C. V. p. 93.

7) Abhandl. von Edelst. a. a. O. Zu Lessings Kollectan. 1 B. S. 25.

8) C. IV. §. 7. p. 62.

9) Introduct. à l'Etude des pierr. grav. pag. 16. *Parceque les zones de cette pierre ressemblent au cercle de la base de l'ongle.*

Wahrheit Statt? Bloss Hadrian Toll²⁾ und Saumaise³⁾ haben den Sinn richtig gefasst. Sudines sagt nämlich beim Plin: *in gemma esse candorem unguis humani similitudine*. Schon vorher aber bemerkt Plin, da wo er vom Sardonyx spricht: *Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda, hoc est velut carnibus ungue hominis imposito et utroque translucido*; und mit dieser Erklärung stimmen auch die Aussagen des Isidor⁴⁾ und Epiphan⁵⁾ überein. Hieraus folgt, dass man die angeführte Aehnlichkeit zu bemerken glaubte, wenn eine dünne weisse Schicht auf einer andern, von der Farbe des Sardes lag. Da der Sard zwei Hauptfarben besass, die rothe und die braune, so braucht es keiner Erinnerung, dass es wohl anfänglich nur die Verbindung der ersten Farbe mit der weissen Schicht, oder der Stein war, den wir jetzt gleichschichtigen Carneol-Onyx nennen, welcher zur Vergleichung Anlass gab, die hernach mit wenigerm Rechte, auf alle übrigen Onyx- und Sardonyx-Arten angewendet ward. Eben dieses gilt auch vom Onyx, der nie als in Verbindung mit Sard gedacht werden kann. Seine weissen Adern und Flecke hatten eben so wenig, als jeder andere Stein, Aehnlichkeit mit dem Nagel, sie bekamen solche erst durch die daneben liegenden rothen oder anderen Farben des Sard-Grundes. Ob aber, in Wahrheit, der Stein, wegen einer solchen Aehnlichkeit, von den Griechen den Namen Onyx erhalten habe, scheint mir nicht gänzlich ausser Zweifel zu sein; wahrscheinlich ist es mir vielmehr, dass in diesem Worte vielleicht der Name des Steins, in einer der morgenländischen Sprachen, verborgen liege.

XXIV.

Die grosse Uebereinstimmung, die ich zwischen den Beschreibungen finde, die Plin vom Onyx, Sardonyx, und dem Murrhinum gibt, veranlasst mich, hier ein Paar Worte von dem letztern

1) Not. in Boet. de Boot de Lapidib. et Gemm. C. 84. pag. 234.

2) Exerc. Plin. in Solin. C. XXXVII. p. 539. a. C.

3) Origin. L. XVI. C. 8: *Onyx appellata quae habet in se permixtum candorem in similitudinem unguis humani*.

4) De XII. Gemm.: Ονυχίτας δε αυτούς λεγούσι φυσιολογικώς, επει ονυξ αστειων ανδρων μαρμαρω εστι συνευδριαζομενος, συν τη του αιματος ιδεα.

zu sagen. Viel ist darüber gestritten, eigentlich aber noch nichts unumstösslich bewiesen worden. Ich bin weit entfernt, aus der bemerkten Uebereinstimmung folgern zu wollen, dass das Murrhinum der Alten eigentlich aus Onyx, oder Sardonyx, bestanden habe. Wäre dieses gegründet, so würden die Alten diese Gefässe sicher Onyx- oder Sardonyx-Gefässe genannt haben. Allein sie unterschieden beide ausdrücklich von einander. Dennoch scheint diese Uebereinstimmung der Beschreibungen des Onyx und Sardonyx mit der des Murrhinum, die sich nicht in dem, was dem Onyx und Sardonyx eigenthümlich und nothwendig zugehört, befindet, sehr deutlich auf einen andern von den Alten bearbeiteten Stoff hinzuweisen. Was auch Hr. v. Veltheims Meinung für sich hat, so habe ich doch noch einige Zweifel, die mich abhalten, den Speckstein für das Murrhinum zu halten. So scheint mir, zum Beispiel, die Stelle des Plin: *splendor his sine viribus, nitorque magis quam splendor*, nicht so bestimmt einen Fettglanz, oder eine matte Blänke, anzuzeigen; sie passt auf jeden Stein, der das Feuer der härtern Edelsteine nicht hat. Ferner die Worte des Plin: *pallere, vitium est*, möchte ich nicht erklären mit: einige Stücke waren blassgelb; denn Plin spricht hier vom Matten oder von dem Blassen der Farben. Die merkwürdigen Worte aber des Plin: — *sunt qui maxime in iis laudent extremitates et quasdam colorum repercussiones, quales in coelesti arcu spectantur*; hat Hr. von Veltheim ganz und gar nicht erwähnt. Da hier aber nicht der Ort ist, meine Vermuthungen über das Murrhinum weiter aus einander zu setzen, so will ich, für jetzt, nur noch einen Einwurf gegen Hrn. von Veltheim kürzlich vorbringen. Wäre das Murrhinum der Alten unser chinesischer Speckstein gewesen, so würden sich gewiss von diesem chinesischen Murrhinum, einem von den Alten so unglaublich geschätzten, und bei ihnen gar nicht so sehr seltenen, Stoffe, Bruchstücke, oder Scherben, gefunden haben, oder noch finden. Da man aber nun dergleichen noch nicht angetroffen hat, so bleibt es immer, manche andere Schwierigkeiten nicht gerechnet, sehr ungewiss, ob die Alten den Speckstein kannten, und diejenigen, die es verneinen, möchten immer mehr für sich zu haben scheinen, als die es bejahen, oder gar für ausgemacht halten wollen.

Vom Sardonyx.

XXV.

Auch in dieser Untersuchung ist Plin unser Wegweiser; seine Nachrichten über den Sardonyx sind sehr genau. «Vor Alters,» bemerkt er, «verstand man, wie schon aus dem Namen erhellt, «unter Sardonyx, die weisse Lage auf dem Sard, wodurch eine «Aehnlichkeit mit dem Nagel, der über dem Fleische liegt, entsteht, «da beide durchscheinend sind. Von dieser Beschaffenheit sind die indischen Sardonyche, wie Ismenias, Demostratus, Zenothemis und Sotacus melden»¹⁾. Dieses war also der erste Begriff, den man mit dem Namen Sardonyx verband. Plin fährt fort: «In «der Folge verstand man unter dem Sardonyx edle Steine von mehreren Farben, an welchen der Grund, oder die unterste Lage, «schwarz, oder schwarzbräunlich war; darauf folgte eine markigte «weisse, und auf diese eine zinnoberrothe Schicht, die, da wo sie «das Weisse berührte, fast einen Uebergang in Purpurroth zu «sprechen schien»²⁾. Zenothemis schreibt, dass die Inder diese «Steine nicht sehr achteten, die übrigens in so beträchtlicher Grösse «vorhanden waren, dass sie die Griffe ihrer Säbel daraus machten. «Man weiss, dass sie dort in Flüssen gefunden werden. In der «Folge aber vermochten wir (Römer) die Inder, dass auch sie «vergnügen an ihnen fanden, und sie bedienen sich jetzt, vornehmlich die Gemeinern, der durchbohrten, aber bloss zu Halsbändern.

1) N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. pag. 778: *Sardoniches olim, ut ex homine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda, hoc est, velut carnibus ungue hominis imposito et utroque translucido.*

Der oben erwähnte unbedeutende französische Dollmetscher des Plin übersetzt den Anfang dieser Stelle¹⁾: *On appeloit autrefois Sardoine, ainsi que le nom le fait voir, une Cornaline colorée de blanc.* Wie schön!

¹⁾ Poinsin. de Sivry Hist. Nat. Pline, T. XII. p. 281.

2) Isidor machte, wie Harduin richtig bemerkt, seinen Auszug aus dem Plin, nach einer weniger, als unsre jetzige, verdorbenen Handschrift. Er sagt: *constat autem tribus coloribus: subterius nigro, medio candido, superius mineo*¹⁾

¹⁾ Origin. L. XIV. C. 8.

«So weit vom indischen Sardonyx»¹⁾). Plin scheint zwar hier seine Nachricht vom Sardonyx aus Indien zu beschliessen, allein er giebt uns noch in der Folge, wo er den Sardonyx aus Arabien beschreibt, einige schätzbare Winke über jenen, die wir lieber in unsre Auseinandersetzung verflechten, als einzeln anführen wollen.

XXVI.

Die Frage: Wodurch unterscheidet sich also der Onyx vom Sardonyx? ist nun, aus dem Plin, leicht zu beantworten. Was die Bestandtheile und Farben betrifft, sind beide einer und derselbe Stein. Onyx heisst er, wenn, wie oben bemerkt worden, der gelbe, braune, oder rothe Grund, mit weissen Adern unregelmässig, und willkürlich, durchzogen ist. Wenn diese Adern also bald Streife, bald Flecke, bald Augen bildeten, so war der Stein ein Onyx. Lagen die verschiedenen Farben des Steins aber in regelmässigen Schichten über einander, so war es ein Sardonyx. Es war ein Sardonyx, er mochte nun die weisse Schicht mit männlichem oder mit weiblichem Sard verbinden, er mochte nun weiter drei, vier, fünf, oder noch mehr Lagen haben. Denn das Wort Sardonyx bedeutete die regelmässige Verbindung des Sard mit einer weissen Schicht; der Sard aber hat, wie gesagt, unzählige Abstufungen, in roth, gelblich, braun und schwarz, die sich zuweilen sehr oft bis sieben- und mehrfach wiederholen. Wenn unter den Römern, wie Plin selbst, keine seiner griechischen Quellen, bemerkt, zu einer gewissen Zeit, unter Sardonyx nur Steine von drei Schichten verstanden wurden, so war dieses bloss durch Modegeschmack gewöhnlich worden, veränderte aber nichts an der eigentlichen Bedeutung des Worts, eben so wenig als es die unbegreifliche Ver-

3) N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. pag. 778. *Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda, hoc est, velut carnibus ungue hominis imposito, et utroque translucido. Tales esse indicas tradunt, Ismenias, Demonstratus, Zenothemis, Sotacus. Coeperuntque pluribus hae gemmae coloribus intelligi, radice nigra, aut caeruleum imitante, et ungue minium, incretum, candido pingui, nec sine quadam spe purpuræ candore in minium transeunte. Has Indis non habitas in honore Zenothemis scribit: tantae alias magnitudinis, ut inde capulos factitarent. Etenim constat ibi torrentibus detegi. Persuasimus deinde et Indis, ut ipsi quoque iis gauderent. Utiturque perforatis utique vulgus, tantum in collo. Et hoc nunc est Indicarum argumentum.*

wechslung beider Steine, des Onyx und des Sardonyx, in unsern Zeiten hat thun können. Solin hat jenen Satz des Plin, in dem er die spätere fehlerhafte Bedeutung des Namens Sardonyx berührt, wie ich glaube, richtiger ausgedrückt; er sagt: *superficies ejus probatur si meracius rubet*¹⁾. Das heisst: man hielt denjenigen Sardonyx für vorzüglich, dessen oberste Schicht ein schönes Roth besass.

XXVII.

Vom Sardonyx giebt es ferner nur zwei Haupt-Gattungen. Entweder liegen die Lagen in geraden Linien und Schichten übereinander, oder die Schichten bilden Zirkel und Ovale. Von Schichten spricht Plin bestimmt, da, wo er den Grund (*radicem*), und die Oberfläche (*superficiem*), des Sard-Onyx erwähnt, auch meint er, unverkennbar, regelmässig übereinander liegende Schichten, da, wo er vom arabischen Sardonyx spricht, Grund und Oberfläche aber kann kein Sardonyx haben, weil die unregelmässige Vermischung der Adern ihn eben zum Onyx macht. Von Schichten, die in der Runde regelmässig herumlaufen, spricht er eben so bestimmt. Er nennt sie Zirkel (*circulos*), ein Wort, das er nie vom Onyx gebraucht hat; er heisst sie Gürtel (*Zonas*), und setzt hinzu, dass er sich desselben Worts auch bei dem Onyx bedienet, Gürtel deren Enden sich vereinigen²⁾. Am klärsten über diese Regelmässigkeit der runden Linien drückt er sich in der Stelle aus, wo er sagt: «im indischen Onyx sieht man das Weisse, nur abgesetzt, sich auf dem Grunde hinziehen, im indischen Sardonyx hingegen bildet es «Zirkel» — *illic enim momentum esse, hic circulum*³⁾. Von Zirkeln ist auch bei dem Plin die Rede, wo er von einigen indischen Sardonychen sagt: *quaedam in iis coelestis arcus anhelatio (aemulatio)*

1) Polyh. C. XXXIII. p. 46 sq.

2) I. c. Dieses sagt seine Stelle, wo er von den Fehlern des indischen Sardonyx spricht; einer dieser Fehler ist: *si zona alba fundat se, non colligat*. Das heisst, der Sardonyx war fehlerhaft, wenn einer, oder mehrere, Gürtel den Zirkel nicht vollendeten und schlossen.

3) Plin. N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. p. 777. Du Pinet hat sich dem Sinne dieser Stelle ziemlich genähert. Er übersetzt¹⁾: *car le blanc des Onyches est fait à petits poincts; mais la Sardoine (le Sardonyx) d'Inde a son blanc fait en cercles entiers.*

¹⁾ Hist. du Monde par C. Plin second. T. II. p. 607.

*est*¹⁾; weil er das sanfte Verschmelzen der krummen Linien in verschiedenen Farben meint, welches bei einem Sardonyx mit Zirkeln eine grosse Annehmlichkeit hervorbringen kann, allen Steinen mit Schichten überhaupt aber nachtheilig ist. Desswegen gehört es auch zu den Fehlern des Sardonyx, «wenn die eine Schicht unregelmässig an einer Stelle in die andre fliesst» — *si ex alio colore in se admittat aliquid enormiter*, «denn jede Schicht muss an ihrem Platze «ununterbrochen fortlaufen,» *nihil enim in sua sede alieno interpellari placet*²⁾. Eben dieses sagt Solin, — *optima est si nec colorem suum spargat in proximum, nec ipsa ex altera mutuetur*³⁾. — Ferner wurden die honigfarbnen, die trüben, oder hefigen⁴⁾, *melleae aut faeculentae*, nicht geschätzt, und diese Eigenschaft, setze ich hinzu, macht auch bei uns einen Sardonyx weniger kostbar. Von den Fehlern dieses Steins spricht auch Solin⁵⁾, — *arguitur si fuerit faeculentior*. Was Plin aber weiterhin, in einer Nebenanmerkung, von der wachsfarbnen, oder honigartigen, Schicht vorbringt, ist auf die Lagen des Sard zu ziehen, dessen Farben, wie bekannt, unendliche Abstufungen und Verschiedenheiten leiden. «Endlich,» setzt Plin noch hinzu, «giebt es Sardonyche aus Armenien, von «guter Beschaffenheit, nur die weisse Lage ist bleich und nicht schön — *sed pallida zona*.» Da nun Plin, wie ich bemerkt habe, sowohl vom indischen Sardonyx, der sich in gleichschichtigen Steinlagern erzeugte, als von solchem, der, wie sich vermuthen lässt, Nieren bildete, und auch aus Indien kam, gesprochen, so scheint sich Herr von Veltheim zu irren, wenn er glaubt, dass die Alten

1) Der oben genannte Franzos, Poinsinet, übersetzt hier¹⁾: *on remarque quelque chose qui ressemble à l'arc en ciel*. Verstehe es, wer Belieben trägt. Wie schön hatte, mehr als hundert Jahre vor ihm, Du Pinet diese Worte übersetzt!²⁾ *Y a quelquefois des cercles blancs, et par fois une certaine diversité de couleur semblable à celle de l'arc en ciel*. Am Rand setzt er noch, zum Worte *diversité*, die Anmerkung: *ou certaines nues ou vapeurs semblables etc. etc.*

1) l. c. pag. 281.

2) l. c. pag. 606.

2) Hier heisst es in jener Uebersetzung¹⁾: *car il ne doit point y avoir une couleur étrangère à la place de la couleur naturelle*. Ist so viel als nichts gesagt.

1) l. c. pag. 283.

3) Polyh. C. XXXIII. p. 46 c.

4) Plin. l. c.

5) l. c. Ueber diese Stelle vergleiche man den Anhang, Anmerk. 33.

die Onyx- und Sardonyx-Nieren aus Arabien und den Sarder-Brüchen bei Babylon erhielten¹⁾. Denn wenn auch Plin von den letztern bemerkt, es werde daselbst Sard gefunden, *haerens in saxo cordis modo*, und Onyx nebst Sardonyx sich in diesen Gruben sehr wahrscheinlich auch finden mochten, so folgt doch hieraus nicht, dass die Gefässe, die noch jetzt aus dem Alterthume vorhanden, aus babylonischem oder arabischem Sardonyx gearbeitet sind. Erstlich, weil Plin keines Onyx und Sardonyx aus Babylon gedenkt. Zweitens, weil er ausdrücklich die indischen Sardonyx-Nieren erwähnt, welchen er: Drittens, genau die Eigenschaften ertheilt, die wir an jenen Gefässen bemerken, und, Viertens, weil die arabischen Sardonyche, wie aus der Folge erhellen wird, von ganz andrer Beschaffenheit waren, als diejenigen Nieren, aus welchen jene bewunderten Gefässe des Alterthums gearbeitet sind.

XXVIII.

Ehe ich zum arabischen Sardonyx übergehe, noch einige kurze Bemerkungen über die Anwendung, welche die alten Künstler vom Sardonyx aus Indien gemacht haben. Der indische Sardonyx hatte, wie ich eben bemerkt habe, nur zwei Haupt-Gattungen: entweder liegen die Schichten in geradlaufenden Flächen über einander, oder die Schichten ziehen sich in regelmässigen krummen Linien in einander, und bilden Zirkel oder Ovale. Die erstere hatte sich in schichtigen Stein-Lagen, oder Geschieben, die zweite aber, wenigstens zuweilen, in Nieren-Gestalt gebildet. Jede dieser Gattungen kann auf zweierlei Arten für die Steinschneidekunst vorgerichtet werden, indem man die Lagen der Steine entweder wagerecht oder senkrecht durchschneidet. Der Sardonyx, in dem die Lagen schichtweise gewachsen, wurde am öftersten wagerecht durchschnitten, das heisst, so, dass die Flächen der Lagen über einander blieben. Auf diese Weise ward er zu Cameen vorgerichtet. Zerschnitt man aber denselben Stein senkrecht hindurch, so war dann im Durchschnitt bloss die schmale Seite, oder die Dicke, der Schichten zu sehen. Diese Steine wurden dann, so wenig vortheilhaft sie auch für die Kunst waren, zu tief gegrabenen Arbeiten, oder zu Siegel-

1) Ueber die Onyx-Gebirge des Ctesias. S. 75-76.

ringen gebraucht, und es finden sich dergleichen Steine der Alten, nicht selten, aus allen Perioden der Kunst. Sardonyche mit Schichten, die regelmässige Zirkel bilden, wurden, wenn sie klein waren, nie anders als wagerecht durchschnitten, so dass auf dem Durchschnitt, oder der Oberfläche, die Zirkel, in ihren mannigfaltigen Farben, auf dem gewöhnlich dunkeln Grunde sich zeigten. Diese Steine sind das seltenste, was man sehen kann, wenn die Zirkel genau, und die Farben, und Abstufungen, von schwarz, oder dunkelbraun, weiss, zuweilen bläulich, und roth, in der grössten Schönheit und Regelmässigkeit sich sehen lassen. Martial spricht von einem indischen Sardonyx dieser Art, in dem merkwürdigen Verse: ¹⁾

Sardonycha verum, lineisque ter cinctum

und der indische Sardonyx, den er anderswo erwähnt ²⁾ ist wahrscheinlich auch ein ähnlicher ungeschnittener Stein gewesen. So selten nun dergleichen Steine, schon an sich, sind, so wird dennoch ihr Werth unendlich vermehrt, wenn sie, in der Mitte der Zirkel, durch eine vertiefte Arbeit von alter Hand verherrlicht sind, und Mariette ³⁾, der einzige unter allen Schriftstellern, die über Glyptik geschrieben, der ein dergleichen kostbares Werk zu kennen glaubt und beschreibt, hat vollkommen Recht, wenn er sagt, dass Steine dieser Art völlig unschätzbar sind ⁴⁾. Die zweite Art den

1) L. IV. Ep. 61. v. 6.

2) L. IV. Ep. 27. v. 4.

3) Descript. Somm. des pierr. grav. du Cabin. d. M. Crozat No. 674.

Mariette Descr. des pierr. propr. à la Gravure, pag. 183-184.

Mr. Crozat en possédoit une, où quatre Zones de diverses couleurs, à une égale distance l'une de l'autre, décrivoient quatre ovaux l'un dans l'autre, avec la même exactitude que l'auroient pu faire le compas le plus juste; et dans le centre un des plus habiles graveurs qui fût jamais avoit exprimé une petite figure de Bacchante, accordant les mouvemens de ses pas au son de sa lyre: elle y étoit enfermée comme un tableau dans son cadre, et je n'imagine pas qu'il pût y avoir quelque chose de plus accompli: la Nature et l'art avoient concouru pour créer un chef d'oeuvre.

Ich weiss nicht, warum Hr. Brückmann an dem Dasein solcher Steine zweifelt ¹⁾. Was man selbst nicht gesehen, kann darum doch in der Welt irgendwo vorhanden sein.

¹⁾ Beitr. zur Abhandl. von Edelst. S. 152.

4) Mariette irrt sich jedoch in seiner Beschreibung dieses Steins, und hat nie das Glück gehabt, einen indischen Sardonyx mit Zirkeln, von alter Hand

Sardonyx, der mit Zirkeln versehen ist, zu schneiden, ist nur bei Stücken, oder Nieren, anwendbar, die von einer bedeutenden Grösse und Dicke sind. Anstatt den Sardonyx wagerecht zu zerschneiden, und ihn zu einem dünnen flachen Stein für Ringe, oder andere Verzierungen, zu schleifen, können Steine, die mit weitem Zirkeln, durch mehrere Schichten, beschrieben sind, senkrecht in die Runde abgeschliffen werden, so, dass die äusserste Schicht die übrigen bedeckt. Aus solchen Sardonychen lieferten die Alten die vortrefflichen Gefässe, von welchen sich einige bis auf uns erhalten haben, denn nur zu solchen in die Runde laufenden, erhobenen Arbeiten, ist diese Gattung des Sardonyx geschickt. Vom indischen Sardonyx, der in geraden Schichten gewachsen, sind die grossen Cameen, zu Petersburg, zu Wien, zu Paris, und anderwärts, so wie von demselben Steine, in dem aber die Schichten in die Runde laufen, die vortrefflichen Gefässe zu Paris, Braunschweig und Petersburg, Beispiele von seltner Grösse, in welcher die Alten einen so vortrefflichen Stein zu finden wussten.

XXIX.

Obgleich die indischen Sardonyche vorzüglich zu Cameen gebraucht worden sind, so finden sich doch auch zuweilen einige dieser Steine, welche als Siegelsteine gegraben sind, indem der Sardonyx bald senkrecht, bald wagerecht durchschnitten ist. Unter der kleinen Anzahl solcher Gemmen die ich kenne, deren es überhaupt nur wenig giebt, hatten die meisten zwei, und nur einige drei, Schichten; die letztern waren durchgängig sehr klein; griechische Arbeiten machten den grössten Theil aus, die Oberfläche aber, in die man in wagerecht durchschnittenen gearbeitet hat, besteht übrigens, beinahe ohne Ausnahme, stets aus der braunen oder rothen Schicht.

geschnitten, zu sehen. Der Stein, von dem er spricht, befindet sich, nebst den übrigen Gemmen des Crozat, in der kaiserlichen Sammlung, die meiner Aufsicht anvertraut ist. Es ist ein, in seiner Art, einziges Stück, und alles, was Mariette von ihm sagt, bestätigt die genauere Ansicht. Nur ist es kein Sardonyx mit Zirkeln, sondern ein Sardonyx mit Schichten. Allein die schildförmige Gestalt, oder der Umbo, des Steins verursacht, dass man auf ihm, in den schönfarbigen Linien, das regelmässigste Oval bemerkt.

XXX.

Indische Sardonyche können ferner, von denjenigen, welche erhoben geschnittene Steine der Alten, in grosser Anzahl, vor Augen haben, nach mancherlei Abwechslungen von Farben eingetheilt werden. Den Haupt-Unterschied macht inzwischen, wenn man ihn nach den Farben bestimmen will, nicht sowohl die Mehrheit der Lagen, sondern die Verschiedenheit der Lagen des Sard, der entweder weiblich oder männlich, wie es die Alten nannten, das heisst, wie wir es nach unsern äusserst fehlerhaften und falschen Benennungen auszudrücken gewohnt sind, entweder Carneol-Onyx, oder Sard-Onyx sein kann. Einige Sonderbarkeiten des letztern anzuzeigen, dürfte hier nicht der Ort sein; bloss von dem erstern erinnere ich nur, dass er wahrscheinlich einer der seltensten Steine bei den Alten war. Diesen so genannten Carneol-Onyx meint Plin, an dem Orte, wo er sagt: man habe weiterhin unter Sardonyx Steine mit einer schwarzen und weissen Schicht, auf der sich eine zinnoberrothe Lage befand, gemeint; und Solin denkt an eben denselben Stein, wenn er sagt: *superficies ejus probatur, si meracius rubet*. So beliebt er aber bei den Alten sein musste, wie wir aus dem Plin, und Solin, schliessen können, so sonderbar ist es, dass sich dieser äusserst vortreffliche Stein ¹⁾, nur so ganz ausnehmend selten, in den vorhandnen Werken der Alten, wieder findet, dergestalt, dass man in den ausgesuchtesten Sammlungen alter Cameen, unter einigen hundert Sardonychen, kaum einen findet, der, ausser der weissen, eine Schicht von rothem Sard besässe. Denn solche Steine, wie Plin erwähnt, mit einer schwarzen, weissen und rothen Schicht, können nicht mehr unter Seltenheiten gerechnet werden, sondern gehören, wenn sie unter alten Cameen gefunden werden, zu den Gegenständen, die uns ein Glücksfall nur wenigemal sehen lässt. Uebrigens waren die meisten Cameen von

1) Mariette, der von den Steinen, durch Uebung und vieles Sehen, eine gute Kenntniss besass, sagt von ihm ¹⁾: *Je ne scache point de plus belle pierre fine que la Cornaline-Onyx; les anciens ont eu le bonheur d'employer pour leurs Camees les plus belles matières; rien n'est présentement si rare, ces excellentes matières semblent être épuisées pour nous.*

¹⁾ Descript. des pierr. propr. à la Grav. p. 184.

Carneol-Onyx, die ich bis jetzt gesehen, Werke neuer Künstler. Von den kostbaren Arbeiten aus diesem Steine in der russisch kaiserlichen Sammlung, unter welchen sich ein Carneol-Onyx mit sieben Schichten befindet, werde ich an einem andern Orte Gelegenheit zu sprechen haben.

XXXI.

Die Cameen der Alten müssen, wie mir scheint, für ihre Versuche angesehen werden, das Basrelief zu coloriren; sie scheinen einen Uebergang aus der Sculptur in die Malerei, oder aus dieser in jene, gemacht zu haben. Weniger dem guten Geschmack angemessen, als es diese sind, waren die Versuche der Alten, das runde Bildwerk zu färben, Versuche, die wir in dem Bemalen ihrer Bildsäulen, in der Vereinigung des Goldes mit Elfenbein, Marmor und Holz, und in den eingesetzten Augen bemerken; ein Geschmack welcher sogar bis in die Zeiten der römischen Kaiser, in Bruststücken und Bildsäulen, durch die Verbindung verschieden gefärbter Marmor, Statt hatte. Was die Cameen betrifft, so finden sich, wenn man sie in dieser Rücksicht betrachtet, gleichfalls nicht mehr als zwei Hauptgattungen. Entweder hat der Camee zwei Schichten, oder er hat mehrere. Da wo zwei Schichten sind, macht der Grund die eine, aus der zweiten sind die Figuren gearbeitet. Da wo mehr als zwei Schichten befindlich sind, hat der Künstler sie verwandt, um mittelst ihrer, einigen Theilen der erhobenen Figuren, oder Köpfe, eine zufällige Farbe zu geben. Cameen der ersten Art werden jedem Kenner der Kunst gefallen, sein Blick mag nun durch oftbes Betrachteten solcher Kunstwerke geübt sein oder nicht. Denn Cameen, von einfarbigem Stoffe, können nie eine gute Wirkung machen, eben so wenig, als die Cameen, welche ein unglücklicher Fleiss, in den zunächst verflossenen Jahrhunderten, aus Hyacinthen, Amethysten und Carneolen, arbeitete. Mit den Cameen von mehr als zwei Schichten sind, wie ich mehr als einmal bemerkt habe, diejenigen, deren Auge an dergleichen Werke nicht gewöhnt, selbst Künstler von entschiedenem Geschmacke, nicht so zufrieden. Was mich betrifft, so muss ich gestehen, dass Werke dieser Art mich anfangs mehr befremdeten, als anzogen, und dass mich das Gezwungene, das ich auf dem regelmässigsten Steine, gerade in

der dritten Schicht bemerkte, welche zu den Haaren und zum Gewande verwendet war, vielmehr hinderte, das Schöne der Ausführung zu fühlen. Doch zweifle ich, dass es Personen geben könne, die, nach längerer Gewohnheit und genauerer Bekanntschaft mit solchen Werken, diese trefflichen Ueberreste des Alterthums nicht schön, nicht bewundernswürdig, finden, und Cameen von zwei, andern von drei, und mehrern Schichten, wenn beide im übrigen von gleich guter Arbeit sind, nicht nachsetzen sollten. So bald der Zusammensetzung, durch das Benutzen der verschiedenen Schichten, aber Zwang geschehen sollte, so wird dieses freilich dem Kunstwerke für einen Fehler angerechnet, wie Lessing aus Lippert richtig bemerkt hat. Allein dieser Zwang kann nur dann entstehen, wenn die Schichten auf der Fläche nicht ununterbrochen fortlaufen, oder, wenn sie, statt in einer geraden Fläche zu liegen, sich krumm, entweder herauf, oder herab, ziehen, Dergleichen Unregelmässigkeiten des Steins werden jedoch nur selten, an den schönern der alten Werke, gefunden, und wenn sie sich da zuweilen befinden, so wird dieser unvermeidlich gewesene Zwang gewiss durch die grösste Schönheit des Stoffs, und durch die Trefflichkeit der Arbeit, reichlich wieder aufgewogen. Der verewigte Lessing that daher wohl zu viel, wenn er die Cameen von drei, und mehrern Schichten, Afterwerke der Kunst nannte¹⁾. Nicht Mangel an Geschmack, sondern Mangel an Bekanntschaft mit Denkmälern dieser Art, verursachte bei ihm dieses Urtheil. Nicht so gelinde dürfte man über Raspe urtheilen, auf dessen Worte auch Lessing sich beruft. Raspe sagt nämlich: «Ich habe viel geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die *Acrosticha* und *Chronodisticha* in der Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst.»²⁾ Dieses ist hart und ungerecht entschieden, und noch überdiess falsch, dass gemeiniglich das Verdienst solcher Steine in der Farbe bestehe, die immer nichts weiter als Nebensache an ihnen ist. Raspe hatte entweder nie meisterhafte Cameen der Alten gesehen, oder es fehlte ihm an Geschmack und an Uebung, als er sie sahe. Durch Vernunftschlüsse und aus Büchern kann hier nichts entschieden oder bewiesen wer-

1) Briefe antiquar. Inhalts II. B. 46 Br. S. 44.

2) Anmerk. S. 31.

den; nur der geübte und erfahrene Kenner und Liebhaber kann hier seine Stimme geben und urtheilen. Bei dieser Gelegenheit könnte ich noch manches sagen, welches einer richtigen Bemerkung Lessings, die er im dritten Bande seiner Briefe, antiquarischen Inhalts, auszuführen gedachte, vielleicht zu einiger Erläuterung dienen könnte. Ich meine den Satz, wo er seine Gedanken in folgenden Worten äussert: ¹⁾ «Nachtheil der geschnittenen Steine für das «Kunstauge, oder das Auge eines jeden andern, der sich darnach «bilden will. Die Schönheit lässt sich in so kleinen Figuren bei «weitem nicht so deutlich empfinden, dass sie auf die Ausführung «im Grossen einigen Einfluss haben könnte.» Auch Mengs hatte hierüber schon einiges gesagt. Diese Abschweifung aber würde mich zu sehr von meinem gegenwärtigen Zwecke entfernen.

XXXII.

Wenn man die Vorrathskammern der Alten, von ihren schönen Sarden, Onychen, Sardonychen, und andern Steinen, für unser Zeitalter wieder öffnen wollte, so könnte man sich wohl keinen bessern Wegweiser zu ihnen wählen, als die vortreffliche Schrift des Hrn. von Veltheim, in der er uns die Lage jener Gebirge Indiens, und jenes Berges Sardus, oder Sardonyx, wie ihn Ctesias²⁾ und Ptolemäus³⁾ nennen, so glücklich nachgewiesen hat⁴⁾. Würde ein so kühner Wunsch einmal erfüllt, so ist es kein Zweifel, dass sich die, seit Pichlers Tode, in einen unthätigen Schlaf versunkne Glyptik dann auch wieder ermuntern würde.

XXXIII.

Ich habe nun noch einiges vom arabischen Sardonyx zu erinnern. Plin bemerkt, dass Zenothemis und Sotacus alle Sardo-

1) Briefe antiquarischen Inhalts. Entwürfe zur Fortsetzung CXIII. S. 208. im XII Theile der sämtlichen Schriften.

2) l. c. p. 827. Sect. S.

3) P. 199. 203. et Tab. X. Asiae.

4) Etwas über die Onyx-Gebirge des Ctesias. Helmstädt. 1797. Ich bedaure sehr, dass ich bei dieser Schrift den Aufsatz des Herrn Oberconsistorial-Rath Böttigers, über die Onyx-Cameen, nicht zur Hand hatte. Alles was aus der Feder dieses das ganze Alterthum umfassenden Gelehrten, dieses feinen und scharfsinnigen Kritikers fliesst, muss nothwendig voll der wichtigsten Resultate sein.

nyx-Arten, die nicht durchscheinend sind, blinde Sardonyche nannten ¹⁾, und dass, zu seiner Zeit, gerade diese blinden Steine sich den Namen Sardonyx zugeeignet hätten, — *quae nunc nomen abstulere* ²⁾. Dieses sind nun offenbar die arabischen Sardonyche, von denen Plin sogleich hinzusetzt, «sie haben gar nichts vom Sard an sich» — *nullo sardarum vestigio arabicae sunt* ³⁾. Er bemerkt weiter: «sie gefielen anfangs uns Römern, weil sie, wenn sie geschnitten, fast die einzigen Steine sind, die sich in Wachs reinlich abdrucken lassen ⁴⁾. Sie zeichnen sich durch das schöne schimmern-«de Weiss des Zirkels aus, der nicht dünn ist, und sich nicht etwa an einer, nicht so leicht zu bemerkenden, Stelle des Steins, oder an der schräg herablaufenden Seite (*in dejectu*), zeigt, sondern der glänzend auf der Mitte der Oberfläche, auf dem unten liegenden ganz schwarzen Grunde erscheint.» ⁵⁾

XXXIV.

Dieser arabische Sardonyx des Plin ist, wie man aus dieser Beschreibung nur zu deutlich siehet, derjenige Stein, den wir in einigen Sprachen so unbestimmt Onyx, schlechtweg, nennen, und den keine Sprache, ausser der italiänischen, mit einem ihm eige-

1) N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. pag. 778: *Reliquas omnes quae non transluceant coecas appellantes, quae nunc nomen abstulere.*

2) Der oben angeführte Uebersetzer gibt diese Zeile auf eine in Wahrheit elende Art: *mais aujourd'hui elles ne portent plus ce nom.*

3) Die französische Uebersetzung sagt: *Les sardoines d'Arabie ne tiennent en rien de la cornaline.* Wo ist da wohl ein Verstand zu errathen! Du Pinet übersetzt zwar gerade eben so ¹⁾: *Les sardoines d'Arabie ne tiennent point de la cornalline.* Ihm aber ist sein Zeitalter hinlänglich zur Entschuldigung.

¹⁾ l. c. pag. 606.

4) *Et placuisse in nostro orbe initio, quoniam solae prope gemmarum sculptae ceram non auferrent.*

Ueber meine Erklärung des Plin gibt der Anhang weitem Aufschluss. Anmerk. 28.

5) l. c. *Arabicae excellunt candore circuli praelucido atque non gracili, neque in recessu gemmae, aut in dejectu ridente, sed in ipsis umbonibus nitente, praeterea substrato nigerrimo colore.* Du Pinet hat diese Worte, in der Hauptsache, richtig übersetzt ¹⁾: *Les Arabesques sont environnés d'un cercle blanc, qui a un lustre fort bon, et n'est pas trop gresle. Toutesfois ce cercle n'est ni au bord, ni au fond de ceste pierre, ains reluit en la bosse et au cabochon mesme ayant un fond fort noir.*

¹⁾ l. c. pag. 606.

nen Namen bezeichnet. In dieser Sprache heisst er: *Niccolo col velo turchino*. Alle Kennzeichen, die Plin dem arabischen Onyx beilegt, finden wir, einzig und allein, unverkennbar in diesem Steine. Plin bemerkt zuerst, dass sie, weil sie nicht durchscheinend sind, blinde Sardonyche genannt worden wären, und dass sie gar nichts vom Sard an sich hätten. Gerade so sind die Sardonyche mit bläulicher Oberfläche, wie wir sie jetzt nennen wollen, beschaffen. Sie scheinen ganz schwarz und undurchsichtig zu sein, und nichts vom Sard an sich zu haben. Dennoch sind sie im Grunde nicht ganz undurchsichtig, dennoch besteht ihre untere Lage aus nichts anderm, als aus Sard. Sie wurden also schon von den Alten, mit Recht, zu den Sardonychen gezählt, obgleich man das Morion, welches, wie oben bemerkt worden, eben so wie die untere Schicht des arabischen Sardonyx, auch nichts anders war, als ein mit dem färbenden Stoffe in höherm Grade gesättigter Sard, als eine von ihm verschiedene Steinart betrachtete. Diese Sardonyche sind, ihres pechschwarzen Ansehns der untersten Schicht ohngeachtet, dennoch zuweilen nicht ganz undurchsichtig, wenn sie gegen eine brennende Kerze gehalten werden; ihre zu grosse Dicke, oder der zu sehr gesättigte Stoff, müsste denn ihnen allen Schein von Durchsichtigkeit benehmen. Die Stelle des Plin, wo er fortfährt den arabischen Sardonyx zu beschreiben, mag nun von Zirkelsweise, oder in geraden Flächen fortlaufenden Schichten sprechen ¹⁾, so giebt sie uns doch einen sehr bestimmten Begriff von der Farbe des arabischen Sardonyx. Die arabischen Sardonyche zeichnen sich aus, durch ein glänzendes Weiss, das auf dem pechschwarzen Grunde schimmert, — *candor praelucidus, nitens*; dem indischen aber giebt er Zirkel und Lagen von einem markigten Weiss, — *candidum pingue*. Eben so unterschied er im Onyx, die *albas Zonas* des indischen, und die *Zonas candidas* des arabischen. Er hat alles so genau bestimmt, dass es fast unmöglich ist, zu den Unterscheidungs-Zeichen beider Steine etwas hinzu zu setzen. Dieser arabische Sardonyx ist, wenn er in seiner höchsten Vollkommenheit gefunden ward, einer der schönsten Steine für die Steinschneidekunst. Die sanft himmelblaue, aber äusserst dünne Lage, welche mehr oder weniger ins weisslichte fällt, von einer so blendenden Reinheit und Schönheit, und die un-

1) Man sehe meine Erklärung des Plin im Anhang. Anmerk. 28.

tere glänzende und dunkelschwarze Schicht, machen, dass sich die vertiefte Arbeit auf das trefflichste ausnimmt. Man würde diesem so schönen Steine vielleicht den Vorzug vor allen übrigen Steinen gegeben haben, wenn ihm nicht, als eine Folge jener Eigenschaften, die Durchsichtigkeit mangelte. Daher kann man die Arbeit auf solchen Onychen nicht beurtheilen, indem man sie gegen das Licht hält. Je dünner, reiner, hell-ultramarinfarbner, und je undurchsichtiger die obere, je dunkler und schwärzer die untere Lage ist, desto vollkommener ist der arabische Sardonyx. An minder schönen ist die obere Lage weniger rein, und die untere mehr bräunlich und etwas durchscheinend; Plin scheint eben dieses von unserm Steine zu sagen ¹⁾, Solins Aussage aber trifft ganz mit unsern Bemerkungen überein. Seine Stelle ist um so merkwürdiger, weil er daselbst bloss von den arabischen Sardonychen handelt, und da er, der so oft dem Plin nachschreibt, seine hierher gehörigen Worte ²⁾: *quod si transluceant, vitio vertitur: si perspicuitatem arceat, proficit ad decorem* — nicht aus demselben entlehnt hat.

XXXV.

Zu Plins Zeiten waren diese arabischen Sardonyche so sehr gesucht, und so sehr im Umlaufe, dass man, unter Sardonyx, keine andere Gattung, als diese, verstand, *quae nunc nomen abstulere*. Solin hält es für überflüssig viel von ihm zu sagen, weil er so allgemein bekannt sei — *nec multum de ea disserendum puto, adeo Sardonyx in omnium venit conscientiam* ³⁾, und lässt die Liebhaberei der Römer für Gemmen, von der Zeit, zu welcher der bestrittene Sardonyx des Polycrates nach Rom kam, ihren Anfang nehmen. Der erste, der sich des arabischen Sardonyx unter den Römern bediente, war der ältere Scipio der Africaner; von der Zeit an wurden sie unter ihnen nach und nach immer mehr bekannt ⁴⁾. Denn

1) Man vergleiche den Anhang. Anmerk. 33.

2) Polyhist. C. XXXIII. p. 46. C.

3) Polyh. C. XXXIII. p. 46. C: *Ex istius (arabici) littoris sinu, Polycrati regi advecta Sardonyx gemma prima in orbe nostro luxuriae excitavit facem.*

4) Plin. N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. p. 778. *Primus autem Romanorum Sardonyche usus est prior Africanus, ut tradit Demonstratus, et inde Romanis hanc gemmam fuisse celeberrimam.*

Diese Nachricht lässt sich sehr leicht mit der vorher angeführten des Solin vereinigen.

vor dem Scipio bedienten sich die Römer keines Steins so häufig, als des Sardes ¹⁾: denn sie folgten auch hierinnen dem Beispiele ihrer Vorgänger, der Griechen. Anfangs gefiel den Römern vorzüglich dieser Sardonyx, weil er, wie Plin sagt, sich reinlich im Wachs abdrucken liess, und durch diese Eigenschaft, mehr als fast alle andre edle Steine, zum Siegeln geschickt war ²⁾. Man kann hinzusetzen, dass die Bequemlichkeit, mit der dieser Stein sich bearbeiten lässt, nächst seinem schönen Ansehen, überdiess auch nicht wenig beigetragen haben muss, ihn in Rom so allgemein beliebt zu machen. Auf diese allgemeine Gewohnheit, Sardonyche zu Siegel-Ringen zu tragen, bezieht sich jene Stelle des Martial ²⁾, wo er sagt:

Rufe, vides illum subsellia prima tenentem,

Cujus et hinc lucet Sardonychata manus,

Man trug, aus Eleganz, mehrere an einer Hand, wie wir aus einer Satyre des Juvenal sehen, wo es von einem Spieler der Lyra heisst:

— — *densi radiant testudine tota*

Sardonyches ⁴⁾.

und zuweilen unter andern Edelsteinen, alle nur an einem Finger ⁵⁾. Ringe, in welche Sardonyche gefasst, schenkte man sich an Geburtstagen ⁶⁾; sie waren eine Mode-Verzierung, so, dass ein Redner im Juvenal sich einen Sardonyx leihen liess, um seine Rede mit gehörigem Pomp zu halten ⁷⁾. Dieses ist nun genug, um zu beweisen, wie allgemein dieser Sardonyx unter den Römern beliebt war. Der Allgemeinheit seines Gebrauchs, zum Siegeln sowohl, als zur Zierde der Hand, ohngeachtet, stand er übrigens zu Rom

1) Plin. N. H. L. XXXVII. C. 7. Sect. 31. p. 781. *Nec fuit alia gemma apud antiquos usu frequentior.*

2) Id. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. pag. 778. *Et placuisse in nostro orbe initio, quoniam solae prope gemmarum scalptae, ceram non auferrent.*

3) Lib. II. Epigr. 28. v. 2.

4) Juvenal. Sat. VI. v. 382.

5) Martial. L. V. Epigr. 11. v. 12.

Sardonychos, smaragdos, adamantas, jaspidas uno

Versat in articulo Stella — meus.

2) Pers. Sat. I. v. 16:

— *natalitia — cum Sardonyche.*

3) Sat. VII. v. 143-144.

— — — *ideo conducta Paulus agebat Sardonyche.*

in so grosser Achtung, dass er der Fürst oder der Vornehmste unter den Gemmen,

— — — — — *gemmaque princeps Sardonychus*
genannt, und in elfenbeinernen Kästchen verwahrt wurde:

— — *loculis quae custoditur eburnis*¹⁾.

Er war, wie man aus einem Befehl des Kaisers Hadrian siehet, zu den Steinen von grossem Werthe gezählt, und ausdrücklich von Ringen, die nur fünf Goldstücke galten, unterschieden²⁾.

XXXVI.

Die ganz ausserordentlich grosse Anzahl arabischer Sardonyche, welche alle nur in einem Geschmacke gearbeitet sind, bestätigt alles, was wir jetzt von der Liebhaberei der Römer zu diesem Steine, aus ihren Schriftstellern, gesagt haben. Sämmtliche noch vorhandene arabische Sardonyche sind römische Arbeiten; griechische Werke findet man fast nie auf ihnen. Diese Hintansetzung, die sie von den Griechen erfuhren, dürfte, wie es mir scheint, nichts anders, als die Undurchsichtigkeit dieser Steine, veranlasst haben.

XXXVII.

Die Alten haben den arabischen Sardonyx nie zu Cameen, sondern stets zu Siegelringen gebraucht. Sie wurden durchgängig, und ohne Ausnahme, wie man es jetzt an vielen tausenden, die bis auf uns gekommen sind, bemerken kann, oben flach und an den Seiten schräg herablaufend (*en talus*) geschnitten, und gerade von einem so geschliffenen Steine spricht Plin, in der angeführten Stelle. So gewöhnlich nun dieser arabische Sardonyx in zwei Schichten gefunden wird, so äusserst selten scheint mir diejenige Gattung zu sein, in welchen die Lagen im Zirkel herumlaufen. Es gab zwar übrigens auch Sarde in Arabien, dennoch aber glaube ich, dass

1) Id. Sat. XIII. v. 138-139. In dieser Stelle wird bald *Sardonychus*, bald *Sardonychum*, bald *Sardonyches* gelesen; ist die erste, oder die letztere Lesart der zweiten vorzuziehen, so hätte das Deutsche *Sardonych* in ihnen seine Vertheidiger. Auch die Franzosen nannten vormals den Onyx, *Onyche*¹⁾.

¹⁾ Man sehe unter andern Du Pinet, II. cc.

2) Ulpian. L. 6 ff. De Bon. Damnat. *Si quis digito habuerit aut Sardonycha aut aliam gemmam magni pretii.*

unter den alten Steinen kein einziger arabischer Sardonyx, mit einer rothen oder Carneol-Schicht, könne gefunden werden. Auch Plin sagt dieses ganz klar: *nullo sardarum vestigio arabicae sunt*. Eben so wenig wird es möglich sein, jetzt einen geschnittenen arabischen Sardonyx zu finden, der, ausser den gewöhnlichen zwei Schichten, eine dritte, und zwar dunkle, über der weissen, besässe. Ueberhaupt hat dieser Sardonyx eine Besonderheit, durch die er sich noch weiter vom indischen unterscheidet. Seine bläulichte, oder weisse Lage liegt nämlich meistens in einer so unmerklichen Dicke über der dunkeln, dass sie eher einem Hauch als einer Schicht gleicht, welches bloss eine Wirkung der Feinheit und Dichtigkeit ihrer Bestandtheile ist. Denn was die unterste Lage am indischen Sardonyx betrifft, so ist sie oft eben so schwarz, und scheint eben so undurchsichtig zu sein, als am arabischen.

XXXVIII.

Bis jetzt habe ich meine Meinung, über den Onyx und Sardonyx der Alten, vorgetragen; ich habe sie, nicht nur durch die Aussagen der Alten, bestätigt, sondern meine Behauptungen immer, mit den Wahrnehmungen an den vorhandenen Steinen der Alten, von denen ich mir einige Kenntniss, durch eine lange Uebung, zu verschaffen gesucht habe, verglichen und unterstützt. Ich habe durch Anführung oder Widerlegung so mancher, über diesen Gegenstand, zum Theil von berühmten Männern, gefällter Urtheile, den Gang meiner Sätze nicht unterbrechen wollen. Damit aber nicht jemand vielleicht glauben könnte, ich sei hier auf unüberwindliche Schwierigkeiten gerathen, die ich daher, wie es so manche thun, zu erwähnen nicht für gut befunden, so will ich die hauptsächlichsten dieser Abweichungen von der Wahrheit hier so kurz als möglich anführen.

XXXIX.

Herr Brückmann will gar nichts von einem Unterschiede zwischen Onyx und Sardonyx wissen, denn er sagt:¹⁾ «er muss, meines Erachtens, stets Onyx heissen, er mag in reinen derben Stücken, in Lagen, Ringen und Flecken, vorkommen.» Diesem un-

1) Zu Lessings, Kollectan. I. B. S. 23.

richtigen Satze widerspricht seine Anmerkung über den Sardonyx, wo es heisst: ¹⁾ «Sardonyx heisst der Stein, wenn der Sarder, oder «Carneol, mit dem Onyx durch Lagen, Ringe und Flecken, verbunden ist.» Durch Behauptungen dieser Art wird, wie mir scheint, die Sache immer in der alten Verwirrung erhalten, aber nie aufgeklärt. Auch dürfte es Herrn Brückmann sehr schwer werden, zu beweisen: ²⁾ «dass der Chalcedon von einigen, mit Grunde, «*oryx candida*, oder *pellucida*, genannt werde, weil er auch bei «den Alten zu den Onyx-Arten gezählt wurde.» Beides ist, nach dem was ich vom Onyx bemerkt, ohne allen Zweifel falsch. Sobald man in dergleichen Untersuchungen, entweder dem ersten, dem besten, seiner Vorgänger nachfolgt, oder Grundbegriffe einer Sache, mehr nach eignem Dafürhalten bestimmen, als bis zu den Quellen gehen will, dann sind Irrwege und Selbstbetrug die unvermeidlichen Folgen. So sind, in der Abhandlung des Hrn. Brückmann ³⁾, aus dem Satze: «dass die Alten die mehresten Chalcedonarten Onyx nannten; dass die Neuern den lichten, mehr durchsichtigen, Onyx, nunmehr Chalcedon, und eigentlich den weniger durchsichtigen, trüben, der gleichsam eine mehr fettige Politur annimmt, Onyx nennen;» eine beträchtliche Anzahl eben so falscher Gedanken gefolgert worden.

XL.

Kircher ⁴⁾, und Harduin ⁵⁾, standen in demselben Wahne. Sie glauben, Onyx werde Camea genannt, und verwechseln also den Onyx mit dem Sardonyx. Dieselben Unrichtigkeiten über den Onyx und den Sardonyx, nebst mehrern ganz falschen Behauptungen von diesen Steinen, findet man in Waller's Mineralsystem und in Leske's Anmerkungen dazu ⁶⁾, so wie in allen übrigen Handbüchern der Steinkunde.

1) Ebendas. S. 26.

2) Abhandl. von Edelst. C. XXI. S. 190.

3) Ebendas. C. XXIV. S. 208.

4) Mund. Subterr. L. VIII. p. 81.

5) In Plin. N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 24. p. 778. Not. 1.

6) S. 266-268.

XLI.

In Lessings berühmten Streit, mit Klotz und seinen Anhängern, kam die Rede auch auf den Onyx und Sardonyx. Von keinem der neuern Schriftsteller hätte man, mit mehrerm Rechte, eine gründliche Bestimmung der Sache erwartet, als von Lessing, allein auch er hat hier mehr verwirrt, als alte Irrthümer hinweggeräumt. Sein Grundsatz ist: «bloss die reguläre Lage der farbigen «Streife macht den Achat zum Onyx»¹⁾. Dieses ist in jeder Rücksicht falsch; denn wenn Lessing auch von den frühern Zeiten, bis auf Theophrast, sprechen wollte, wie es nicht der Fall ist, so müsste man ihm dennoch einwerfen, dass, wie ich oben gezeigt habe, Onyx damals beides, einen Sard mit regulären weissen Schichten sowohl, als einen mit irregulären weissen Adern bedeutete. Als man aber weiterhin die regulären Onyche von den irregulären unterscheiden wollte, nannte man die erstern Sardonyche. Daher ist es eine zweite Unrichtigkeit wenn er vom Sardonyx sagt²⁾: «man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, dessen Streife «von der Farbe des Sardes sind, durch diesen Zwitternamen aus-«zuzeichnen.» Unrichtig ist dieser Satz, weil ein Onyx mit Streifen von der Farbe des Sard nichts anders ist, als der Onyx des Plin, und nicht eher zum Sardonyx wird, als bis seine Schichten regelmässig liegen; denn ein Sardonyx, der aus Streifen, oder aus einer unordentlichen Mischung der Farben besteht, ist ein Unding, obgleich auch Herr Brückmann dieses annimmt³⁾. Zudem sieht man aus dem Zusammenhange der Stelle, dass er glaubte, der Zwittername Sardonyx, wie er es nennt, sei vorzüglich ein Machwerk der Neuern. Uebrigens bin ich überzeugt, dass, wenn Lessing an Plins Nachrichten vom Sardonyx gedacht hätte, er dann gewiss hellere Begriffe davon um sich verbreitet haben würde. Er und seine, wie bekannt, ohnmächtigen, Gegner stritten sich, über die

1) Briefe antiquar. Inh. I. B. 26 Br. S. 196. II. B. 50 Br. S. 95. Kollectan. I. B. S. 21.

2) Briefe antiquar. Inh. I. B. 26 Br. S. 196.

3) Abhandlung von Edelst. C. XXIV. S. 214. Man wird übrigens mehrere Bemerkungen über den Onyx und Sardonyx bei Hrn. Brückmann antreffen, welche durch meine nähere Festsetzung der Eigenschaften dieser Steine ungültig werden müssen. Desswegen hielt ich es für unnöthig sie einzeln anzuführen.

Frage: «ob die reguläre Lage der farbigen Streife einen Achat zum «Onyx mache?»¹⁾ Diese Frage aber war falsch gefasst, und beide Theile, der bejahende nicht weniger, als der verneinende, hatten gleiches Unrecht. Denn erstlich macht weder die reguläre, noch die irreguläre Lage der farbigen Streife einen Achat zum Onyx, oder zum Sardonyx. So wird, zum Beispiel, niemand einen Achat mit rothen und blauen Streifen für einen Onyx halten, und dieses mit Recht, weil gerade die Hauptfarbe, nämlich das Weisse mangelt. Die Alten kannten den weiss und grünen gleichschichtigen Achat, aus Island, noch nicht, und dennoch nennen wir ihn, so lange wir ihm keinen bessern Namen geben können, wenn auch nicht völlig richtig, wenigstens bestimmt, grünen gleichschichtigen Onyx. Weiss muss sich also nothwendig in einem Achate finden, der auf den Namen, Onyx, Anspruch machen soll; nächst diesem gehören dem Onyx, in dem Sinne den die Alten diesem Namen gaben, schlechterdings keine andere Farben, als, einzig und allein, diejenigen, die dem Sarde eigen sind. Zweitens, muss man gegen jene Frage einwerfen, ist das Reguläre der Streife gerade dasjenige, welches verursacht, dass der Stein, in dem sie sich finden, kein Onyx ist. Kurz Lessing scheint gar nicht an Plins Nachrichten, über beide Steine, gedacht zu haben, denn sonst würde er gewiss nicht überall den Sardonyx mit dem Onyx verwechselt haben. Beide Steine machen zwar, in Rücksicht ihrer Bestandtheile, einen und denselben Stein aus, «wenn denn aber nun einmal,» um mich Lessings eigener Worte zu bedienen²⁾, «für diese Variation ein «besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern «beilegen?»

XLII.

In eben dieser Untersuchung scheint mir Lessing die Worte des Theophrast, in welchen der letztere vom Onyx spricht, nicht richtig zu erklären, wenn er die oben angeführte Stelle³⁾, «das

1) Briefe antiquar. Inhalts II. B. 30 Br. S. 94. Auch ist es nicht gegründet, dass das neue Wort Achat-Onyx aus den Unterschriften der Gemmen des Gortaeus entstanden sei, wie Lessing¹⁾ glaubt.

1) Collectan. I. B. S. 23.

2) Ebend. II. B. 46. Br. S. 77.

3) Ebendas. II. B. 30 Br. S. 93. Anmerk. Man vergleiche §. XIX.

«Weisse und Braune müsse im Onyx parallel liegen,» übersetzt. Der Sinn des Griechischen, μικτη λευκῷ καὶ φαιῷ παραλλήλα, scheint mir zu sein: «Der Onyx ist eine Vereinigung des Weissen und Braunen, die sich neben einander befinden.» Indem Lessing das griechische Wort, παραλλήλα, im Deutschen mit, parallel, giebt, verengert er den Sinn dieses Satzes. Theophrast meint eben sowohl den eigentlichen Onyx, als den Sardonyx; bei dem Deutschen parallel aber denkt man sich bloss den Sardonyx mit Schichten, und glaubt, dass auch der Sardonyx mit Reifen ausgeschlossen sei. Niemand wird es daher billigen können, wenn Lessing von einem Onyx von zwei Schichten spricht ¹⁾, oder wenn er einen Sardonyx von vier Lagen, «schlechtweg Onyx, höchstens einen «vielstreifigen Onyx,» genannt wissen will ²⁾. Aus meinen Bemerkungen ergibt sich ferner, dass er keinen Grund hat, wenn er Winkelmann tadelt, der einen Sardonyx mit vier Schichten erwähnt. Lessing missbilligt diese Benennung aus folgenden Gründen. Erstlich, «weil der Sardonyx schlechterdings nur drei Lagen «von Farben zeigen müsse.» Zweitens: «weil kein Sardonyx ohne «rothe Schicht gedacht werden könne, diese aber dem Sardonyx «des Winkelmann mangle.» ³⁾ Auf den ersten Einwurf antworte ich mit den Worten des Plin: *Sardoniches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda;* — das heisst, wie auch, zum Ueberfluss, aus der Folge dieser Stelle, die schon oben erläutert worden ist, sich ergibt, unter Sardonyx verstand man die weisse Schicht, die auf einer Lage von Sard sich befindet. Man verknüpfte also, was die Farben betrifft, nur die Idee von Weiss und von Sard mit diesem Namen, und der Stein konnte so viel Schichten haben als er wollte, nur nicht weniger als zwei. Plin setzt hinzu: «in der Folge verstand man unter Sardonyx, Steine von «mehrern Schichten, von schwarz, weiss und roth.» Für Lessing beweist diese Stelle aber nichts, und darum führt er sie vermuthlich auch nicht an, weil hier nur von einer Gewohnheit die Rede ist, und schon die Definition, *a candore in Sarda*, Steine von drei und mehr Schichten, nichts weniger, als ausschliesst. Gehörten zu

1) Ebendas. II. B. 48 Br. S. 73.

2) Ebendas. S. 73.

3) Ebendas. II. B. 48 Br. S. 73-76.

einem Sardonyx schlechterdings drei Schichten, so hätte der Lieblingsstein der Römer, ja auch nicht, Sardonyx aus Arabien, genannt werden können.

XLIII.

Im zweiten Einwurf behauptet Lessing, jeder Sardonyx müsse eine rothe Schicht haben, und Hr. Brückmann war vor ihm schon derselben Meinung¹⁾. Die, eben zuletzt erwähnte, Stelle des Plin aber kann hier nichts beweisen, weil da nur von einer vorübergehenden Gewohnheit die Rede ist. Denn aus den vorher angeführten Worten, *a candore in Sarda*, und aus der Natur des Sard, folgt, dass der Sardonyx, ausser der weissen Schicht, rothe, aber auch braune, und dunkle Lagen, haben kann, und dass er also, um mich unsrer neuen Benennungen zu bedienen, bald ein Carneol-Onyx, bald ein Sard-Onyx sein kann. Eine andere Stelle des Plin aber, auf die sich Lessing vorzüglich stützt, beweist nichts weniger als das, wesshalb sie angeführt wird. Der römische Naturforscher spricht, an demselben Orte, vom Betrug, den man mit falschen Edelsteinen, zu seiner Zeit, trieb, und bemerkt:²⁾ «dass man Sardonyche aus drei verschiedenen Steinen zusammensetze, aus schwarzen, weissen und zinnoberrothen, so, dass man den Betrug nicht entdecken könne, indem man zu jeder Farbe die vorzuziehlichsten Steine aussuche.» Alles dieses ist sehr wahrscheinlich. Sardonyche von zwei oder drei Schichten, von braun und weiss, andre von braun, weiss und hellbraun, oder gelblich, waren nicht selten, zur damaligen Zeit, dieses bezeugt die grosse Anzahl Cameen, die sich bis auf uns erhalten haben; solche Steine brauchten sie also nicht nachzumachen. Die Verfälscher bei den Alten suchten, so wie es unsre Betrüger ohngefähr zu thun pflegen, die

1) Abhandl. von Edelst. XXIV. C. S. 214.

2) N. H. L. XXXVII. C. 12. Sect. 73. p. 793. *Sardonyches e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit, aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumtis omnibus in suo genere probatissimis.*

Isidor hat auch hier den Plin benutzt. Er schreibt¹⁾: *Quippe cum inventum sit, ex vero genere alterius in alia falsa transducere, ut Sardonyches quae trinis glutinantur gemmis ita ut deprehendi non possint: fingunt enim eas ex diverso genere, nigro, candido, minioque colore.*

1) Orig. L. XVI. C. 14.

seltensten und theuersten Steine durch Kunst zu verfertigen, und so setzten sie schwarz (vielmehr das dunkelste braun), weiss und roth, aus den vorzüglichsten Steinen auf einander. Der, aus diesem Verfahren, erfolgende Gewinn konnte wohl manches mühsamen Versuches werth sein; denn was man zu allen Zeiten, ohne grossen Aufwand, haben kann, was wenig kostet, dieses ist wohl nur selten verfälscht worden. Ein Carneol-Onyx aber von zwei Schichten ist schon immer eine Seltenheit, kommt gar noch eine dritte Lage hinzu, welche den dunkeln Grund bildet, so entsteht ein Stein von äusserst beträchtlichem Werthe. Kein Wunder war es also, dass man gerade diese so ausnehmenden Seltenheiten, durch Verfälschung, hervorzubringen suchte. Plins Nachricht beweist daher nichts weiter, als wie weit die Kunst der damaligen Betrüger gieng, aber nicht, dass der Sardonyx nothwendig drei Lagen, unter welchen die eine zinnoberroth sei, haben müsse. Diese künstlichen Sardonyche scheinen bei den Römern, nur zu oft, die Stelle der natürlichen vertreten zu haben. Martial erwähnt, an zwei Orten, ächte Sardonyche, *Sardonychas veros* ¹⁾, und, ganz bestimmt, einen mit drei Schichten,

Sardonycha verum, lineisque ter cinctum ²⁾.

Der letzte Stein war aber, entweder ein indischer Sardonyx mit Zirkeln, oder ein Stein mit drei Schichten, der, indem er convex geschliffen war, auf der Oberfläche drei Zirkel sehen liess. Doch scheint mir das erstere das wahrscheinlichste zu sein.

XLIV.

Jannon de S. Laurent, der schale Lobredner des Siries, hat eben so falsche Begriffe vom Sardonyx. Die Worte des Plin: — *Sardonyches intelligebantur candore in Sarda*, — übersetzt er: *una carniola con una vena bianca* ³⁾. Nichts kann lächerlicher sein, als seine lange Anmerkung über die Nachricht des Plin, dass die Römer die Indianer veranlasst hätten, Geschmack am Sardonyx zu finden ⁴⁾. Onyx und Sardonyx wird von ihm, auf allen Seiten, ver-

1) L. IX. Epigr. 60. v. 19.

2) L. IV. Epigr. 61. v. 6.

3) loc. cit. p. 50.

4) loc. cit. p. 51 - 53.

wechselt; bald spricht er von Sardonychen mit irregulären Adern ¹⁾, bald sollen zwei und drei Schichten keinen Unterschied machen, und diese Steine völlig einerlei; auch weder von den Alten, noch von den Neuern, zwischen ihnen ein bestimmter Unterschied gemacht worden sein ²⁾. Um aber doch alle Verwirrung zu vermeiden, rathet er, man solle, von einem erhoben geschnittenen Stein, lieber sagen, «es ist ein Camee von Chalcedon,» als den Onyx oder Sardonyx dabei erwähnen! ³⁾ Heisst das nicht verwirrte Begriffe geflissentlich noch mehr verwirren?

XLV.

Die Alten, die im Besitze so vieler, für uns unzugänglicher, Gruben von den schönsten Edelsteinen waren, scheinen, ob sie gleich weniger Ursache, als wir, dazu hatten, es dessen ungeachtet, in manchen Stücken, weiter in der Kunst Edelsteine nachzumachen, als unsere Zeitgenossen, gebracht zu haben. Sie besaßen Schriften, in welchen man lehrte, wie Smaragde, und andre durchsichtige Steine, aus Crystallen, Sardonyche aus Sarden, zu bereiten waren. Kunstgriffe, die damals sehr viel einbrachten ⁴⁾. Alles, was unsre Steinschneider an den Stoffen, die sie ihren Arbeiten widmen, thun, oder, wenn man es so nennen will, verfälschen können, besteht darin, dass sie dem blassen Grunde eines Sardonyx eine dunkle Farbe ertheilen, oder dass sie, wie sich wenigstens einige noch rühmen, der weissen Schicht zuweilen die überflüssige Durchsichtigkeit zu nehmen verstehen. Dass aber die Alten, wie Natter glaubte ⁵⁾, die Kunst sollten besessen haben, ihre Carneole auf eine gewisse Art zu läutern, die unsern schlechten Carneolen das Feuer und die Klarheit derjenigen, die wir unter den morgenländischen Carneolen verstehen, sollte haben ertheilen können, halte ich für ungegründet. Eben so wenig ist es mir wahrscheinlich, dass der Grund eines gewissen alten Camee, schon vor Alters, sollte dunkel gefärbt worden sein, wie Herr Visconti es

1) loc. cit. p. 56.

2) loc. cit. p. 57.

3) loc. cit. p. 59.

4) Plin. N. H. L. XXXVII. C. 12. Sect. 75. pag. 795.

5) Traité sur la manière de grav. en pierr. fin.

glaubt, dessen Bemerkung ich beiläufig von Herrn Bossi erwähnt finde ¹⁾).

XLVI.

Die Nachricht des Plin von verfälschten Sardonychen gab dem Lessing, wie ich schon oben bemerkte, Gelegenheit, an der Aechtheit so manches alten erhobenen geschnittenen Steins überhaupt zu zweifeln, und zu muthmassen, viele dieser Steine wären verfälscht, und nur durch Verbindung einzelner Steine entstanden. Die Erfahrung bestätigt aber diese Vermuthung keinesweges.

XLVII.

Auch in der schönen Beschreibung eines Sardonyx, im Achilles Tatiuss, wollte der eben genannte scharfsinnige Kunstrichter eine solche nachgemachte Gemme wahrnehmen ²⁾). Achill sagt in dieser Stelle, vom Halsbände der Calligone ³⁾): Εν μεσῳ δε τρεις ησαν λιθοι, την χροϊαν επαλληλοι, συγκειμενοι δε ησαν οι τρεις. Wenn nun auch hier das συγκειμενοι, wie Hr. v. Veltheim richtig bemerkt ⁴⁾), nicht, so schlechterdings, einen durch Kunst zusammengesetzten Stein anzeigt, so finde ich die Redensart, εν μεσῳ δε τρεις ησαν λιθοι, wenn von einem natürlichen Steine mit drei Schichten die Rede sein soll, etwas zu unnatürlich. Entschieden dürfte hier nicht werden können, es beruht alles darauf was wahrscheinlicher ist. Die Farben des Steins werden weiter beschrieben: μελαινα ἡ κρηπις του λιθου, το δε μεσον σωμα λευκον, τῳ μελανι συνεφαινετο, ἐξης

1) Gemme Incise, T. I. C. 6. p. 32. Merkwürdig ist auch die Stelle des Plin, in der er die Kennzeichen angiebt, um die Glassflüsse von ächten Steinen zu unterscheiden ¹⁾). *Experimenta pluribus modis constant: primum pondere, si graviores sentiuntur; post haec corpore; fictitiis pusulae in profundo apparent, scabritia in cute, in capillamento fulgoris inconstantia, et prius quam ad oculos perveniat desinens nitor. Decussi fragmenti paulum, quod in lamina ferrea teratur, efficacissimum experimento, excusant mangones gemmarum: recusant similiter et limae probationem. Obsidianae fragmenta veras gemmas non scarificant: fictitiae scarificationes candicantium fugiunt.* Auch diese Stelle haben Harduin, und andere, zum Theil, nicht recht verstanden.

¹⁾ Plin. N. H. L. XXXVII. C. 13. Sect. 76. p. 796.

²⁾ Collectan. I. B. S. 30-31.

³⁾ Achill. Tat. lib. II. S. I. p. 83-87.

⁴⁾ Anmerk. zu Less. Collectan. I. B. S. 488.

δε τῷ λευκῷ το λοιπον επυρρια κορυφουμενον. Es war ein Sardonyx, von dessen Schichten die unterste Lage schwarz, die folgende weiss, die oberste hellbraun von Farbe war, ein Stein, den wir jetzt, obgleich nur unbestimmt, einen Sard-Onyx von drei Schichten nennen würden. Der Ausdruck: ἡ κρηπις του λιθου, scheint den Zweifel, den die Anfangsworte: Εν μεσῷ δε τρεις ησαν λιθοι, — nothwendig gegen einen natürlichen Stein erregten, wieder zu heben. Denn wollte Achill hier von drei, künstlich vereinten, Steinen sprechen, so würde er sich vielmehr eines andern Wortes bedient haben. Auch die Worte, το δε μεσον σωμα (του λιθου), bestätigen diese Bemerkung. Dennoch bleibt alles blosser Vermuthung. Der Stein war in Gold gefasst, und sahe einem schönen braunen Auge ähnlich, weil er rund und convex geschliffen war, so, dass die drei Schichten zwei Ringe um den braunen Mittelpunkt bildeten — ὁ λιθος δε τῷ χρυσῷ στεφανουμενος, οφθαλμον εμιμειτο χρυσου.

XLVIII.

Lessings Irrthümer, in Rücksicht seiner Begriffe über den Onyx und Sardonyx, entstanden, indem er den Plin entweder gar nicht, oder nicht aufmerksam, zu Rathe zog, und indem er dem Hill blindlings folgte. Dieser Hill schreibt, indem er sich auf den Ausspruch *of the nicest distinguishers of the present times*, die aber, wie man sieht, sehr schlecht von der Sache unterrichtet sein mussten, beruft ¹⁾: «die Regelmässigkeit der Zonen, von welchen Farben sie auch sein mögen, machen einen Achat zum Onyx, nur «muss man die rothe Farbe ausnehmen, diese macht den Stein zum «Sardonyx.» Es ist zu bedauern, dass das unverdiente Ansehen, in dem der englische Schriftsteller bei unserm Lessing stand, ihn von eigener Erforschung der Wahrheit zurückhielt; weniger aber zu verwundern ist es, dass Lessings Gegner diese Schwäche ihres Feindes nicht entdeckten, da selbst ihr Meister den rechten Weg verfehlt hatte.

1) Briefe antiqu. Inb. II. B. 50. Br. S. 93. Anm.

Kollectan. I. B. S. 18-23.

Hill's Theophr. History of Stones.

XLIX.

Auch Mariette verwechselt den arabischen Sardonyx mit dem Onyx. Er beschreibt jenen Sardonyx mit der dünnen bläulichen Oberfläche, eine Eigenschaft, die nie am indischen gefunden wird, und nennt ihn, bald schlechtweg Onyx, bald Achat-Onyx ¹⁾. Er begeht einen zweiten Fehler, wenn er gleich darauf sagt, dieser Achat-Onyx schicke sich weit besser zu Cameen, als zu Siegelsteinen ²⁾; denn der Stein, von dem er spricht, nämlich der arabische Sardonyx, ist niemals zu Cameen verwendet worden. Einen dritten Irrthum finde ich bei ihm, da, wo er behauptet, der Sardonyx, dessen sich Scipio der Africaner unter den Römern zuerst bedient haben soll, wie Plin, aus dem Demostrat, berichtet, sei ein Achat-Onyx von jener kostbaren Gattung gewesen, in welcher die vier Schichten regelmässige, sich einschliessende, Zirkel oder Ovale bilden ³⁾. Wer sieht nicht, dass Mariette hier vom indischen Sardonyx spricht, den er fehlerhaft Achat-Onyx nennt? Aber Scipio's Stein war weder das eine, noch das andere, weder ein indischer Sardonyx, noch ein Achat-Onyx. Aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle des Plin habe ich oben bewiesen, dass dieser Sardonyx des Scipio nichts anders, als der arabische Sardonyx, oder unser *Niccolo col velo turchino*, gewesen sein kann. Diese Sardonyche wurden nach dem Scipio, unter den Römern, zur herrschenden Mode; die ungemeine Seltenheit aber jener Sardonyche, von welchen Mariette spricht, so wie, auf der andern Seite, die zahllose Menge römischer Siegel-Ringsteine von arabischen Sardonyx, bezeugen, nächst Plins genauer Beschreibung des letztern, dass er nur sie meinte, und meinen konnte.

L.

Der Verwechslung des arabischen Sardonyx mit dem indischen hatte sich auch Laet ⁴⁾ schuldig gemacht; irrig glaubt er, der erstere werde *Cameus* genannt, und zu Cameen gebraucht.

1) Descript. des Pierr. prop. à la Grav. p. 182.

2) Ibid. p. 183.

3) Ibid. p. 183.

4) De Gemm. et Lapid. L. I. c. 16. p. 64.

LI.

Einer der neuesten Schriftsteller über die Edelsteine, deren sich die alten Künstler bedienten, Hr. Millin, macht sich, gleichfalls, eine falsche Vorstellung vom Sardonyx. Er sagt ¹⁾ «*quand l'agate a une couleur brunâtre, enfumée et noire, on la nomme Sardonyx.*» Hier sollte es heissen, *Sardoine*. Er fährt fort, und beschreibt einen Sardonyx, nachdem er einen Sard angekündigt hatte: «*Cette pierre,*» sagt er, «*selon les descriptions des anciens et des modernes, est composée de trois couleurs, une brune, une blanche et une noire.*» Behauptungen, die, von meinen vorhergehenden Bemerkungen, zur Genüge widerlegt werden. Ueberhaupt ist der Abschnitt, über die Gemmen der alten Steinschneider, nicht so sorgfältig ausgearbeitet, als man es von einem so kenntnissreichen Manne, als Hr. Millin, erwartet hätte. Vielleicht erhalten wir von ihm bald eine bessere Arbeit.

LII.

In einer andern gleichfalls neuen Schrift über Gemmen, wird der Sard des Plin mit dem Sardonyx, auf eine äusserst sonderbare Weise, von Hrn. Bossi verwechselt, dessen ganz verworrene Stelle unten zu lesen ist ²⁾).

LIII.

Auch Reiz hatte sich einen falschen Begriff vom Sard, und vom Sardonyx, gemacht; dieses sehe ich aus seiner folgenden Aeusserung ³⁾: *Multas item gemmas, quarum aliae a gemmario dicebantur Onyches, aliae Sardonyches, ego Sardachatas malui dicere, quod nihil fusci haberent* ⁴⁾. Warum sollen sie aber Sardachate heissen, wenn

1) *Introduit. à l'Etude des pierr. grav. p. 16.*

2) *Gemme Incise. C. VII. p. 62. Era dunque bianca la Sarda di Plinio, e non rossa sanguigna, o color d'Arancio.* Und was dergleichen Sätze mehr sind.

3) *Mus. Franc. T. I. p. x.*

4) Auch Martini spricht von Sardachaten ¹⁾. Beide kannten dieses Wortes neue Bedeutung nicht, und wandten es nach Gutbefinden an. In der neuern unkritischen Kunstsprache aber heisst Sardachat ein äusserst blasser Sard, oder ein durchsichtiger Achat, der nur ganz wenig von der gelben Sard-Farbe besitzt. In andern Sprachen heisst er *Agate-Sardoine, Agata Sardonica*, zuweilen mit dem Nachsatz *chiara*, auch *Sardoine claire*.

¹⁾ *Mus. Franc. T. II. Praef.*

sie die Farbe der Sarde gerade nicht haben? Er fährt fort: «*In re*
«*gemmaria, qualem nos eam tractamus, dici Onychas et Sardonychas*
«*arbitror has tantum, quae ita laboratae sunt, ut earum diversi colo-*
«*ris crustae sint aliae aliis in latitudinem superimpositae, quod genus*
«*fere accommodatius operibus ectypis, illas autem, in quibus quasi ma-*
«*culae quaedam sparsae aut venae vel virgae, vel striae, in longum,*
«*aut in transversum, aut in obliquum ductae, vel in orbem aut alio*
«*modo curvatae spectantur, cujus generis pleraeque sunt, quas fere*
«*aptare solent operibus cavis, alio potius nomine dicendas esse.*» Dass
Reiz hier den Onyx mit dem Sardonyx mehreremale vermengt,
wird man sehr leicht bemerken können. Ich habe nur noch zu er-
innern, dass die Steine, die er zuletzt beschreibt, und welche den
eigentlichen Onyx ausmachen, nie von den Alten, weder zu hoch,
noch zu tief geschnittenen Steinen, gebraucht worden sind. Neue
Arbeiten aus Onyx, dergleichen es freilich giebt, sind gewiss der
Erwähnung nicht werth gewesen. Uebrigens, warum soll man neue
Namen für Steine erfinden, denen die Alten schon eigne und be-
stimmte gegeben haben, und warum soll man das Onyx nennen,
was sie Sardonyx nannten?

LIV.

Nicht richtiger dachten sich Ernesti¹⁾, und Martini²⁾, unter
Onyx, einen weissen Stein, der, wie der erstere sagt: *carneolis*
subjicitur, unguis humanis colorem imitans, interdum purum, inter-
dum venis rubris.

LV.

Saumaise scheint, an dem Orte wo er vom Sardonyx spricht,
die allgemeine Verwirrung durch neue Verwechslungen noch ver-
mehren zu wollen. Er sagt³⁾: «man glaube zu seiner Zeit, dass

1) Archaeol. Lit. P. I. C. 3. p. 16.

2) In Ernesti Arch. Lit. P. I. C. 3. p. 164.

3) Exercitat. Plin. in Solin. C. XXXIII. pag. 396. b. D: *Ex hoc genere esse*
volunt lapidem illum lacteum nigro, et candido compositum, quem vulgo cameum
vocant, cujus pars lactea, quaeque non translucet, hodie adhuc ectypis sculpturis ac-
commodatur. Nihil simile: tantum abest, ut hi lapides congeneres sint. Nam onyx
illa arabica alternis distincta est zonis candidis in nigra superficie. Lapidis hujus,
quem cameum vocamus, superficies candida est, radix vero nigra ut marmoribus

«der weiss und schwarze Stein, den man *Cameus* nenne; und zu
 «erhoben geschnittenen Arbeiten brauche, der arabische Onyx sei.
 «Allein dieses ist falsch,» setzt er hinzu; «denn beide Steine
 «sind ganz verschieden von einander. Der arabische Onyx hat meh-
 «rere weisse Zonen auf schwarzem Grunde, der Stein aber, den
 «wir *Cameus* nennen, hat oben eine weisse, und unten eine schwar-
 «ze, Schicht, und gehört vielmehr zu den Marmorarten, als zu den
 «Edelsteinen.» Saumaise unterscheidet hier nicht den Onyx vom
 Sardonyx, und spricht vom arabischen Onyx gerade so, als gäbe
 es ausser ihm keinen Sardonyx aus Arabien. Derjenige Stein aber,
 den er für Marmor nimmt, ist der arabische Sardonyx mit Schich-
 ten, der himmelweit von Marmor verschieden ist. Ferner ist dieser
 arabische Sardonyx nie, weder von den Alten, noch in neuern
 Zeiten, zu Cameen gebraucht worden, weil seine weisse Schicht,
 wie es scheint, niemals in dazu bequemer Dicke gefunden wird,
 er auch sonst zu Cameen nicht so schön sich ausnehmen würde, als
 der indische Sardonyx. Man kann daher versichern, dass dieser
 arabische Sardonyx nie *Cameus* genannt worden ist. Dass Sau-
 maise augenscheinlich sich unter arabischen Sardonyx Marmor
 dachte, und dass er beide verwechselte, folgt aus seiner Bemer-
 kung, in der er sagt: «es werden von diesem Steine ausserordent-
 «lich grosse Stücke gebrochen, die zu erhobenen Arbeiten gebraucht
 «werden.» Dieses aber hat keinen Grund, denn der arabische Sar-
 donyx wird überhaupt, in den Werken der Alten, weit seltner als der
 indische, in Stücken gefunden, welche die Grösse gewöhnlicher
 Ringsteine übersteigen. Auch wüsste ich nicht, dass aus zweifarbi-
 gem Marmor, auf die Weise der Cameen, jemals erhobene Arbei-
 ten gemacht worden wären, wenn man auch den Saumaise, in
 der Absicht ihn zu entschuldigen, auf diese Art erklären wollte.

LVI.

Noch eine irrige Behauptung, in der neuen Schrift des Herrn
 Bossi, will ich hier erwähnen; er glaubt, die Alten hätten die
Niccoli col velo turchino, wie ich bewiesen, die arabischen Sardony-

*potius quam gemmis adscribi debeat. Nam ingentes exciduntur crustae quibus lactea
 superficies, quae ectypis imaginibus aptatur: fundus autem vel radix nigerrimi co-
 loris substernitur.*

che, durch eine künstliche Zubereitung zu machen verstanden, weil man diesen Stein nie als ein rohes Natur-Erzeugniss antreffe. Hätte er aber bedacht, dass der ächte und wahre indische Sardonyx, und der Sard aus demselben Lande, eben so wenig mehr roh, sondern bloss in geschnittenen oder zum Schneiden von den Alten zubereiteten Steinen gefunden werden, so würde er sich gewiss bedacht haben, seine Vermuthung, neben so vielen andern seichten Bemerkungen, an den Tag zu legen. Weil alle diese Sardonyche römische Arbeiten zu sein scheinen, so glaubt er, die Römer müssten das Geheimniss, diese Steine durch Kunst zu bereiten, besessen haben, weil, wenn sie ein natürliches Product des Steinreichs wären, die Griechen sich derselben auch bedient haben würden. Dieses ist aber ein falscher Schluss. Die Römer bedienten sich des arabischen Sardonyx sehr häufig, weil, wie Plin ¹⁾ und Isidor ²⁾ sagen, dieser Stein im Siegeln das Wachs am besten fahren lässt. Die Griechen hingegen, auch ihre besten Künstler, die unter den Kaisern zu Rom lebten, machten keinen Gebrauch von diesem Steine, weil sie ihre Arbeiten, nicht sowohl bloss, und vornehmlich, zum Gebrauche, verfertigten, sondern weil sie durch dieselben auch Beweise ihrer Kunst, kurz weil sie nicht sowohl Petschafte, als vielmehr wahre Kunstwerke liefern wollten. Darum sind die vortrefflichsten ihrer Arbeiten in klare durchsichtige Steine gearbeitet, und es ist hieraus leicht zu erklären, warum sie ihre Kunst nicht an Steine verschwenden wollten, bei welchen die Schönheit der Arbeit nicht ins Auge fiel, wenn man sie gegen das Licht hielt. Uebrigens muss derjenige niemals tief geschnittene Steine der Alten studirt, und sich des weichen schwarzen Wachses, der besten und einzigen Masse um die Schönheit der Arbeit im Abdrucke zu sehen, bedient haben, wer mit Hrn. Bossi behaupten kann, alle harten gut polirten Steine liessen sämmtlich das Wachs gleich gut fahren ³⁾. Es giebt Steine, so wie unter andern der Hyacinth, die, wegen ihrer elektrischen Eigenschaft, nur selten einen Abdruck in weichem Wachs gewähren wollen. Plin bemerkt auch anderwärts von mehrern Steinen ganz richtig, dass sie sich nicht sauber im

1) N. H. l. c.

2) Orig. L. XVI. C. 8.

3) Gemm. Incis. C. IV. p. 63.

Wachse abdrucken, und es nicht an allen Stellen gleich rein fahren lassen ¹⁾. Am Sard und am arabischen Sardonyx rühmt er die Leichtigkeit und Schönheit, mit der sie sich abdrucken, und wir finden fast an keinem der übrigen Steine, wenn man mehrere der weniger edlen, wie, zum Beispiel, den Jaspis und den Nierenstein, nebst einigen andern, ausnimmt, diese Eigenschaft in einem so vorzüglichen Grade.

LVII.

Sieht man die Verzeichnisse der Sammlungen alter Gemmen durch, so stösst man, fast auf allen Seiten, auf Dunkelheiten und zweideutige Namen der Steine. Und doch ist die genauere Angabe des Steins, durch einen nicht leeren, sondern bedeutenden Namen, nöthiger als man glaubt, und trägt oft eben so viel zur richtigen Erklärung, und zu einem richtigen Urtheile bei, als der edlere Stoff zur Schönheit einer meisterhaft gearbeiteten Gemme. Im Lateinischen bedient man sich des Wortes *Sarda*, und der Leser weiss nicht, ob ein rother oder ein gelber Sard gemeint sei. Wie oft findet man daselbst den nichts bedeutenden Namen *Onyx*; wollte man nun da auch einen Sardonyx verstehen, weil die Alten den *Onyx* nie geschnitten haben, so bleibt es doch ungewiss, ob ein indischer, oder ein arabischer, gemeint sei. Zudem führt zuweilen ein Stein, in andern Sprachen, den Namen, der, im Grunde, einem ganz verschiedenen Steine zugehört. So heisst ein Sard auf englisch, in den bekanntesten Schriften, nie anders, als *Sardonyx*²⁾, und im italiänischen hat er keinen andern Namen als *Sardonica*. Wie soll man aber, in beiden Sprachen, den Sard vom wahren Sardonyx, oder von diesem falschen, unterscheiden? Auf eine entgegengesetzte Weise nennen die Franzosen, die vormals überhaupt über dergleichen Kleinigkeiten mit ihrer windigen Flüchtigkeit dahin schlüpfen, den Sardonyx sehr oft *Sardoine*, wie man aus dem Harduin³⁾, Du Pinet⁴⁾ und Poinciset de Sivry⁵⁾, beweisen kann, und auch

1) N. H. L. XXXVII. C. 7. p. 540. Ed. Laet. *Omnia haec genera sculpturae contumaciter resistunt, partemque cerae in signo tenent.*

2) Man vergleiche z. B. Raspe's Catalog von Tassie's Sammlung.

3) In Plin. N. H. L. XXXVII. C. 7. Sect. 23. pag. 778. Not. 3.

4) Hist. du Monde de C. Plin. Second. T. II. pag. 606.

5) Hist. Nat. de Plin. T. XII. p. 281-283.

Hr. Brückmann glaubt, *Sardoine* bedeute Sardonyx¹⁾. In italiänischen Werken findet man den *Niccolo*, ohne alle weitere Anzeige, sehr oft genannt; in einigen dieser Schriften scheint dieser Name vorzüglich den arabischen Sardonyx, den die Italiäner bestimmter, *Niccolo col velo turchino*, nennen, zu bedeuten, in manchen andern scheint man aber auch unter ihm den indischen Sardonyx zu verstehen. Seiner ursprünglichen Abstammung nach, von *Onice*, *Oniccolo*, und, in der Aussprache des gemeinen Lebens, *Niccolo*, müsste *Niccolo* natürlich von jedem Sardonyx gesagt werden können, und diese allgemeinere Bedeutung hat das Wort auch in frühern Werken, wie, zum Beispiel, bei dem Prosper Alpinus²⁾. Wenn es aber weiter hin mehr von dem arabischen Onyx scheint gebraucht worden zu sein, so ist es möglich, dass die Kleinheit, in welcher man den arabischen Sardonyx, unter den Gemmen der Alten, gewöhnlich fand, Veranlassung gab, das Diminutiv, *Niccolo*, vorzüglich von ihm zu brauchen. Doch finden sich auch, in grossen Sammlungen, so wie, zum Beispiel, in der Russisch-Kaiserlichen, zuweilen mehrere arabische Sardonyche von beträchtlicher Grösse, die zwar immer als Seltenheiten zu betrachten sind, aber doch das Vorgeben widerlegen, dass dieser Stein nie als nur in der gewöhnlichen Grösse der Ringsteine gefunden werde³⁾. Zum Schlusse noch die Erwähnung eines lustigen lithologischen Missgriffs, auf so viele ernsterer Art. So wie die Namen Sarda, Carneol und Onyx manche Etymologen auf Irrwege geführt haben, so hat es einige gegeben, die den italiänischen Namen, *Niccolo*, auf deutsch Onykel, von Nicolaus, oder Nicolas, herleiten wollten, welches Beispiel von Verirrung freilich noch mehr als sonderbar zu sein scheint. Doch genug auch hiervon, sonst würde ich, sehr leicht, mehrere dergleichen Ableitungen, als Gegenstücke und Gefährten zu dieser, aufstellen können.

LVIII.

Will man einmal mit den Steinen, welche die Alten zur Schneidekunst verwendet, aufs reine kommen, so müssen vorher alle,

1) Beitr. zur Abhandlung von Edelst. S. 152.

2) De Metallic. L. II. C. 122.

3) Bossi Gemme Inc. Vol. I. C. 6. p. 95.

sowohl alte, als neue Namen, aufs neue untersucht, geprüft, und unter einander verglichen werden ¹⁾. Ehe man hierüber wird übereingekommen sein, ist, in den Werken, welche die Gemmen der Alten betreffen, weder Bestimmtheit noch Deutlichkeit, in Rücksicht dieses Punktes, zu erwarten. Bis dahin werden unsre Ohren, von den abgeschmackten Namen, eines Achat-Onyx, Chalcedon-, Carneol- und Jasp-Onyx, belästigt werden; bis dahin werden wir von hoch und tief geschnittenem Onyx, von Achat-Sardonychen, Achat-Chalcedoniern, Achat-Sarden, Jasp-Achaten, Jasp-Chalcedoniern, von schwarzen Achaten, von weissen Carneolen, und wie diese Undinge weiter heissen mögen, sprechen hören, aber selten wissen, was wir dabei denken sollen. Es ist Zeit diesem Unwesen endlich ein Ende zu machen.

1) Für jetzt könnte man wenigstens den abgeschmackten Namen Achat-Onyx, mit vollem Rechte, aus allen künftig zu erscheinenden Werken über Glyptik, in voraus verweisen. Denn alle Cameen der Alten sind, entweder aus Sardonyx mit einem hellen und klaren durchsichtigen Grund, oder aus Sardonyx mit einem gelblich- oder dunkel-braunen mehr oder weniger durchsichtigen Grund, geschnitten. Die erstere Gattung gehört aber eben so zuverlässig dem Sardonyx zu, als die letztere.

ANHANG.

De Onyche.

(Plin. Nat. Hist. L. XXXVII. C. 6. Sect. 24. p. 778-779. Ed. Hard.)

Exponenda est et onychis ipsius natura, propter nominis societatem¹⁾: hoc in gemmam transilit ex lapide Carmaniae²⁾. Sudines dicit in gemma esse candorem unguis humani similitudine³⁾: item chrysolithi colorem, sardae et jaspidis⁴⁾. Zenothemis indicam onychem plures habere varietates, igneam, nigram, corneam⁵⁾, cingentibus candidis venis⁶⁾ oculi modo, intervenientibus quarundam oculis obliquis venis⁷⁾. Sotacus et arabicam onychem tradit: sed eam a ceteris distare, quod

1) Plin hatte vorher vom Sardonyx gesprochen, allein der Onyx hätte billig zuerst behandelt werden sollen. Darum ist hier die Ordnung verändert.

2) Ein Marmor, Onyx genannt, dessen die Alten oft gedenken, welcher zu Geruch-Fläschchen, und ähnlichen Gefässen, gebraucht wurde. Wenn Onyx im männlichen Geschlechte erwähnt wird, so ist fast allemal dieser Stein gemeint. Ausser ihm führte auch eine Gattung See-Muscheln denselben Namen. Du Pinet giebt diese Stelle auf eine sehr unverständliche Weise. Er sagt (l. c. p. 607): *Sur quoi faut noter que l'onyx (la cassidoine Note marg.) du royaume de Rasigut, qui est une espèce de pierre, est bien différente de l'onyche, encore que l'onyche ait prit son nom de la cassidoine (car l'une et l'autre sont dites onyx. Note marg.) entre les Grecs.* Unter Onyx versteht er den Marmor aus Carmanien, und unter Cassidoine unsern Edelstein Onyx.

3) Hierüber der §. XXXIII. der Abhandlung.

4) Man vergleiche §. XXI. und die 12. Anmerk.

5) Hier findet man genau alle Farben des Onyx angegeben: roth, schwarz, braun, oder gelblich. Das letztere ist unter dem Hornartigen zu verstehen. Bloss die Farben, die dem Sard eigen sind, dienen, im Onyx, dem Weissen zum Grund.

6) Weisse Adern, zum Unterschied vom Sardonyx.

7) Augen, zuweilen mit durchstreifenden Queerlinien und Adern, bringen das Unregelmässige hervor, das den Onyx vom Sardonyx, der stets regelmässige Farbenausträge besitzt, unterscheidet.

*indica igniculos habeat*⁸⁾, *albis cingentibus zonis singulis pluribusue, aliter quam in Sardonyche indica. Illic enim momentum esse, hic circulum*⁹⁾. *Arabicas onychas nigras inveniri candidis zonis*¹⁰⁾. *Satyrus carnosas esse indicas*¹¹⁾, *parte carbunculi, parte chrysolithi et amethysti, totumque id genus abdicat*¹²⁾. *Veram autem onychem plurimas variasque cum lacteis zonis habere venas; omnium in transitu colore inenarrabili, et in unum redeunte concentum suavitate grata*¹³⁾.

8) Hier kommt nun die Rede auf den arabischen Onyx. Von ihm ist nur eine der Eigenschaften angegeben, die ihn vom indischen unterscheidet, die übrigen folgen weiter unten. Was hier von ihm gesagt wird, ist eine Folge seiner um vieles geringern Durchsichtigkeit.

9) Plin giebt hier auf die bestimmteste Art den wahren Unterschied zwischen Onyx und Sardonyx in dieser vorzüglichen Stelle an. Man vergleiche den §. XXVII.

10) Der arabische Onyx besass, so wie der Sardonyx desselben Landes, nur zwei Farben, schwarz, oder vielmehr das dunkelste Braun, und ein schimmern- des Weiss. Was Plin vom arabischen Sardonyx sagt: *nullo Sardarum vestigio arabicae sunt*: muss auch vom arabischen Onyx gelten, und Plin bestätigt es hier ausdrücklich. Er hatte nie die rothe und gelbliche Farbe des Sard; dennoch zählten ihn die Kenner, mit Recht, zu den Sardonychen. Ueber die Verschiedenheit des Weiss auf indischen und arabischen Sardonychen, die auch den Onyx angehet, wie man hier aus Plin's Worten, zum Ueberfluss, siehet, vergleiche man den XXXIV. und XXI. §. Uebrigens heisst hier *Zona*, ein in die Runde laufender Streif, der sich aber weder regelmässig herumziehet, noch Zirkel oder Ovale bildet, wie es unten vom Sardonyx gesagt wird. Man sehe den §. XXVII. Von diesen regulären Figuren des Sardonyx müssen die unregelmässigen des Onyx, die Plin Augen nennt, unterschieden werden. Isidor (Orig. L. XVI. C. 8.) drückt sich eben so aus, wie Plin.

11) Was Satyrus hier eigentlich unter *carnosas* meint, ist nicht leicht zu bestimmen, da es auf verschiedene Art verstanden werden kann. Es scheint auch nicht viel auf den Sinn dieses Wortes anzukommen, wenn meine Vermuthung, in der folgenden Anmerkung, nicht ganz grundlos is.

12) Hierüber vergleiche man den §. XX. Theils die Erwähnung, des Onyx, so fremdartiger Farben, theils die Worte: *totumque id genus abdicat*, veranlassen mich zu vermuthen, dass hier von einer andern Art Stein, nicht vom Onyx, vielleicht von einer Art Fluss-Spat, die Rede ist.

13) Satyrus giebt hier die Beschreibung des wahren, oder eigentlichen Onyx. Auch hier bezeichnen die krummen Streife, *zonae*, so wie die geradern, *venae*, und das Verschmelzen der Farben, sehr deutlich, was man unter Onyx zu verstehen habe.

De Sardonyche.

(Plin. N. H. L. XXXVII. C. 6. Sect. 23. p. 777-778.)

Primus autem romanorum Sardonyche usus est prior Africanus, ut in historia tradit Demonstratus¹⁴), et inde romanis hanc gemmam fuisse celeberrimam¹⁵). Quamobrem proximum ei dabimus locum¹⁶). Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in sarda, hoc est, velut carnibus ungue hominis imposito, et utroque translucido¹⁷). Tales esse indicas tradunt Ismenias, Demonstratus, Zenothemis, Sotacus¹⁸): hi quidem duo reliquas quae non translucent coecas appellantes, quae nunc nomen abstulere¹⁹). Nullo sarda-

14) Als Römer fängt Plin die Geschichte des Sardonychs mit derjenigen Gattung an, die, durch Roms grossen Held, Epoche zu machen anfing, und nach ihm vorzüglich zu Rom in Gebrauch kam. Es war dieser Sardonyx des Scipio ein dunkelbrauner Sardonyx, mit einer bläulich weissen Oberfläche.

15) Solin versetzt den allgemeinem Gebrauch dieses arabischen Sardonychs in eine etwas spätere Zeit; beide Nachrichten liessen sich aber doch vielleicht vereinigen, weil ein ausländisches Erzeugniss doch nicht so schnell, und auf einmal, zur herrschenden Mode werden konnte. Allein Solins Angabe scheint mir, der Brauchbarkeit mancher anderer seiner Nachrichten unbeschadet, wenig Aufmerksamkeit zu verdienen, weil er sich auf den Ring des Polycrates beruft, eine Sache, von der die Aussagen der Alten so sehr verschieden sind, und über die man, selbst nach Millins Abhandlung, noch manches sagen könnte.

16) Plin hatte von bei Frauen — *mulierum maxime Senatusconsulto* — beliebten Steinen gehandelt. In der Rangfolge dieser Steine, bemerkt er, gab es keinen Streit, aber weniger fest bestimmt ist der Werth der Steine, über welche auch Männer urtheilen. Der Eigensinn einzelner, vornehmlich der Könige, bestimmt hier den Werth. Plin geht, von den kostbarern Steinen, zu einem allgemeiner üblichen, und nicht weniger theuern, zum Sardonyx über. Man vergleiche den §. XXXV.

17) Man vergleiche den §. XXII.

18) Diese Vergleichung passt auch bloss auf den indischen Sardonyx. Plin wendet sie bloss auf die durchsichtigen Sardonyche an, von welchen er ausdrücklich die undurchsichtigen oder blinden unterscheidet.

19) Diese *reliquae Sardonyches, quae non translucent*, sind die Sardonyche aus Arabien. Es giebt zwar auch indische treffliche Sardonyche, an welchen die untere Schicht ganz undurchsichtig und schwarzbraun ist, an denen aber die dritte Lage, wenn sie sich vorfindet, dadurch, dass sie sehr dünn abgeschliffen ist, über der weissen Schicht einen Grad von Durchsichtigkeit zu haben scheint. Allein die Worte, *quae nunc nomen abstulere*, beweisen, dass Plin denjenigen

*rum vestigio arabicae sunt*²⁰⁾: *coeperuntque pluribus hæc gemmae coloribus intelligi, radice nigra, aut caeruleum imitante, et ungue minium, incretum candido pingui, nec sine quadam spe purpuræ, candore in minium transeunte*²¹⁾. *Has indis non habitas in honore Zenothemis*

Stein versteht, der häufig zu Rom im Gebrauche war, dieses lässt sich nun bloss von dem arabischen Sardonyx sagen, wie ich in der Abhandlung ausführlich gezeigt habe.

20) Dass Plin, in den eben erwähnten Worten (Anm. 19.), von arabischen Sardonychen spricht, beweiset diese Stelle noch zum Ueberfluss. Ueber die Worte, *nullo Sardarum vestigio arabicae sunt*, vergleiche man den §. XXXIII. Plin führt hier die arabischen Sardonyche im Vorbeigehen an, und kehrt gleich wieder zu den indischen zurück.

21) Von *coeperunt* an, geht Plin wieder auf den indischen Sardonyx zurück. Dieser Uebergang scheint zwar, in Wahrheit, sonderbar. Plin muss, und darf aber, nur gerade so verstanden werden. Die vorhergehenden Worte: *quæ nunc nomen abstulere*, und die Verbindung der Periode, von der hier die Rede ist, mit dem vorigen, durch *coeperuntque*, könnte vielleicht, wenigstens auf den ersten Blick, vermuthen lassen, Plin spreche vom indischen Sardonyx. Nichts desto weniger würde diese Erklärung grundfalsch sein.

Erstlich: weil Plin da, wo er die blinden Sardonyche erwähnt, hinzusetzt, *quæ nunc nomen abstulere*, und also keine andern Steine meinen kann, als die arabischen *Niccoli col velo turchino*, theils, weil sie allein so sehr undurchsichtig sind, theils, weil, wie die Sammlungen geschnittener Steine beweisen, sie bloss von Römern zu Siegelsteinen gebraucht wurden, auch bei ihnen kein andrer Stein, so gewöhnlich, zu diesem Behufe bestimmt war. Man vergleiche der Abhandl. XXXV. und XXXVI. §. Plin kann, unter blinden Sardonychen, bloss die arabischen verstehen, weil kein Sardonyx mit einer rothen Schicht zu den blinden gezählt werden kann, da diese rothe Schicht, ihrem Wesen nach, nie anders als durchscheinend sein kann.

Zweitens: sagt Plin darauf: *nullo Sardarum vestigio arabicae sunt*. Wie kann er also, in der Periode die darauf folgt, in der er so genau die seltenste und vorzüglichste Art des Sardonyx, diejenige mit rothen Sard, beschreibt, vom arabischen Sardonyx sprechen, der, wie Plin vorher sagt, nicht einmal einen Schein vom Sard hatte, weil, setze ich hinzu, seine untere Lage, wie man es jetzt an vielen tausenden bemerken kann, so beschaffen ist, dass sie weder etwas vom rothen, noch vom orangefarbenen, oder braunen, Sard zu besitzen, sondern pechschwarz zu sein, scheint. Plin kommt also hier wieder auf den indischen Sardonyx zurück, und sagt: «man hat angefangen, unter dem Namen Sardonyx, «einen Stein mit einer schwarzbraunen, weissen und rothen Schicht, zu ver«stehen.» Man weiss aber nicht, ob er von einer vergangenen, oder von der Zeit spricht, zu welcher er lebte; so viel aber ist gewiss, dass er eine vorübergehende Mode meint, die um so eher vorübergehend sein musste, da es eine Mode der Männer war, von denen er sagt: *minus certa sunt de quibus viri judicant: Singulorum enim libido, singulis pretia facit*.

scribit²²⁾: tantae alias magnitudinis, ut inde capulos factitarent. Et enim constat ibi torrentibus detegi²³⁾. Et placuisse in nostro orbe, quoniam solae prope gemmarum scalptae ceram non auferrent²⁴⁾. Per-

Saumaise ist zwar derjenige, der diese verdorbene, vorher ganz undeutliche Stelle verbessert hat; er irrt sich aber, wenn er die Worte des Plin, von *coeperunt* an, auf den arabischen Sardonyx zieht.

22) Auch diese Worte bekräftigen meine Erklärung der vorigen Stelle, und beweisen, dass man in ihr von indischen Sardonychen spreche, weil man nach Indien, dem Vaterlande der schönsten Edelsteine, gewiss keine aus Arabien, die durchgängig schlechter, als jene waren, wird gebracht haben. Da die Inder aber weit schönere und kostbarere Edelsteine hatten, als den Sardonyx, der bloss für Griechen und Römer einen bedeutenden Werth haben konnte, weil sie ihn zu Werken der Glyptik verwandten; so war es ganz natürlich, dass sie sich aus den Sardonychen sehr wenig machten, die sie überdiess so häufig fanden, und in so grossen Stücken, dass sie die Griffe ihrer Säbel daraus machen konnten. In dem ganzen Satze aber: *has indis — — — detegi*, spricht Plin im allgemeinen vom indischen Sardonyx, und nicht vom Sardonyx mit rothem Sard, unserm Carneol-Onyx, dessen er gleich vorher gedachte; denn dieser ist immer sehr selten gewesen, und wahrscheinlich nie in grossen Stücken gefunden worden, welches jeder weiss, der sich mit den Ueberresten des Alterthums bekannt gemacht hat.

23) Herr von Veltheim erwähnt in seiner trefflichen Abhandlung, über die Onyx-Gebirge des Ctesias (S. 76), unsre Stelle des Plin, und nennt diese Sardonyche, als Geschiebe von den Einhängen am Indus, Acesines und Ganges. Man vergleiche eine andere Stelle des Plin (L. XXXVII. C. 13. Sect. 67. p. 796.)

24) Man würde sich irren, wenn man diese Bemerkung auf die indischen Sardonyche ziehen wollte. Die Eigenschaft, sich gut und leicht in Wachs abdrücken zu lassen, besass zwar der indische eben so gut, als der arabische, Sardonyx. Da aber Plin sagt: «sie gefielen uns Römern, weil sie fast die einzigen unter den geschnittenen Steinen sind, die sich reinlich in Wachs abdrücken lassen:» so glaube ich, dass man hier arabische Sardonyche verstehen müsse:

Erstlich: weil Plin von Steinen spricht, die sehr gemein bei den Römern müssen gewesen sein, welches man von den tief geschnittenen Sardonychen aus Indien nicht sagen kann, da sie unter den alten Steinen nur sehr selten gefunden werden, und die vorhandenen, überdiess, meistens griechische Arbeiten sind. Man vergleiche den XXIX. §.

Zweitens: weil Plin die bemerkte Eigenschaft einem Steine nicht beilegen kann, der bei den Römern selten war, sie aber einem andern nicht absprechen kann, der sie in eben dem Grade besitzt, und bei ihnen ausnehmend im Gebrauche und in Menge zu Rom vorhanden war.

Hieraus folgt, dass Plin entweder vom Sardonyx im allgemeinen, oder bloss von dem aus Arabien spricht. Das letzte ist mir das wahrscheinlichere. Isidor sagt vom Sardonyx (Orig. L. XVI. c. 8): *Haec sola in signando nihil cerae evellit.*

suasimus deinde et indis ut ipsi quoque iis gauderent²⁵). Utiturque perforatis utique vulgus, tantum in collo²⁶). Et hoc est nunc indicarum argumentum²⁷). Arabicae excellunt candore circuli praelucido atque non gracili, neque in recessu gemmae aut in dejectu ridente, sed in ipsis umbonibus nitente²⁸), praeterea substrato nigerrimo colo-

25) Ueber die äusserst sonderbare Auslegung dieser Nachricht, von Jannon de S. Laurent, sehe man den XLIV. §.

26) Derselbe Jannon de S. Laurent glaubt, dass in dieser Stelle gewisse kleine runde und durchbohrte Kugeln gemeint sind, von welchen er eine Sammlung bei dem Steinschneider Siries sahe. Ich habe mehrere solcher Kugeln vor mir, sie sind aus einem schlechten Stein gearbeitet, und nicht aus Sardonyx, sondern aus Onyx, den S. Laurent, nach allgemeiner Gewohnheit, mit dem Sardonyx verwechselt. Dass dergleichen grosse Onyx-Perlen von den Alten am Halse getragen worden sind, ist nicht unwahrscheinlich, nur glaube ich nicht, dass die Sardonyche, die, wie Plin hier meldet, bei den Indern im Gebrauche waren, aus dergleichen Onyx-Perlen sollten bestanden haben. Ich glaube es nicht, weil Plin, nicht von Onyx, sondern von Sardonyx spricht. Nun finden sich gerade so viele vortreffliche indische Sardonyche, ungeschnittene sowohl, als von griechischen Meistern bearbeitete, die von einem Ende zum andern durchbohrt sind. Diess sind die Halsbandsteine des Plin, die ohnerachtet ihrer, nach unserm Geschmack, zu beträchtlicher Grösse, den Indern eine schöne Zierde sein konnten. Griechen und Römer wagten diese Steine, die sie den Meisterstücken der Glyptik widmeten, sicher nicht zu durchbohren, oder ihnen dadurch etwas von ihrer Schönheit und Dauerhaftigkeit zu benehmen, und hatten sie, schon auf diese Art zugerichtet, und geschliffen, als Halsbandsteine, aus Indien erhalten, wo selbst sie von dem gemeinen Volke, als ein alltäglicher, nichts weniger als seltener, Stein, getragen wurden, da sich die Reichern der kostbarern Edelsteine bedienten. Aus mehrern Beispielen, die ich von durchbohrten Sardonychen kenne, will ich, aus der Kaiserlichen Sammlung, nur zwei anführen. Das eine ist der bekannte vortreffliche Sardonyx, mit dem Harpocrat, welcher Stein in seiner Länge durchbohrt ist. Das zweite Beispiel findet man an einem ausserordentlich schönen ungeschnittenen runden Sardonyx, von drei Schichten, dessen Durchmesser mehr als vier Zoll beträgt. Du Pinet hat hier, wie er es öfters thut, folgende Bemerkung in den Text seiner Uebersetzung eingerückt (l. c. p. 606): *et de là vient qu'on prend pour sardoines (ou cornalines, Du Pinets Randglosse) des Indes celles qui sont percées.*

27) Plin sagt zwar, er habe bis jetzt vom indischen Sardonyx gehandelt, er hat aber schon manches von dem arabischen eingeflochten, wie theils aus meinen Bemerkungen, theils aus seinen ausdrücklichen Worten, zu sehen ist. Auch in der Folge hält er keine strenge Ordnung; man vergleiche die 36. Anmerkung.

28) Was Plin hier vom arabischen Sardonyx bemerkt, ist ganz mit dem übereinstimmend, was man an den Steinen wahrnimmt, die, nach meiner Uebersetzung, für Sardonyche aus Arabien gehalten werden müssen. Man vergleiche

*re*²⁹). *Et hoc in indicis cereum aut corneum invenitur, etiam circuli albi*³⁰): *quaedam in iis caelestis arcus anhelatio est*³¹). *Superficies vero*

den XXXIII. §. Es fragt sich aber, ob Plin von Steinen mit Zirkeln, oder von Steinen mit Schichten spricht. Zu glauben, dass er die letzten verstehe, bestimmen mich folgende Ursachen. Plin sagt: «die arabischen Sardonyche zeichnen «sich auch durch die schimmernd weisse Rundung aus, die nicht von unbeträchtlichem Gehalte ist, sich auch nicht an einer wenig bemerkbaren Stelle des Steins «(*in recessu aut in dejectu*) sondern mitten auf dem höhern Theile (*in ipsis umbonibus*) des Steins, sehen lässt.» Spräche Plin von Steinen mit Zirkeln, so würde er nicht haben sagen können, *candore circuli, neque in recessu gemmae aut in dejectu ridente*, weil jeder Sardonyx, er mag klein, oder gross sein, so geschliffen werden kann, dass der Zirkel in die Mitte des Steins zu stehen kommt. Kurz, Plin spricht hier von einem *en talus* geschnittenen Niccolo oder arabischen Sardonyx, der, wie bekannt, nie anders, und ohne Ausnahme, wie man an tausenden bemerken kann, als auf diese Art, von den Alten, zu Ringsteinen, zubereitet wurde. Der *candor circuli praelucidus, in ipsis umbonibus nitens*, ist offenbar nichts anders, als die weisse Schicht, die auf der obersten Fläche, welche sich an allen diesen Steinen auf dem sanft und schräg herablaufenden schwarzen Grunde zeigt, und daher einen wahren *umbo* bildet. Der Schluss dieser Stelle, *praeterea substrato nigerrimo colore*, zeugt von der Richtigkeit dieser Auslegung, weil man weder *substratum*, noch *radix*, welches eben das sagt, was jenes, von einem Steine mit Zirkeln, der daher keine Schichten hat, sagen kann. Solin bedient sich, vom arabischen Sardonyx, ähnlicher Worte, er sagt (C. XXXVIII. p. 46): *medietas circumitur limite candidante, reliqua nigro finiuntur*. Dieser *limes candidans* ist nichts anders, als der *umbo* beim Plin, und die Worte, *reliqua nigro finiuntur* können nicht auf einen Sardonyx mit Zirkel angewendet werden, auf dessen Mitte sich auch ein schwarzes Feld befindet, sondern bloss auf solche, an denen, wie an den bekannten Sardonychen, bloss dem Rande die schwarze Farbe eigen ist. Aus dieser Ursache ist der Vorwurf unverdient, den Sau-maise dem Solin, wegen der ihm unverständlichen Worte, *reliqua nigro finiuntur*, macht (Exercit. Plin in Solin. C. XXXIII. p. 389. a. D.). Auch irrt er sich, wenn er, auf einem Steine, *radicem* und *zonam* zugleich, sich als möglich denkt, und wenn er, in Solins Worten, Zonen angezeigt findet (Ibid. a. C.), wo der *Limes* nichts anders ist als der *Umbo* des Plin.

29) Hierüber der XXXIV. §.

30) Hier macht Plin, um den arabischen Sardonyx desto deutlicher vom indischen zu unterscheiden, wieder einen Abweg auf die indischen Sardonyche.

31) Auch hier spricht Plin vom indischen Sardonyx, denn im arabischen Sardonyx, der bloss schwarze und weisse Lagen, und keine von gelben und rothen Sard besass, kann weder Mannigfaltigkeit, noch Verschmelzung der Farben, wie im Regenbogen, Statt finden. Im Gegentheil taugt der arabische Sardonyx gerade ganz und gar nichts, wenn seine Schichten sich nicht völlig scharf, und rein von einander abschneiden.

*locustarum maris crustis rubentior*³²). *Jam melleae aut faeculentae, hoc enim nomen est vitio, improbantur*³³), *et si zona alba fundat se, non colligat*³⁴). *Simili modo si ex alio colore in se admittat aliquid enormiter. Nihil enim in sua sede alieno interpellari placet*³⁵). *Sunt et armeniaca cetero probandae, sed pallida zona*³⁶)

32) Hier fährt er fort, von indischen Sardonychen zu sprechen, den rothen Sard besass der arabische niemals, nicht einmal den orangefarbenen. Solin will zwar bloss den arabischen Sardonyx beschreiben, dennoch erwähnt er, aus Ueber-eilung, der Eigenschaften des indischen Sardonyx, indem er vom arabischen bemerkt: *superficies ejus probatur si meracius rubet.*

33) Diesen Fehler haben beide, der indische sowohl als der arabische Sardonyx, zuweilen mit einander gemein. Solin sagt: *arguitur si fuerit faeculentior.*

34) Hier werden Sardonyche mit Zirkel-Linien verstanden. Man vergleiche den XXVII. §.

35) Dieser Fehler betrifft die Sardonyche mit Schichten, die hier gemeint sind.

36) Die Blässe des Weissen, in Steinen mit Zonen, die sich natürlich auch an Steinen mit Schichten finden musste, ist, so wie die übrigen erwähnten Mängel der Sardonyche, auch bei uns ein Anstoss.

Plin scheint die Absicht gehabt zu haben, in dem Abschnitte vom Sardonyx, erst den indischen, dann den arabischen, abzuhandeln. Dieses folgt aus seinen Worten: *et hoc est nunc indicarum argumentum.* Er ist aber, wie jedesmal bemerkt worden ist, diesem Vorsatze mehreremal untreu geworden. Er fand Veranlassung mit dem arabischen anzufangen. Von ihm spricht er bis zur 16. Anmerkung. Von da bis zur 18. Anmerkung, handelt er von dem indischen, darauf aber, bis zur 20., von dem arabischen. Von da geht er sogleich wieder zum Sardonyx aus Indien zurück, bei welchem er sich, bis zur 23. Anmerkung, aufhält, ihn aber bald wieder verlässt, um, 24. Anmerkung, ein Paar Worte vom Sardonyx aus Arabien zu sagen. Was er weiter bis zur 27. Anmerkung sagt, betrifft die indischen Sardonyche. Er will sie verlassen, um sich zu den arabischen zu wenden; kaum aber hat er, bis zur 29. Anmerkung, von ihnen gesprochen, als er wieder Bemerkungen über den indischen vorbringt, mit welchen er, zum Theil, bis ans Ende des Abschnitts fortfährt.

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

...the
...the
...the
...the

ANTWORT AUF DIE EINWÜRFE

GEGEN

DIE UNTERSUCHUNG:

UEBER

DEN SARD, DEN ONYX UND DEN SARDONYX

DER ALTEN.

(Leipzig, 1802.)

ANTWORT AUF DIE EINWURFE

VON

DIE UNTERSUCHUNG:

VON

DR. SARD, DR. OLY UND DR. SANDOZ

EDITE A. A. A.

(Eighth, 1888)

Einleitung.

Hr. Leib-Medicus Brückmann scheint mit der bescheidenen Art, mit welcher ich einige auffallende Irrthümer in seiner Abhandlung über die Edelsteine angezeigt habe, nicht zufrieden gewesen zu sein. Er schrieb gegen meine Bemerkungen eine vorgebliche Vertheidigung, dafür hält er sie wenigstens, deren Inhalt in diesen Blättern gewürdigt werden soll ¹⁾. Im Ganzen ist diese neue Schrift den vorherigen des Hrn. L. M. gleich, das heisst, sie enthält, bei einer noch weniger als mittelmässigen Kenntniss des Mineralreichs, eine solche Schwäche der Beurtheilungsgabe, dass — wie ich im Verfolge dieser Blätter zeigen werde — der Herr Verfasser oft selbst nicht zu wissen scheint, was er eigentlich glaubt, und was er an andern missbilligt. Was den Stil betrifft, so ist die neue Schrift den frühern vorzuziehen, in welchen man oft, kaum mit der grössten Mühe, den wahren Sinn aus verworrenen, leeren, durch grobe Sprachfehler verunstalteten Sätzen, herausklauben kann. Sollte nicht die letzte Schrift einen Freund gefunden haben, der sie, wie Hercules die Ställe des Augias, jedoch nur aus dem grössten, ausgelegt hat? In Ansehung des Titels ist vielleicht noch zu bemerken, dass Mineralogen verführt werden könnten, in dem Werke des Hrn.

1) Der Titel seiner Schrift ist: Ueber den Sarder, Onyx und Sardonyx. Braunschweig, 1801.

L. M. Brückmann eine Abhandlung über die genannten Steinar-ten zu finden, da sie doch bloss das Aushängeschild für einen Klopffechter-Saal sind, auf dem sich der Herr Leib-Medicus, zur Erholung von seinen ernsthaften Geschäften, herumtummelt.

Ich bin nicht willens eine lange Schrift zu schreiben, aus der für die Wissenschaft kein Gewinn entspringen könnte. Ich habe meine Gedanken über die streitigen Steine in der Untersuchung bekannt gemacht, und gelehrte Kenner werden über sie urtheilen. Aber so viel darf ich hier bemerken, dass alles, was ich dort über meinen Gegenstand gesagt, keine Andern abgeborgte Sätze enthält, und dass vor mir noch niemand die Hauptstellen des Plin erwogen und untersucht hatte; denn hätte man dieses gethan, so würde man auf nichts anders, als auf meine Resultate haben kommen müssen. Dass ich die Steine, welche die Alten benutzt, sowohl in der natürlichen als artistischen Gestalt besser kenne, und aus mehrern Ursachen besser kennen muss, als Hr. L. M. Brückmann, wird aus der Vergleichung meiner und seiner Schrift dem sachkundigen Leser einleuchten. Weitläufige Untersuchungen werde ich vermeiden, bloss die falschen Ansichten, Verdrehungen, Inconsequenzen, und die neuen Missgriffe des Hrn. L. M. wird der Leser, so kurz als möglich, ohne Beimischung einiges Ueberflüssigen, angegeben finden.

Prüfung der Vorerinnerung.

Herr Brückmann fängt seine Schrift mit einem hämischen Seitenblick auf das, mir in der That äusserst schmeichelhafte, Urtheil der berühmten Societät der Wissenschaften zu Göttingen an. In wiefern ich den Beifall dieser Societät verdiene, werden nun auch andre sachkundige Männer bestimmen, da die Schrift ganz gedruckt ist. — Lächerlich aber finde ich es, dass Hr. L. M. Brückmann sein Gutachten dem Urtheil einer Societät entgegen setzen will, die Männer in sich fasst, mit welchen sich zu messen Hr. L. M. Brückmann sicher nicht die Verwegenheit haben wird.

Hr. Brückmann will seine Erwartungen getäuscht gefunden, und in meiner «Schrift theils nicht nur die alten Unbestimmtheiten wiedergefunden, sondern sie noch mit neuen vermehrt «wahrgenommen haben.» Ein Urtheil, das bloss aus seinem Verdruß über den nur zu gerechten Tadel, den er von mir erfuhr, und aus wahrer Armuth an richtiger Denk- und Urtheilskraft abzuleiten sein dürfte, weil Mangel an bestimmten und festgezeichneten Begriffen gewiss zu den Fehlern meiner Untersuchung nicht gehöret. Komisch aber ist der anmassungsvolle Ton, den sich der Hr. L. M. zu geben sucht, wenn er sagt: der Verfasser der Untersuchung habe sich keine Kenntnisse in der Mineralogie erworben, und sei daher in die Fehler seiner Vorgänger verfallen. Hat denn dieses der Herr L. M. bewiesen? Glaubt er, dass man dem Verfasser einer Abhandlung über die Edelsteine einen so zuversichtlichen Machtspruch auf sein Wort glauben werde, und hält er sich für den Mann, der in Untersuchungen, wo es auf Interpretation der Alten, vertraute Bekanntschaft mit ihren Kunstwerken, und Kenntniss der Edelsteine, in natürlichem und artistischem Zustande, die man nicht mit Mineralienkrämerei verwechseln darf, ankommt, seine Stimme geben kann? Worauf sich doch dieser Dünkel des Hrn. L. M. gründen mag? Doch nicht auf seine Abhandlung über die Edelsteine, die durchaus von Fehlern wimmelt, und von dem gänzlichen Mangel, auch nur einiger gesunden Kenntniss seines Gegenstandes, gar zu deutlich zeigt? Oder bildet sich etwa der Hr. L. M. so viel auf seine Stein-Sammlung ein? Auch er wäre dann nicht der erste, der unter seinen Schätzen, im Falle er deren anders hat, allein der Fremdling sein könnte! Doch was streiten wir uns hier um Vorurtheile und Meinungen! Hat der Hr. L. M. mich eines Bessern belehrt, hat er die von mir zuerst aufgestellten Behauptungen widerlegt, hat er sich als denkender Mineralog, als wahrer Philolog gezeigt, so treffe mich sein Urtheil, wo nicht, so falle es mit zwiefacher Beschämung auf sein anmassendes Ich zurück.

Alles was Hr. L. M. Brückmann S. V-VI, über die alten Naturforscher vorbringt, ist theils alltäglich, und schon längst bekannt, theils falsch, entschuldigt ihn aber nicht, dass er sie nicht besser zu Rathe zog, und nicht besser verstehen konnte. Dass Theo-

phrast und Plin weder so unbestimmt, noch so verworren sind, hätte ihn eine bessere Einsicht in ihre Schriften sehr leicht überführen müssen. Wenn aber Hr. Brückmann von griechischen und römischen Dichtern behauptet: «sie können nur selten oder gar «nicht einiges Licht über die Kenntnisse der Edelsteine verbreiten», so bekennt er, wie wenig er in diesem Fache der Literatur bewandert sein mag. Was hilft uns die Anführung und das Aufzählen aller der Steine S. V-VI, welche Plin für den Hrn. L. M. nicht deutlich genug beschrieben haben soll? Sollte der Werth der alten Schriftsteller bloß darnach bestimmt werden, in wieferne der Hr. L. M. sie für sich verständlich oder unverständlich befindet, so würde man sie alle als elend und überflüssig verwerfen, und sie höchstens nach Hrn. Brückmanns Ausspruch S. 42. bloß mit gemeinen Steinhändlern, Juwelirern, und Juden, in eine Klasse setzen müssen.

Völlige Unkunde der Grammatik bezeugt sein Tadel S. VII. meiner Schreibart der Worte, Sard, und Plin. Da alle gebildete lebende Sprachen Europens sich diese Freiheit erlauben, warum sollte die deutsche Sprache allein ihr entsagen? Für jetzt nur noch die Frage: woher will Hr. Brückmann sein Wort, Sarder, ableiten? doch nicht aus einer alten Sprache? Ich sage ihm also: Sardius, Sardium, Sarda, kann im Deutschen nicht anders gegeben werden, als Sarde, und Sarder würde nur derjenige vorziehen, dem unsere Sprache noch zu arm an Härten scheinen dürfte. Wenn ich nun aber das schleppende e wegwerfe, so kann man es eben so wenig tadeln, als wenn ich Türk statt Türke schreibe. Wusste der Herr L. M. Brückmann, was er eigentlich tadelte? Ich zweifle; sonst würde er ja nicht immer Solin, Theophrast und Lyncur schreiben. Oder sollte er vielleicht vergessen haben, dass der Stein Lyncurium, und dass beide Schriftsteller, Solinus und Theophrastus heißen müssten? Leider verräth ein Tadel-süchtiger nur zu oft, statt fremder, eigene Mängel; so der Herr Leib-Medicus, wenn er Saph, statt Sapphir, Top, statt Topas, mir einwerfen will, wobei er sogar beweist, dass er die Rechtschreibung des ersten Steins nicht kennt. Schwerlich werden die Leser des Hrn. Brückmanns im Stande sein, bloß auf sein Wort, als ausgemacht anzunehmen; dass Vitellius, Marforius, Anto-

nus, und Pasquinus, ächt lateinische Namen sind. Den ersten und dritten werden sie gelten lassen, die edlen Herren Marforio und Pasquino aber ihm zu besserer Beherzigung empfehlen. Sprachbemerkungen hätten Hr. L. M. Brückmann, und ich wohl nur von Grammatikern zu erwarten. Da er aber seine Kritik auch auf dieses Fach ausbreitet, so sei es mir erlaubt, für ihn einige Fehler zur Warnung auszuzeichnen.

Vorerinnerung, S. IV. theils nicht nur — sondern auch. S. VI. in Plinius; sollte heissen, im Plinius. S. 2. ein mehreres Licht; soll wohl heissen, mehr Licht, oder ein grösseres Licht, nämlich, als ich schon verbreitet habe. Warum macht Hr. Brückmann S. 35. aus Lyncurium, der Lyncur? und S. 38. das Lyncurium? S. 36. Wenn nun gleich — und drei Zeilen weiter: ob wir gleich. S. 47. Unter ein oder anderer Form. Die färöischen Inseln hiessen oben, S. 12. die Färoischen und S. 62. die Färöischen I. S. 59. den Onyx gedachte. Doch ich merke, vielleicht schon zu spät, dass der Fehler ansteckt, also genug hievon.

Prüfung der Vorerinnerung ohne Ueberschrift.

S. VIII. bemerkt der Herr Leib-Medicus, dass man unverdienterweise seine Abhandlung über die Edelsteine ins Russische übersetzt habe, und hierin gebe ich ihm völlig Recht. Es geht der russischen Sprache so wie andern Sprachen, dass, bei der Auswahl der zu übersetzenden Bücher, nicht allemal die gehörige Kritik, und Erforschung des wahren Werths eines Produktes, zu Hülfe genommen wird. Die erste Ausgabe seiner Schrift kenne ich nicht, trage auch kein sonderliches Verlangen sie kennen zu lernen, da ich mich mit seiner zweiten ganz gern begnüge. Uebrigens ist die, auf dieser Seite angenommene, Bescheidenheit in der That lobenswerth, vornehmlich wenn der Herr L. M. mit den Worten jugendliche Arbeiten, ein Prädicat das er seinen Abhandlungen giebt, den Begriff ziemlicher Mittelmässigkeit verbindet. Zudem entschuldigen den Hrn. Verfasser seine ärztlichen ernsthaften Geschäfte satssam S. 2., wenn er in seinen mineralogischen Schüssen

auch nicht immer ins Schwarze trifft, und der Hr. L. M. darf hoffen, dass man von dem Erfolge der letztern nicht auf den Erfolg jener ärztlichen schliessen wird, eine Folgerung, welche, wie man nur zu klar siehet, er sich, durch die Anführung der ärztlichen ernsthaften Geschäfte, ausdrücklich verboten hat.

Ich hebe aus dieser Vorerinnerung eine Stelle aus, welche einiger Erläuterung bedarf. Es sagt Hr. Brückmann S. 2: «Meine hohen Jahre und überhäuften ärztlichen Geschäfte erlauben mir nicht mehr, etwas Vollständigeres in diesem Fache auszuarbeiten, obgleich meine jetzige Mineraliensammlung mir sattem Stoff darbietet, über manche rohe und geschnittene Edelsteinart ein mehreres Licht zu geben.» Ich bin überzeugt, und jeder wird es sein, der Hrn. Brückmanns gedruckte Urkunden in Händen hat, dass er auch dann nicht ein nur irgend brauchbares Werk über die Edelsteine verfassen könnte, wenn ihn weder seine Jahre noch die Last der Geschäfte drücken würde. Er beruft sich zwar auf seine Mineraliensammlung, die so oft in schwierigen Fällen ihm Trost verschaffen soll; allein wie man sieht, dient sie ihm zu weiter nichts als Kleinigkeiten aus Telkobanya, vom Oberstein, und vom Ochsenkopf anzuführen. Sind dies die Herrlichkeiten seiner Sammlung? Glaubt er durch dieses alltägliche Zeug seinen Beruf zum Lehrer in dieser Wissenschaft oder zum Archaeologen an den Tag zu legen?

Prüfung der neuen Bemerkungen über den Sarda oder Sarder.

Vorläufig muss ich bemerken, dass Hr. Leib-Medicus Brückmann sich, in seiner ganzen Schrift, mancher Verdrehungen schuldig macht, dass er auch sehr oft meine eignen Meinungen annimmt, um mich zu widerlegen, welches ich meistens seinem schwachen Gedächtnisse zuschreiben zu müssen glaube.

Hr. L. M. Brückmann giebt mir §. I. S. 3. Schuld, ich hätte behauptet, «dass die Alten unter Carneol und Sard einen wesentlichen Unterschied gemacht hätten. Hierin hätte ich mich geirrt.»

Allein durch Anführung meiner Worte, die er ein paar Zeilen darauf wörtlich einrückt, zeigt er das Nichtige seiner Beschuldigung. Ich sage: Die Alten unterschieden sehr genau die Steine, die wir Carneol und Sard nennen. Habe ich denn hier behauptet, der Unterschied, den die Alten unter beiden Steinen gemacht, bestehe in ganz verschiedenen Grundstoffen? Kann man nicht unter zwei verschiedenen Gattungen einen Unterschied machen, die dennoch zu einer Art gehören, und wo habe ich von einem wesentlichen Unterschiede, am angeführten Orte, gesprochen? Wenn ich in der Folge, von dem Unterschiede zwischen beiden Steinen handle, und ihn wesentlich nenne, so habe ich doch nie eine andre Verschiedenheit gemeint, als die welche wir in Rücksicht der Farben bemerken, und die wir mit Recht wesentlich nennen dürfen, weil die Alten und Neuern vom Sard nur zwei Hauptgattungen kennen, in welchen die Farbe den Unterscheidungspunkt angiebt. Hr. Brückmann will diesen Unterschied nicht wesentlich nennen S. 21, «weil sie eine Steinart und zum Beispiel, ein «schwarzes und ein weisses Pferd nicht wesentlich verschieden sind; «sie sind beide Pferde, obgleich sie sich der Farbe nach zufällig «unterscheiden.» Welcher Scharfsinn! Ich versichere den Hrn. Leib-Medicus, dass ich ihm gegen diese Pferdestall-Philosophie nichts einwerfen werde, bloss so viel bitte ich ihn in Erwägung zu ziehen, dass ein und derselbe färbende Stoff allein doch nicht dieselbe Steinart bald roth, bald gelb, färben könne, dass übrigens sein Beispiel nur dann auf den abgehandelten Gegenstand passen kann, wenn es von seinen Thieren überhaupt nur zwei Racen geben wird, Rappen und Schimmel, und dass er sich dann, wenn es so weit kommen sollte, wohl bekehren und auch unter ihnen einen wesentlichen Unterschied zugeben wird.

Was Hr. Brückmann darauf bis ans Ende des Paragraphen (S. 3-5) vorbringt, sind bekannte Dinge, die nicht hieher gehören. Ich schrieb über den Sard, den Onyx und den Sardonyx der Alten, compilirte aber dabei nicht, wie es Hrn. Brückmanns Sache in seinen Abhandlungen ist, Cronstedt, Justi, und andre, sondern hielt mich an die Alten, um einzig und allein aus ihren Schriften und aus ihren Gemmen darzuthun, was sie unter diesen Steinen gemeint haben. Herr Brückmann wird es mir doch nicht zum

Vorwurf machen wollen, dass ich nicht bekannte Dinge aus andern in meiner Schrift vorgetragen, und dass ich durch Vorzeigung unbedeutender Steinchen aus Böhmen, Sachsen, Schlesien, der Lausitz u. s. w. meine Bemerkungen über die kostbarsten und seltensten Steine Indiens nicht habe verunstalten wollen?

Dass Hr. Brückmann den Unterschied, den die Alten unter dem heutigen Sard und Carneol machten, gerade weg geläugnet hatte, erhellt aus meiner Untersuchung, wo ich seine eignen Worte angezogen ¹⁾: «Es ist der Carneol oder Sarder, ein halbdurchsichtiger rother Edelstein.» Und vorher: «Es hat einigen gefallen unter dem Carneol und Sarder einen Unterschied zu machen, allein die Alten haben es nie gethan.» Diese unstatthafte Behauptung aber nimmt unser Herr Mineralog auf eine kleinliche Weise S. 3 zurück, wenn er im Tone, als widerlege er mich, sagt: «Seitdem man die Benennung Carneol eingeführt hat, haben meines Erachtens die mehresten Schriftsteller den rothen Sard oder Carneol von dem anders gefärbten hinlänglich unterschieden.» Sie hatten also Recht? Hatten sie Recht, warum tadelte er sie dort? Kläglich ist Hrn. L. M. Brückmanns Antwort, auf denselben ihm von mir gemachten Einwurf, S. 20: «Wenn ich sage, dass die Alten unter Sarder und Carneol keinen Unterschied machten, so will dieses nur so viel sagen, dass sie das Wort Carneol nicht kannten, aber nicht, dass sie ihren Sarder nicht auch roth angenommen hätten.» War wohl vor Hrn. Brückmann jemanden die Thorheit in den Kopf gefahren, das Wort Carneol sei Griechen und Römern bekannt gewesen? Der Hr. L. M. hat ja nie an der rothen Farbe, wohl aber an der bräunlichen gezweifelt, warum sagt er also: «dass sie ihren Sarder nicht auch roth angenommen hätten?» Ist das nicht offenbare Verwirrung? Er verwirrt hier von neuem, läugnet, bejahet, mischt fremdes ein, das gar nicht zur Untersuchung gehört, um seine Leser irre zu machen. Die Worte die Hr. Brückmann aus seiner Abhandlung, wörtlich S. 20 anführt, und welche ich, wie er sagt, zu seinem Nachtheile weggelassen: «Der Sarder oder Carneol ist stets roth, und geht von der hellen bis in die dunkelste Farbe, mit mehr oder weniger Durchsichtigkeit, über»;

1) Abhandl. üb. die Edelst. 23. K. S. 201. — zu Lessings Collectan. 1 B. S. 25.

zeigen mehr als zu deutlich, dass er den gelben Sard nicht kannte, oder will er mich vielleicht überreden, er habe unter der dunkelsten Farbe gelblichen und bräunlichen Sard gemeint? Kann der rothe Sard nicht eben so hell, nicht eben so dunkel sein, als der gelbe? Wie originell ist dieses Verfahren des Hrn. Leib-Medicus, der sich mit seinen eignen Worten, in der Absicht sich zu vertheiligen, widerlegt! und um sich zu vertheidigen, in neue Abgeschmacktheiten verfällt!

Doch ich gehe wieder zurück zu S. 4. Indem hier Hr. L. M. Brückmann fremdartige Bemerkungen einmischt, geräth er in seiner Redseligkeit wieder auf neue Irrthümer. Er sagt: «Weil die «rothe Farbe des Sarders die schönste, seltenste und angenehmste «war, gab man ihr den Vorzug, besonders wenn sie ein schönes, «hohes, feuriges Scharlachroth darstellte, und dabei rein und durch-«sichtig war.» Woher will Hr. Brückmann in aller Welt beweisen, dass der rothe Sard schöner, und seltner sei, als der gelbe? Hat er nicht den Begriff vom gelben und vom durchsichtigen Sard aus meiner Untersuchung geraubt, da er sonst überall bloss von halbdurchsichtigem, so wie bloss von rothem Sard sprach? Hat Hr. Brückmann scharlachrothe Sarde gesehen? Er erlaube mir zu bemerken, dass aus diesen Sätzen deutlich genug sich ergibt, dass er vergisst wovon er spricht. Wer von durchsichtigen scharlachrothen Sarden redet, kennt den Sard nicht, und es ist erbärmlich, dass ein Mann, der solche Behauptungen aufstellt, mir Mangel an Kenntniss der Steine über die ich schrieb vorwirft, ohne auch nur einen seiner Vorwürfe zu beweisen, und selbst von Dingen aus seiner eigenen Sammlung schwatzt, wie vom Manne im Monde.

Nichts bedeutend ist das Urtheil des Hrn. L. M. über Theophrast S. 4, der vom Sard, so wie von andern Steinen, zwei Geschlechter, das männliche und das weibliche, angiebt. In meiner Untersuchung, war vom Sarde der Alten die Rede, man musste bestimmen, welche Steine wir jetzt unter diesen Geschlechtern verstehen sollen, und es ist daher überflüssig, wenn Hr. Brückmann die Alten tadelt, da er nicht einmal so viel Steinkenntniss und Beurtheilungskraft besitzt, sie so zu verstehen, wie sie sind. Herr Brückmann nennt diese Eintheilung beim Theophrast, eine sehr «unbedeutende Sache»; könnte Hr. Brückmann aus den Schrif-

ten der Alten und aus den vorhandnen Naturschätzen das Bedeutende ausheben, so würde man sich weniger wundern, dass er eine so treffende Eintheilung des Sardes in braunen und rothen, oder in weiblichen und männlichen, unbedeutend nennen kann. Aber in seiner Abhandlung über die Edelsteine ist weder diese unbedeutende Eintheilung richtig erklärt, noch sonst etwas Bedeutendes zu finden.

Weshalb schreibt er auf derselben Seite: «Ueberhaupt sind die «Mischungen und Uebergänge der Sarderfarben so mancherlei und «verschieden, dass es oft schwer halten würde, einen Sarder zum «Männlichen oder Weiblichen zu zählen»? Will er hiermit mich etwa widerlegen? oder macht er diese Bemerkung zum Besten der Leser? Wie geräth er auf die Gedanken von rothem und braunem, das ist, von männlichem und weiblichem Sard, zu reden, er, der in von mir, und von ihm selbst, wörtlich angezogenen Stellen seiner Schrift, blos von der rothen, und was noch mehr ist, von der Scharlachfarbe der Sarde spricht? Der Herr Leib-Medicus hat sich wieder auf eine nicht gewöhnliche Art blossgegeben, und was er aus meiner Schrift schöpfte, fast mit denselben Worten mir mit weiser Miene aufgetischt. Ich sage in meiner Untersuchung S. 22. (91.): «Doch giebt es zwischen beiden Steinen eine Menge sich in einander verlierender Abstufungen, indem mancher Carneol sich dem «Sarde, und mancher Sard dem Carneol in der Farbe sich nähert.» Sollte Hr. L. M. Brückmann nicht Bedenken tragen, bei der nur ihm eignen Art von Dünkel, in Widerlegungen andrer, so offenbare Diebstähle zu begehen, und sie belehren zu wollen, sie, aus denen er selbst schöpfte?

Was von jemandes mineralogischer Kenntniss zu halten sei, der fragen kann S. 4: «Wenn Theophrast bloss die rothen die «weiblichen, und die braunen die männlichen nennt, wohin soll «man die braunrothen, und rothbraunen zählen?» überlasse ich jedem zu bestimmen, der dazu Lust hat. Wenn aber S. 5 Herr Brückmann bemerkt: ich hätte μελαντερον mit schwarz übersetzen sollen, so schreibe ich dieses nicht sowohl seiner in der Folge noch weiter bewiesenen Unbekanntschaft mit der Mineralogie, sondern vielmehr seiner Unkunde der griechischen Sprache zu.

Was Hr. Brückmann §. II. S. 5. über des Plin Bemerkung

vom Sarde sagt, indem er die vom Plin genannten Gattungen durchgeht, ist überflüssig, theils hatte ich dasselbe schon zuvor in meiner Untersuchung S. 12-18 (87-89.), angeführt, theils ist Hr. Brückmann schwerlich im Stande, etwas zum bessern Verstande dieser Stelle beizubringen, und mich sucht er dabei ja auch nicht zu widerlegen. Wozu also alles? Hierbei ist aber noch zu erinnern, dass Hr. Brückmann mich abermals missversteht, und meine Worte verdreht, wenn er vorgiebt, ich hätte ihn getadelt, weil er gemuthmasst, «man hätte ein Silberblatt unter einen weisslich-rothen Sarder gelegt». Ich tadelte nicht seine Muthmassung, sondern fand, dass er wiederum den Plin nicht recht fasste, indem er ihn von einer weisslich-rothen Art des Sard reden lässt, welchen Plin nicht kannte, sondern bloss der so grosse Kenner Hr. L. M. Brückmann, und allenfalls die hausirenden Mineralienkrämer und Juden, deren Meinungen anzuführen er so oft für gut findet.

Wird wohl jemand Achtung für Hrn. Brückmanns Kenntnisse der Edelsteine haben können, wenn er S. 5 liest: «Es giebt wirklich einige Arten, die durch Alter und Abnutzung ein fettiges Aussehen haben, wenn wir die Worte des Plin so verstehen wollen, dass diese Sarder a pinguedine, Demium, genennet worden.» Wie? Edelsteine sollen durch Alter und Abnutzung ein fettiges Aussehen bekommen? Wahrhaftig wer solche Sachen schreiben kann, beweist, dass er eigentlich nicht schreiben, sondern erst lernen sollte!

Im III. §. S. 6 bemerke ich eine Stelle, die zu zeigen scheint, dass Hr. L. M. Brückmann entweder mich nicht verstehen wollte, oder meine Schrift zu einer Zeit las, wo ihn ernsthafte Geschäfte zu sehr zerstreuten, um, in wissenschaftlichen Untersuchungen, die er vielleicht, wie man aus jenem Beiworte fast schliessen sollte, für spasshafte Geschäfte hält, die klärsten Sätze, so wie ich es von jedem Leser erwarte, fassen zu können. Es giebt mir nämlich der Herr Leib-Medicus schuld, behauptet zu haben, «dass die schönen und grossen Sarder und Sardonyche der Alten, vom alten und neuen Felsen (ich sprach weder vom alten noch vom neuen Felsen) welche Ctesias in die heissen Gebirge Indiens verlegt hat, sich nicht mehr finden, allein wie können wir dieses behaupten,» setzt er hinzu, «und woher können wir wissen, ob nicht in ge-

«dachten Gebirgen noch ein beträchtlicher Vorrath vorhanden ist?» Warum Hr. Brückmann den Ctesias hier vom alten und was noch mehr ist, vom neuen Felsen reden lässt, mögen die Juden und Steinhändler verantworten, deren Terminologie stets seinem Gedächtnisse vorschwebt. Ich muss nur noch erinnern, dass die Benennungen, die er Steinchen seiner Sammlung aufschrieb, nichts mit dieser Untersuchung zu thun haben. Ich hatte in dem von ihm angeführten Satze bemerkt, dass jene edlern Arten der erwähnten Steine jetzt nicht mehr gefunden werden, warum? weil die vom Ctesias ihnen zum Vaterland angewiesenen Gegenden für uns Europäer fast ganz unzugänglich sind, nicht aber weil, wie Herr Brückmann aus der ihm eignen Uebereilung mir schuld giebt, diese Gegenden jene Steine nicht mehr enthielten. In meiner Untersuchung §. XXXII. S. 104. (124.) sagte ich ja verständlich genug, dass zur Wiederfindung aller der trefflichen Steine, deren sich die alten Dactylioglyphen bedienten, man sich die Schrift des Grafen von Veltheim zum Wegweiser wählen müsse! Wenn auch niemand so gerade zu behaupten wird, dass sich die Kenntnisse des Hrn. Leib-Medicus in der Mineralogie lediglich auf Liebhaberei für seine Sammlung beschränken, und dass diese zuweilen in eine beinahe kleinliche Mineralienkrämerei auszuarten scheine; wenn auch der Kenner seine Abhandlung über die Edelsteine deswegen nicht gänzlich verwerfen wird, weil sie mehr eine unkritische Sammlung fremder Urtheile und Bemerkungen, als ein für sich bestehendes und durchdachtes Ganze ist; so darf man dennoch vom Hrn. Leib-Medicus in Rücksicht so mancher Behauptungen keine hinlängliche Einsicht in die Schriften der Alten, noch, wie wir nach Maassgabe der zuletzt angeführten Bemerkungen des Hrn. L. M. schliessen können, Bekanntschaft mit den neusten Schriften der Engländer, die der verstorbene Graf von Veltheim so gut benutzt hatte, von ihm erwarten. Aber die von ihm angezogene Schrift des Veltheim hätte der Herr Leib-Medicus doch gewiss mit mehr Aufmerksamkeit ansehen sollen, denn da würde er, zu seiner Befremdung, gefunden haben (Ueb. d. Onyx. Geb. d. Ctesias, S. 73.), dass Veltheim, auf den ich mich berief, bemerkt: «wie wenig «Hoffnung zur Wiederentdeckung jener Steine in dieser «Gegend Indiens vorhanden sei. Eine der rohesten, un-

«duldsamsten, wildesten und grausamsten Nationen beherrscht jetzt diese ganze Gegend.

Was Hr. Brückmann S. 7. über die Sarde, von welchen ich in meiner Untersuchung S. 19. (89.) gesprochen hatte, und andere Steine seiner Sammlung vorbringt, ist überflüssig, und beweist nichts gegen mich. Es sind Sätze, die nicht einmal von einer alltäglichen Kenntniss der Edelsteine, von welchen die Rede ist, oder von einer nur entfernten Bekanntschaft mit den Steinarten, deren sich die alten Künstler zu ihren Werken bedienten, zeugen können. Was Hr. Brückmann von der grössten Reinigkeit dieser Sarde sagt, die in seiner Abhandlung völlig für den *Sarda nobilis* der Alten, wie er ihn nennt, gehalten werden, beweist, dass er die trefflichen Sarde aus Indien nie gesehen. Würde er sonst den Sard einen halbdurchsichtigen Stein genannt haben? Ich rede S. 20. (90.) meiner Untersuchung von der Seltenheit des vorzüglichsten indischen Sardes; was thut Hr. Brückmann? Er spricht, indem er mich zu belehren glaubt S. 7-8, von eben dieser Seltenheit, mischt, bei seiner so oft zu ausführlichen Weitläufigkeit, über den Demant und Saphir einiges bei, und beweist dem wahren Kenner durch seine Behauptung: «unter den vielen türkischen, persischen und arabischen Siegelsteinen finden sich sehr häufig noch die schönsten «dunkelrothen Sarder», dass er nie gewusst, was die edelsten Sarde der Alten eigentlich für Steine sind. Ich habe von solchen Petschaften mit morgenländischer Schrift eine ungemein grosse Anzahl der ausgesuchtesten vor den Augen, und noch ausserdem sehr viele gesehen, da diese Steine vor einiger Zeit gar sehr gesucht wurden, aber noch nie einen Stein gefunden, der sich auch nur dem mittelmässigen und weniger schönen Sarde der Alten genähert hätte, und Hr. Brückmann verräth allerdings in diesem Urtheile, bei der ungereimtesten Anmassung von Kennerschaft, sehr geringe Kenntniss seines Gegenstandes.

Wie gut sich Hr. L. M. Brückmann gegen meine Vorwürfe von gänzlicher Unerfahrenheit in dem Fache, das er zu behandeln unternahm, und die ich in meiner Untersuchung mit nur zu kräftigen Beweisen unterstützte, vertheidige, davon findet man S. 9. einen neuen Beweis. Hier giebt er mir schuld, ich hätte behauptet: «dass die indischen rothen Sarde, die wir jetzt Carneole nennen,

«nie anders als durchsichtig wie Krystall, rein und feurig, also nie «trübe und wolkig vorkommen. Allein», setzt er hinzu, «warum «sollen wir ihm dieses so gerade auf sein Wort glauben? und wo- «her nehmen wir hiezu die Beweise?» Auch hier glaubt Hr. Brückmann mich zu widerlegen, wenn er meine Sätze erst dann anführt, nachdem er sie vorher mit seinem eignen Unsinne reichlich besudelt hat. Ich sage im IV. §. meiner Untersuchung, S. 21. (90.): «Beide Gattungen des schönsten indischen Sardes, die wir jetzt orientalische Carneole und Sarde nennen, sind, gegen das Tageslicht gehalten, völlig durchsichtig und klar wie ein Krystall, besitzen viel «Feuer, und sind nie trübe und wolkig.» Wenn ich hier ausdrücklich bloss die schönste und edelste Gattung erwähne, bestreite ich dadurch das Dasein trüber und weniger schöner Steine, welche unter den Gemmen der Alten den grössten Theil ausmachen, und von deren Existenz Hr. Brückmann, durch so viele Stücke in seiner Sammlung, leichter als von dem Dasein jener überzeugt sein musste? eine Ueberzeugung, die man ihm ganz gerne lassen wird. Er setzt hinzu (S. 9.) «dass unsere Steinhändler und Juwelierer fast alle «Steine orientatisch nennen; so bald sie schön sind.» Habe ich aber nicht manche falsche Benennung dieser Leute noch vor Hrn. Brückmann getadelt, und in so vielen Stellen das Abgeschmackte, Lächerliche und Unstatthafte so vieler neuen Benennungen der Steine, welches Hr. Brückmann freilich von mir nicht geahnet hatte, gezeigt? Und kann er mit dieser alltäglichen Bemerkung beweisen, dass die vortrefflichen Gemmen der Alten orientalische Steine und keine indischen sind, weil Steinhändler und Juwelierer sie jetzt in ihrer Einfalt so nennen?

Besässe Hr. Brückmann weniger Eigenliebe, so würde er nicht Behauptungen vorbringen, wie die S. 9: «und eben dieser «Fall war es gewiss auch bei den Alten, dass sie alle vorzüglich «schöne Steine indische nannten.» Weiss er nicht, dass Plin ausdrücklich die indischen und die arabischen Sarde, nach ihren Kennzeichen, beschreibt, dass er ferner die ägyptischen und die Sarde aus Leucadien, Parus, und Assus, nicht obenhin erwähnt? Warum will er also das Andenken des Plin und der griechischen Naturforscher schänden, indem er sie mit Steinhändlern, Juwelieren und Juden in eine Klasse setzt? Uebrigens bestätigt Hr. Brückmann

alles was ich von seiner Kenntniss unsrer Steine mehr als einmal angemerkt habe, wenn er sagt S. 9: «es finden sich in Europa «z. B. in Böhmen, Sachsen, Schlesien, der Lausitz, in Island, Sar- «der von allen Abstufungen von Schönheiten und Fehlern.» Wer mit dergleichen Sätzen öffentlich auftritt, begiebt sich freiwillig aller Ansprüche auf Kenntniss und Einsicht. Ueberhaupt müsste man dem Hrn. Leib-Medicus rathen, sich nie mit der Kritik der Alten zu befassen, nie sie erklären, nie Etymologien liefern zu wollen. Er bleibe bei der Liebhaberei zu seiner Sammlung, zeige mit der Miene eines tiefen Kenners seine Stücke vor, wage sich aber ja nicht an Untersuchungen weder mineralogischer noch philologischer Art, wenn er nicht geflissentlich verlangt, dass man seine Meinung von ihm noch tiefer herabstimmen solle.

Hr. Brückmann beehrt mich S. 10. mit seinem Beifall, indem er mir dabei eine derbe Abgeschmacktheit unterschiebt, die ich nie sagen konnte. Er lobt mich, weil ich behaupte, dass die Alten die «durchsichtigen Steine, bloss geschliffene, vorzüglich «vertieft geschnittene in offene Kästen fassten.» Was soll das bloss geschliffene, vorzüglich vertieft geschnittene Steine, sagen? Glaubt Hr. Brückmann wohl, dass man damals, wie zu Prometheus Zeiten, rohen Felsen im Ringe getragen, oder gehören die tief geschnittenen Steine zu den geschliffenen? Bewahre der Himmel jedweden vor den Lobsprüchen eines Kenners, der selbst nicht weiss was er will!

Wenn §. VI. S. 10. Hr. L. M. Brückmann vom Topas sagt: es bleibe eine ungewisse Sache, ob die Alten in ihren Chrysolith geschnitten, so beweist diese Aeusserung nichts gegen mich. Herr Brückmann mischt dabei wieder manches Alltägliche längst bekannte ein.

Auch S. 11. beehrt mich der Herr Leib-Medicus nochmals mit seinem Beifall, allein er verbittert mir die Zufriedenheit, die ich allenfalls über seinen Ausspruch haben könnte, durch eine unge reimte Voraussetzung. Herr Brückmann glaubt nämlich, dass die von Vettori erwähnten Gemmen, «wahrscheinlich fein und körnig «getropfte oder stalactitische Chalcedone, Onyxen, Carneolen oder «Achate sein möchten.» Leicht möglich, würde ich dem Herrn Brückmann antworten, wenn er mir vorher bewiesen hätte, dass

die Alten einfältig genug gewesen wären, sich Gemmen von guten Künstlern schneiden, die hintere Seite aber in ihrem natürlichen rohen Zustande zu lassen, um die Gemme als Ringstein tragen, sie aber auch zugleich in eine Mineralienbude legen zu können. Man sieht nur zu deutlich aus dem Gesagten, wie eine beinahe kleinliche Mineralienkrämerei, bei keinem Ueberflusse von Beurtheilungskraft, gewürdigt zu werden verdient.

Was S. 11-12. über die Hornsteine aus der Pfalz von Krebsiern und Fischrogen gesagt wird, ist theils Anfängern bekannt, theils gehört es nicht in die Widerlegung einer Untersuchung über den Sard der Alten.

Im VIII. §. S. 12. begiebt sich Hr. L. M. Brückmann wieder auf ein Gebiet, das er nie verlässt, ohne einige Wunden davon zu tragen. Er will nämlich bestimmen, was der Morio des Plin eigentlich gewesen. «Es sei ihm nicht unwahrscheinlich», bemerkt er, «Plin spreche von ganz dunkeln Granaten.» Mich hier in neue Untersuchungen einzulassen, um das Unstatthafte einer leeren Vermuthung des Hrn. Leib-Medicus zu zeigen, die er bloss mit «es sei ihm nicht unwahrscheinlich» unterstützt zu haben glaubt, würde zweckwidrig sein, da gegenwärtige Schrift keine neuen Auseinandersetzungen enthalten, sondern bloss eine Beurtheilung der neusten Schrift des Hrn. Brückmann sein soll. Bei einer andern Gelegenheit werde ich zeigen, mit welchem Namen die Alten die Granaten der Neuern belegten, eine Sache, die Hr. Brückmann freilich nicht errathen kann, die er aber eben so wenig wird widerlegen können, als alles was ich über den Sard, den Onyx und den Sardonyx gesagt habe. So viel indessen über Hrn. Brückmanns unerwiesene Vermuthung von dem Morion der Alten. Nur noch ein Wort über die Herleitung welche dem Steine Morion gehören soll. «Vielleicht» sagt Hr. L. M. Brückmann, «komme es «von *Μορέα* her»; dann müsste, antworte ich ihm, der Stein aber Moreon, nicht Morion, heissen. Warum will Hr. Brückmann nicht lieber Morion von *Μωρέα* herleiten, und zugleich, durch eine feine Satyre, so manchen Etymologen von dergleichen Irrwegen zurückschrecken?

Was in der Folge über Pramnion aus dem ehrlichen Scapel dem Leser aufgetischt wird, ist Schulknaben bekannt.

S. 14. giebt mir Herr Brückmann einen andern Irrthum schuld, bloss weil er mich nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Ich sage S. 38. der Untersuchung: «Es irren sich daher «de Boot, Laet, Agricola, und Martini, die ersten, wenn sie «unter Pramnion böhmische Topase und andre abendländische Steine «verstehen wollen, der letztere, wenn er im Pramnion unsern «Rauchtopas zu finden glaubt, weil im Topas gar keine Aehnlichkeit mit dem Morio der Alten gefunden werden kann.» Was macht Hr. Brückmann aus dieser Stelle? Nachdem er die genannten Schriftsteller unter seinen Schutz genommen, sagt er von mir, ich «begehe hier selbst einen Irrthum, wenn ich unter böhmischen «Topasen und Rauchtopasen einen Unterschied mache, denn beide «sind einerlei Steinarten, gar keine Topase, sondern bloss mehr «oder weniger durchscheinende braune und schwärzliche Bergkrystalle, deren einige, gegen das Licht gehalten, einen röthlichen «Schein geben.» Der Leser vergleiche meine Worte mit dieser erzwungenen Beschuldigung — und bemitleide den Mann der so etwas schreiben konnte!

Was Hr. L. M. Brückmann S. 14. weiter von Krystallen aus seiner Sammlung dem Leser vorzeigt, gehört nicht hieher, und beweist nur des Sammlers Kleinlichkeit und Unkenntniss dessen was zur Sache gehört.

S. 15. las ich zweimal, wegen des Beifalls, den mir der Herr L. M. Brückmann auf dieser Seite zunickt, und den ich bis jetzt nie gesucht habe. Leider finde ich auch hier wieder einen Vorrath alltäglicher Dinge, welche, was noch schlimmer ist, gar nicht hieher gehören.

S. 15. wird auch der Steinschneider Döll erwähnt, und ich enthalte mich alles Urtheilens über ihn, da ich nie etwas von seiner Hand gesehen habe. Die Steinkenntniss des Hrn. Brückmann erscheint aber, trotz seiner Anmassung, in einem kläglichen Lichte, da ihn erst die Nachricht des Hrn. Döll belehren musste, dass der bläulich graue Chalcedon weit schwerer zu bearbeiten ist, als der rothe Carneol, was er von jedem Juden in Braunschweig hätte erfahren können.

Dass uns Hr. Brückmann erzählt S. 16, untergrabne Steine liessen das Siegellack eben so wenig fahren, als ein durch wieder-

holtes Siegeln warm gewordner Stein, ist etwas so gemeines, dass man sich ärgern muss Papier damit bedruckt zu sehen. Vielleicht siegelten die Alten nie mit warm gemachtem Siegelwaxse, sagt Hr. Brückmann eben daselbst, allein aus diesem nichtssagenden Satze folgt doch auch gar nichts, was nur einigermaassen hieher gehören könnte!

S. 17. wieder eine ganze Seite von Demantspath, womit, so wie mit ähnlichen fremdartigen und bekannten Dingen, Hr. L. M. Brückmann sein gehaltarmes Buch hat anschwellen wollen. Wenn man solche Dinge schreiben will, dann ist es freilich keine Kunst Bücher zu machen!

Dieselbe Seite §. X. enthält einen neuen Ausfall auf mich, der aber auch wieder zum Nachtheil des Angreifers abgelaufen ist. Ich sage §. X. S. 42. (99.) der Untersuchung: « Von den Käfern der Alten
« sind einige aus sehr schönen Carneolen und Sarden gearbeitet. Ist
« die Arbeit gut und fleissig ausgeführt, so hat man auch gewiss
« einen schönen Stein vor sich. Diejenigen Käfer aber welche die
« grösste Anzahl ausmachen, und alle aus einer Schule herzufließen
« scheinen, sind sämmtlich aus einer weit weniger klaren und feu-
« rigen Art Carneole gearbeitet.» Im XI. §. S. 43. (99.) sage ich:
« Sonderbar ist es, dass man fast nie, oder äusserst selten, unter der
« zuletzt genannten Gattung von Käfern, einen in braunen Sard ge-
« schnitten findet. Wahrscheinlich hatte irgend ein Vorurtheil des
« Volksglaubens, in der Wahl des rothen Sardes, unsers Carneols,
« zu diesen Amuleten den grössten Antheil.» Hr. Brückmann fängt nun mit leeren Bemerkungen an, indem er meine eignen Sätze fast gänzlich paraphrasirt, und mit jeder Zeile seine Unbekanntschaft mit der Sache, von der er spricht, verräth. Ihm sind weder die berühmten Käfer von der vollendetsten Ausführung, und aus den trefflichsten Steinen, noch die zweite, von mir ausdrücklich benannte Klasse, bekannt, auch kann nur ein Fremdling in der alten Kunstgeschichte, von Käfern aus Aegypten, und Hetrurien, mit Hinweglassung der griechischen, sprechen. Dass er aber entweder aus unverzeihlicher Uebereilung oder geflissentlich meine oben angezogenen Worte nicht verstand, folgt aus S. 19. seiner Schrift. Da giebt er mir schuld ich glaube: « dass ein Vorurtheil des Volksglaubens
« bei den Alten zu diesen Käfern nur die rothen Sarde oder Car-

«neole bestimmt habe, und dass man nie oder selten einen Käfer «aus braunem Sarde antreffe.» Mit Kennerdünkel setzt Hr. L. M. Brückmann hinzu: «Seltener habe auch ich die braunen gesehen; «doch» — nun was? frage ich — «sind sie vorhanden.» Ei ei! wie zuversichtlich! habe ich denn dieses geläugnet, habe ich nicht ausdrücklich von rothem und braunem Sarde gesprochen, und habe ich nicht, mit klaren Worten, bloss einer zweiten geringern Klasse der Käfer den rothen Sard, beinahe ausschliesslich, angewiesen?

Wäre des Hrn. L. M. Brückmann Abhandlung über die Edelsteine eine bessere Arbeit als seine neuste Schrift, so würde man das Abgeschmackte der letztern auf Rechnung seiner Jahre schreiben. Da aber jene Schrift gerade von eben dem Schlage ist, als seine letztere, so ergibt sich nur zu klar, dass gründliche Kenntniss der Mineralogie, und richtige Urtheilskraft, ihm zu jeder Zeit gemangelt habe.

Ebendasselbst versichert uns Hr. L. M. Brückmann: «man «sieht sie (die Käfer) von Chalcedon, von hellgrünem Jaspis.» Wer hat je bezweifelt, dass die Aegypter in diese Steine Käfer geschnitten? Die Käfer der Aegypter gehörten aber nicht dahin, wo ich einzig und allein von den Käfern der Griechen sprach. Bei allem Dickthun scheint der Herr L. M. nicht zu wissen, dass die Aegypter, ausser den paar Steinen, die er aus der herzoglichen Sammlung und aus seinem oft gepriesenen Vorrathe anführt, auch aus Granit, Thon- und Hornstein-Porphyr, Hornstein, Obsidian, Feldspath, Nephrit, Topfstein, Haematit, Amethyst, und andern Steinen, auch in Knochen, Käfer geschnitten, und in Thonerde geformt haben, wozu ich ihm die Belege aus der Russisch-Kaiserlichen Sammlung, und aus andern, sehr leicht nachweisen könnte, und die er, bei allen von sich gerühmten Einsichten in die Mineralogie, vielleicht kaum mit vieler Mühe, den Steinen, denen sie angehören, zuzuweisen im Stande sein würde.

Alles was im XII. §. 19-20. gesagt ist, habe ich schon oben beleuchtet, und widerlegt. Jedoch ist Hrn. Brückmanns unglücklicher Hang zur Etymologie einer kurzen Erwähnung werth. Er behauptet, die Alten hätten den Carneol, Sardion, Sardum und Sardam genannt. Allein wenn Hr. Brückmann die Namen unsres Steines anführen wollte, so hätte er es mit mehr Genauig-

keit thun, und Sardus, als falsch gänzlich weglassen sollen. Folgende Namen hatte der Stein bei den Alten: Sardius, Sardium, Sarda und Σάρδη, Benennungen welche den edlern Gattungen zukommen, da man unter Sardo und Sardonius geringere Arten, und vorzüglich die, welche in Sardinien gefunden wurden, verstand. Hiervon künftig mehr. Sardus aber konnte Hr. Brückmann in keinem bewährten Schriftsteller finden. Doch mit einer Schrift, die nicht der Berichtigung und Verbreitung mineralogischer Kenntnisse gewidmet war, und bei deren Abfassung es dem Verfasser nicht darauf ankam, ob das Buch, das er ausschrieb, gut oder schlecht war, darf man es nicht so genau nehmen. Wen darf es nach dieser Voraussetzung zum Beispiel befremden, dass Hr. Brückmann auf eben dieser Seite sagt: «sein (des Sardes) ältester Name soll Cactonites gewesen sein?» Wer anders, als Hr. Brückmann, würde den unsaubern Tröster ausgeschrieben haben, der solchen Unsinn vorbringen konnte? Wer anders als Hr. Brückmann würde diesen Unsinn mit einem andern Unsinn vertauscht, und statt des leidigen Cactonites, Sardonites vorzuschlagen sich die Mühe genommen haben? Wer anders als Hr. Brückmann würde Unsinn auf Unsinn gehäuft, und hinzugesetzt haben: «welches Wort (das kauderwelsche Sardonites) denn doch «einen Stein aus Sardes anzeigen würde, weil hier (wo man vom «Sard handelt) von einer Diestelart oder andern stachlichten Frucht «wohl nicht die Rede sein kann!!!»

Hr. Brückmann fährt S. 21. fort, mir schuld zu geben, ich mache einen wesentlichen Unterschied unter Carneol und Sard, wie es scheint bloss um das Abgeschmackte seiner, von mir in ihrer Blösse aufgestellten, Sätze zu bemänteln. Auch giebt er sich vergeblich Mühe, seine grundlose Beschreibung beider Steine, in welcher er sie halbdurchsichtige rothe Steine nennt, durch einen Schwall von Worten und durch läppische Beispiele zu beschönigen, und seinen Irrthum zu verstecken. Das Nichtige jenes Vorgebens habe ich oben gezeigt, und die Stelle wo er den rothen und braunen Sard mit Rappen und Schimmeln, und also wohl auch eine Mineraliensammlung mit einem Pferdestalle, vergleicht, beleuchtet.

S. 22. berührt Hr. Brückmann die Stelle meiner Untersuchung S. 45. (99.), wo ich ihm Mangel an Kenntniss des Sardes zuschreibe,

und ihn deren überführe, indem ich das Falsche seines Satzes: «es
«ist der Carneol oder Sarder ein halbdurchsichtiger rother Edel-
«stein,» zeigte. Denn setze ich dort S. 45. (100.) hinzu, «Carneol und
«Sard bei den Neuern sind wesentlich verschiedene Steine (das heisst
«eine braune Gattung ist keine rothe) und der indische Carneol so
«wie der indische Sard sind völlig durchsichtig. Herr Brückmann
«lässt also gerade die einzig edle Gattung hinweg.» Aus dieser
meiner Bemerkung ergiebt sich für jeden Mann von reifer Urtheils-
kraft, dass ich auch unedlere indische Sarde annahm, da ich Hrn.
Brückmann den verdienten Vorwurf machte, er lasse gerade in
seiner Definition die einzig edle Art hinweg, und er spreche bloss
von schlechten Gattungen, und nur Hr. Brückmann war im Stande
dieser meiner Bemerkung einzuwerfen S. 22: «Welcher Mine-
«ralog wird je annehmen, dass in Indien alle Carneole und Sarder
«völlig durchsichtig gefunden werden!»

Was Hr. Brückmann von den durchscheinenden und edel-
sten Arten der Sarde auf derselben Seite hinzusetzt, verdient keine
Widerlegung, er hatte noch nie einen Sard von der vollkommen-
sten Gattung gesehen, und dieses ist ihm eher als sein anmassender
Ton, und seine schlechte Kenntniss anderer Steine, zu Gute zu halten.

Wäre die Denkkraft des Hrn. Brückmann nicht in einem so
seltnen Grade unzureichend und schwach, so würde er meine bei-
läufig gemachte Anmerkung, über ihn und Hrn. Wad, sicher rich-
tig gefasst haben. Mein Grundsatz ist, bei dergleichen Untersuchen-
gen, stets vor der nähern Beschreibung eines Steins, zu bestimmen,
welchen Namen er bei den Alten hatte, und was sich diese bei die-
sem und jenem Namen für Steine dachten. Dieses that ich in mei-
ner Untersuchung, und man sollte eigentlich nie einen griechischen
Namen eines Edelsteins einem Steine beilegen, ohne zu untersu-
chen, ob er denselben auch bei den Alten besass? Hätte man diesen
Grundsatz immer beobachtet, so würde man den grössten Theil so
mancher Verwechselungen vermieden haben. Allein von solchen
Grundsätzen der Kritik weiss Hr. Brückmann nichts. Ich kann
also mit eben so nachdrücklichen Gründen als ich in meiner Unter-
suchung über den Onyx und den Sardonyx für wahre Kenner ge-
braucht habe, beweisen, dass der Chalcedon der Alten schlechter-
dings nicht unser heutiger Chalcedon ist, und darum fand ich es

völlig abgeschmackt den Carneol einen rothgefärbten Chalcedon zu nennen; Hr. Brückmann hat zwar nach seiner Art eine Menge unter einander geworfener Gedanken über den Chalcedon zum besten gegeben S. 22-25; aber ich möchte den sehen, der aus diesem Chaos etwas vernünftiges schliessen könnte. Er hat die ganze Stelle des Plin hingeschrieben, allein für ihn sind die Alten so gut als verloren, und die Anführung alter Stellen beweist bei ihm entweder eine ganz verschiedene Sache oder gerade das Gegentheil von dem, was sie beweisen soll. So ist z. B. in der ganzen langen Stelle des Plin über den Jaspis der Alten, nichts was ihn veranlassen könnte den Jaspis für den Chalcedon der Neuern zu halten, als der Name der Stadt Chalcedon, welchen er darum weisslich unterstrichen hat! Weil also Hr. Brückmann meine Anmerkung über ihn und Hrn. Wad nicht einmal verstand, so hätte er sich seine marktschreierische Ausrufung über die chemische Kenntniss der Steine ersparen können. Da er so dürftig die äusserlichen Kennzeichen der Mineralogie anzugeben weiss, wie sollte man von ihm chemische Kenntnisse erwarten können! — Und was haben die zum Theil allbekannten chemischen Kennzeichen, wie er sie nennt, mit der Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx der Alten zu thun?

Ueberflüssig ist Hrn. Brückmanns Wunsch S. 25. ich möchte den rothen Onyx genauer beschrieben haben. Was Saumaise, denn nur aus ihm erwähnte ich dieses Wort, indem ich ihn widerlegte, sich allenfalls unter rothem Onyx denken möchte, kann jeder in meiner Untersuchung über den Onyx antreffen, wobei er finden wird, dass in dieser Benennung höchstens nur für Hrn. L. M. Brückmann ein Widerspruch liegen mag, und dass nur er unter rothen Onyx sich einen Carneol denken kann.

S. 26. enthält noch einen unbedeutenden Ausfall auf meine Bemerkung über Saumaise, welche ich in der Bemerkung über Hrn. Brückmanns Gedanken vom Onyx abfertigen werde. Für jetzt nur so viel, dass wenn Saumaise Recht hätte, und zu seiner Zeit die Steine die er so unbestimmt rothen und weissen Onyx nennt, Carneol geheissen hätten, man diesen Irrthum nothwendig in so vielen ihm gleichzeitigen Schriftstellern auch finden müsste. Da nun dieses gerade der Fall nicht ist, warum macht denn hier

Hr. Brückmann eine Menge leerer Worte, und warum beweist er hier wieder, dass er nie den Gesichtspunkt, auch der leichtesten Frage, fassen kann?

Auf derselben Seite heisst es: «wenn man bei Lesung dieser «Autoren» (Hr. Brückmann nennt diejenigen, deren grobe Fehler ich in der Untersuchung aufgedeckt habe) «nicht Mineralogie, «eine gründliche Steinkenntniss, Sprachforschung, nicht natürliche «gute Logik zu Hülfe nimmt, so kommt man aus einem Irrgarten «in den andern.» Wenn Männer mit den Kenntnissen und Scharfsinn eines Blumenbach, eines von Born, dergleichen Anmerkungen und Einwürfe einem Schriftsteller machen würden, so möchte nichts dagegen zu erinnern sein; wenn aber jemand dem sogar die äussern Kennzeichen der Steine, die er beschrieben, völlig unbekannt sind, dem alle auch nur alltägliche Sprachkenntnisse mangeln, wie seine kläglichen Etymologien und schiefe Erklärung des Plin beweisen, in dessen Kopfe es so unordentlich aussieht, dass er meistens selbst nicht weiss, was er eigentlich will, so kann ein solches Grossthun mit nichts verglichen werden als — — mit Prahlerei auf dem höhern Gerüste.

Was Hr. Brückmann S. 28. von den Farben des Sardes erwähnt, hat er aus meiner Auseinandersetzung, S. 22. (90.) der Untersuchung, entlehnt, denn ganz anders sprach er in seiner Abhandlung über die Edelsteine.

Hr. Brückmann, der, nach dem Vorhergehenden, sich so viel auf seine Sprachforschung, wie er sich auszudrücken beliebt, zu gute thut, beweist S. 28. in welchem hohen Grade er diesen Vorzug besitze. Der Leser urtheile hier über Hrn. Brückmanns Sprachkenntnisse. Er sagt von mir, ich tadele nicht ohne Grund den Guettard, «wenn dieser den Alten nachglaubt, dass unsere «Carneole durchsichtiger und heller würden, wenn man sie in Oel «lege. Plinius B. 37. C. 7. sagt indessen das Gegentheil, mit diesen Worten: *nec ulla translucentium tardius suffuso humore hebetantur, oleoque magis quam alio liquore.*» Fürwahr das nenne ich Sprachkenntniss! Sprachkenntnisse mit welchen Hr. Brückmann keinen Schulknaben beschämen wird! Einem solchen Gelehrten kann man ohne Umstände freilich verzeihen, wenn er sich auf seine Grösse etwas einbildet! Auch mag sich

der Leser, der etwa Lust dazu hat, mit den Beweisen von Hrn. Brückmanns tiefer Kenntniss der Mineralogie, und von natürlicher guten Logik, in seiner Bemerkung, über die Kraft mineralischer Säuren, das Kochen in Oel, Wachs oder Wallrath, durch welche, wie er sagt, manche edle Steine schöner und durchsichtiger werden, S. 29. begnügen, und den grossen Mann bewundern, der mit der schönen Bemerkung über den wenig bekannten Oculus Mundi seine hochklingende Tirade beschliesst.

Wenn jemand an den Bemerkungen, über die Achate, Jaspis und Opale, S. 29-30. Gefallen finden sollte, dem wollen wir diese Freude gern gönnen. Andre aber haben über diese Sache schon weit richtiger geschrieben, und auf die gegenwärtige Untersuchung, leiden diese weidläufigen Nebendinge doch auch gar keinen Bezug.

S. 30. giebt mir Hr. Brückmann schuld, ich rede von der Güte der indischen und böhmischen Sarde und Carneole. «Mir ist «nicht bekannt,» sagt er S. 30-31. «ob es je in Böhmen vorzüglich schöne Steine dieser Art gegeben hat. Nur ist es ein altes «Herkommen, dass Steinhändler und Juwelierer schöne Steine orientalische und schlechtere böhmische nannten.» Wer dieses liest, sollte glauben, ich hätte von der Schönheit böhmischer Sarde gesprochen, und wohl gar mich von Steinhändlern oder Juwelierern hierinnen unterrichten lassen. Wer aber S. 50. (102.) meiner Untersuchung nachsehen will, wird finden, dass ich den Hrn. Hill widerlegte, und gegen ihn erinnerte: «ganz gegen die Erfahrung ist es, «dass, wie er (Hill) sagt, der schöne männliche Sard auch in Böhmen gefunden werde, und dass er durchsichtiger als die übrigen «Carneol-Arten sei. Wider diesen Satz muss ich aber bemerken, «dass der böhmische Sard ein nicht sehr edler Stein ist, wenn man «ihn mit dem indischen vergleicht.» Die Beschuldigung des Hrn. Brückmann trifft also nicht mich, sondern Hrn. Hill. Was aber das sonderbarste bei diesem Vorwurfe ist, den mir Hr. Brückmann macht, so kann ich noch beweisen, dass er selbst nicht weiss, was er vom Sarde aus Böhmen zu halten hat, und dass ihn jetzt seine Mineraliensammlung, eben so wenig als vorher, aus der Verlegenheit helfen kann. In der eben erwähnten Stelle sagt er nämlich: «Mir ist nicht bekannt, ob es je in Böhmen vorzüglich «schöne Steine dieser Art gegeben.» Er läugnet also geradeweg

dasjenige, was er ein Paar Blätter vorher S. 9. ausdrücklich bejahet hatte. Hier sagt er: «Auch in Europa, z. B. in Böhmen, Sachsen, u. s. w. finden sich Sarder, von allen Abstufungen von «Schönheiten und Fehlern.» Besteht die gute Logik darinnen, dass man eine und dieselbe Sache bald verneinet, bald bejahet, oder ist das die Eigenschaft des ächten Mineralienkenners?!

In wiefern Hrn. Brückmann, so wie die übrigen von mir genannten Schriftsteller, mein Vorwurf, in Betreff ihrer weissröthlichen und fleischfarbigen Carneole treffe, werden unpartheiische Kenner bestimmen. Hr. Brückmann hat nichts haltbares zu seiner Entschuldigung vorgebracht, und die Alten kannten solche Schätze unsrer Mineraliensammler nicht, wenigstens nicht unter diesem Namen, fanden sie der Erwähnung unwerth, und kein alter Künstler hat andre Gattungen des Sard, als die des Plin, bearbeitet.

Nachdem Hr. Brückmann viel bekanntes, aber nicht hieher gehöriges über die Hornsteine und Achate beigebracht, glaubt er S. 32. mich zu widerlegen, wenn er meine Worte S. 52. (103.) der Untersuchung undeutlich und unbestimmt nennt. Er hat Recht, dass sie ihm beides gewesen sind, nur liegt die Schuld nicht an mir. Meine ganze Schrift ist undeutlich und unbestimmt für ihn.

Herr Brückmann scheint es zu missbilligen, dass ich die schlechten weisslichrothen und fleischfarbenen Carneole, höchstens fleckige Achate nennen, und ihnen den Namen Carneol streitig machen will. Ich will nicht hoffen, dass er einen solchen Stein einen Hornstein nennen, und den Geschlechtsnamen auf die elendesten Spielarten, mit Hintantsetzung des Gattungsnamens, übertragen wird!

Da in der Herleitung des Namens Carneol, ich mit dem verstorbenen Grafen Veltheim im Ganzen übereinkomme, so glaubt Hr. Brückmann, dass ich wahrscheinlich seine Reformen in der Mineralogie vor Augen gehabt habe. Allein ich würde dann die Etymologie des Carneols sicher nicht für die meinige ausgegeben, und manche seiner Irrthümer und luftigen Hypothesen zu widerlegen nicht unterlassen haben. Mehrere der von Veltheim genannten Schriftsteller, auch einige welche er nicht anzog, hätte ich erwähnen können, wenn ich meine Abhandlung nicht bloss in einem gedrängten Auszuge hätte wollen herausgeben. Denkende Leser werden übrigens in Veltheims und meinen Gedanken bemerken, dass

jeder seinen eigenen Weg verfolgte. Ich kann eben so wie jeder andre in meinen Untersuchungen irren, andre aber ausgeschrieben, oder gar das Ihrige für mein Eigenthum ausgegeben zu haben, wird mir nie bewiesen werden können. Hr. Brückmann, beleidigt durch den bescheidenen aber verdienten Tadel seiner Abhandlung über die Edelsteine, sucht da, wo er mir Recht giebt, Auswege, um nichts in meiner Schrift einräumen zu dürfen, und wenn diese Auswege auch nichts als blosse Machtsprüche sein sollten. Noch erinnere ich, dass Hr. Brückmann seine Bemerkung mit Worten beschliesst, worinnen alles Wahre aus meiner Schrift entlehnt ist, und von welchen ich ihm wieder eine Unwahrheit, die er beigemischt hat, zurückgeben muss. Hr. Brückmann sagt S. 35. «Der Schluss also «von allen dem bisher Gesagten lehrt uns, dass der Sard ein feiner «Hornstein, von rother, brauner, gelber, braunrother, gelbbrauner, schwärzlicher und schwarzer Farbe sei, und dass der rothe «unser Carneol oder besser Corneol sei.» Wer dieses liest, sollte glauben, Hr. Brückmann habe dieses nun völlig zuerst richtig bestimmt, er der vorher dem Sarder oder Carneol keine andere als die rothe Farbe ertheilen wollte. So leicht die Bemerkung über die Farben des Sardes der Alten zu machen war, so hatte sie doch niemand vor mir im Drucke mitgetheilt. Es ist daher sonderbar vom Hrn. L. M. Brückmann, auf mich mit dem Blicke eines grossen Mannes herabsehen zu wollen, er der an so vielen Stellen die Wahrheit erst von mir gelernt hat. Herr Brückmann vergisst sich aber auch hier, indem er dem Carneol die schwarze Farbe beilegt, wodurch er verräth, wie wenig er den Stein, von dem er spricht, nach seinen äusserlichen Merkmalen kenne!

Hr. Brückmann geht im §. XVIII. S. 35. auf das Lyncur über. Alles was ich über diesen Stein des Theophrast sagte, geschah nur im Vorbeigehen, und hier die Stellen der andern alten Schriftsteller darüber zu vergleichen, würde nicht am schicklichsten Orte sein, weil diese Blätter nicht neuen Untersuchungen, sondern bloss der Widerlegung des Hrn. Brückmanns gewidmet, daher auch nur so viel als für ihn nothwendig sind. Wenn ich S. 60. (106.) meiner Untersuchung vom männlichen Lyncur sage, dass ihn die Alten oft geschnitten, und vom weiblichen, dass ihn die Neuern oft bearbeitet haben, so hoffe ich, dass man meine Bejahung nicht mit

Hrn. Brückmanns Verneinung in Parallele setzen wird, und dass hier niemand die Frage aufwerfen werde, welcher von uns beiden antike Gemmen besser zu beurtheilen im Stande sei?

Hr. Brückmann sagt S. 37. «Viele dieser antiken geschnittenen Steine, die man für gelbrothe Hyacinthe hält, sind so gefärbte Granaten, oder schöne gelbrothe durchsichtige Sarder.» Was beweist dieser Satz? — dass ich mich geirrt, und Granaten für Hyacinthe, oder gar gelbrothe durchsichtige Sarde (ein so grober Irrthum, dass sicher auch die elendesten Mineralienhändler nie darauf verfallen sind) dafür angesehen? gewiss nicht. Die Bemerkungen über die Hyacinthe und über die Cameen aus durchscheinenden Steinen, welche folgen, lehren wiederum nichts neues, sind allbekannt und gehören nicht hieher. Hr. Brückmann will S. 37. gegen mich behaupten: «der Hyacinth sei von neuern Steinschneidern zu Cameen nicht häufig bearbeitet worden.» Heisst das so viel als: in meiner Mineraliensammlung habe ich nur ein paar? oder: ich habe deren nur wenige gesehen? Wenn sich in manchen Gemmen-Sammlungen gegen hundert solcher Cameen auf einmal befinden; wenn gerade von keinem der einfarbigen und durchsichtigen Steine so viel Cameen vorhanden sind, als vom Hyacinth, beweist dieses Nichts?

S. 38. sagt Hr. Brückmann von mir, ich «halte für wahrscheinlich, dass das Lyncur unser Amethyst sei; allein da Plinius die Worte fulvum und igneum gebraucht» setzt er hinzu «so halte ich es für Bernstein.» Hr. Brückmann legt mir hier ein grobes Vergehen zur Last, dass ich einen Stein, von dem Plin das Wort fulvum braucht, für einen Amethyst halten könne, allein ich habe nie an eine solche Abgeschmacktheit gedacht, und da wo vom Lyncur die Rede ist S. 59-60. keinen einzigen Stein, ausser dem Hyacinth, erwähnt. Hr. Brückmann schreibt ja selbst von mir S. 36. ich nehme das Lyncur für unsern Hyacinth, wie kann ich ihn also für den Amethyst halten? Wenn einer Schrift Abgeschmacktheiten ansuldigen, widerlegen heisst, dann ist das letztere freilich etwas leichtes.

Auf derselben Seite geräth Hr. Brückmann auf eine Klippe, an welcher sein Raisonement wiederum Schiffbruch leidet. Er will nämlich aus dem Plin erweisen, das Lyncur sei Bernstein, allein

um diesen Schriftsteller zu erklären, muss man nicht alltägliche, viel weniger schülerhafte Kenntniss seiner Sprache, nicht allein natürliche gute Logik, wie sich Hr. Brückmann ausdrückt, sondern Scharfblick und feine Beurtheilungskraft, bei einer richtigen Kenntniss der Mineralogie, besitzen; es wird daher niemand befremden, dass Hr. Brückmann sich gar sehr bei dieser Erklärung bloss giebt. Plin sagt nämlich: *Succina etiam gemmis, quae sunt translucidae, adulterandis magnum habent locum, maxime amethystis, cum omni, ut diximus, colore tingantur. De Lyncurio proxime dici cogit autorum pertinacia, quippe, etiam si non electrum id esset, lyncurium tamen gemmam esse contendunt.* Würden die Schriftsteller, wie Plin sagt, sich so hartnäckig gestritten haben, wenn das Lyncur nichts weiter als Bernstein gewesen wäre? Dass einige der Alten sich wirklich hierinnen geirrt, und beide für einerlei gehalten, folgt aus Plins Worten, es folgt aber daraus nichts weniger als, dass besser unterrichtete von den Alten diesen Fehler mit Hrn. Brückmann begangen! Weil Hr. Brückmann, wie man aus seiner Art zu schliessen folgern muss, in Untersuchungen über die Steine der Alten, es nicht so genau nimmt, und ohne vieles Nachdenken entscheidet, wenn irgend ein Stein in seiner Sammlung, wenn auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit den Nachrichten der Alten zu besitzen scheint; so hielt er S. 36. das Lyncur einmal für einen gelben Sarder, das zweitemal für einen Hyacinth, und, weil ich derselben Meinung auch bin, zum drittenmal S. 38. für Bernstein, unbekümmert welche Meinung eigentlich die richtige sei.

Dem Hrn. L. M. Brückmann muss ich noch überdiess sagen, dass ich in Rücksicht des Lyncur nicht eine neue, sondern eine alte Meinung vertheidigte. Leicht könnte ich ihm, ausser den Ursachen welche ältere Schriftsteller angeben, neue Gründe vorlegen, welche es noch mehr ausser Zweifel setzen, dass das Lyncur der Alten unser Hyacinth war. Allein er würde wahrscheinlich mich eben so missverstehen, als es bis jetzt geschehen, und ich werde hiervon, so wie von andern Steinen der Alten, an einem besondern Orte handeln.

Hr. Brückmann kommt von S. 38. bis 41. wieder auf seine alltäglichen Abschweifungen, auf Dinge die grösstentheils nicht hierher gehören. Grundlos ist seine vorgebliche Verbesserung des Plin S. 39. in der angezogenen Stelle B. 37. C. 36. Sanguine statt Sevo zu lesen, weil damit für den Sinn nichts gewonnen wird.

Wie ergiebig nun des Hrn. L. M. Brückmann Bemerkungen gegen meine Untersuchung des Sardes ausgefallen, überlasse ich den Kennern zur Entscheidung. Grosser Anmassungen ohngeachtet, hat er doch immer, weder die Alten, noch mich, welche er insgesamt meistern will, richtig verstanden. Die letzten Worte dieses ersten Abschnitts geben davon noch einen starken Beweis. Hr. Brückmann beschliesst diesen Abschnitt S. 41. folgendermassen. «Bei allen den Steinen, welche die Alten als männliche und weibliche benannten, können wir sicher annehmen, dass sie unter dem erstern immer die dunkeln und hochfarbigen, und unter dem letztern die blässern, oder weniger schön gefärbten, auch wohl nur die schlechten verstanden haben.» Was mag ihn zu diesem durchaus falschen Satze veranlasst haben? eine gesunde Logik? — eine richtige Steinkenntniss? — gewiss nicht. Theophrast sagt vom Sarde, von dem doch eigentlich hier allein die Rede sein sollte (man sehe S. 11. (86.) meiner Untersuchung) die rothen Sarde sind die weiblichen, und die braunen die männlichen. Nach Hrn. Brückmann wären aber die trefflichen rothen Sarde Indiens, blasse schlecht gefärbte Steine, auch sehe ich nicht ein, warum ein rother Stein weniger dunkel gefärbt sein könne, als ein gelblich brauner? Wo ist hier eine Spur, ich rede nicht von feiner sondern von gewöhnlicher Interpretation, nicht von grosser, sondern von alltäglicher Kenntniss? Worinnen kann Hrn. Brückmanns Sprachkunde bestehen? da er gerade immer das Gegentheil von dem sagt, was wir in den Alten lesen? Hr. Brückmann will sich vielleicht durch Plin vertheidigen, dieser aber sagt etwas ganz anderes. Plin spricht B. XXXVII. 7 C. Indicae perlucent, crassiores sunt arabicae. Inveniuntur et circa Leucada Epiri et circa Aegyptum quae bractea aurea sublinuntur. Et in his (aegyptiacis) autem mares excitatius fulgent, feminae pigriores sunt, et crassius nitent. Wenn also Hrn. Brückmann diese Stelle etwa vorschwebte, wie es aber nicht wahrscheinlich ist, und

er sich mit ihr zu entschuldigen gedenkt, so bestärkt er meine Behauptung, dass er, wo es auf Bestimmung der Kennzeichen eines Minerals aus den Alten und auf Kenntniss der vorhandenen Steine ankommt, immer zu seiner Beschämung den rechten Weg verfehlt.

Prüfung der Einwürfe gegen den Onyx.

Was die Hauptsache in diesem Abschnitte betrifft, so habe ich nur wenig zu erinnern. Hr. Brückmann vermengt seine eignen Gedanken mit fremden, widerspricht, behauptet, dreht und wendet sich, ohne zu wissen wohin, beweist nichts, und kann die leichten und klaren Stellen des Theophrast und Plin nicht anders erklären, als ich sie in der Untersuchung erklärt hatte.

Wie sonderbar der Hr. L. M. Brückmann seine Ideen darzulegen und zu ordnen wisse, urtheile der Unbefangne aus folgendem Satze, mit dem er seine vermeinte Widerlegung S. 42. anfängt. «Meines Erachtens nannten die

«Alten, so wie auch die mehresten

«Neuern,

«Schriftsteller und

«Antiquare, besonders die

«Juden,

«Steinschneider und

«Juwelierer, die nie im eigentlichen Verstande Mineralogen waren, alle diese feinen Hornsteine, ein- und mehrfarbige, «bald Onyx, bald Sardonyx», u. s. w.

Ich glaube, dass diese Probe allein hinlänglich sein würde, Hrn. Brückmanns Denkkraft an den Tag zu legen. Was aber das auffallendste bei der Sache ist, so war ich gerade derjenige, der die unbegreifliche Verwirrung, die zwischen Onyx und Sardonyx stattfand, so klar in ihrer Blösse darlegte. Hr. Brückmann hatte in seiner Abhandlung dieses, so wie manches andere nicht einmal geahnet. Jetzt aber tritt er mit wichtiger missbilligender Miene auf und vergisst, dass das was er sagt fremdes Eigenthum ist. Nur

möchte ich Hrn. Brückmanns Zusätze und den zerlumpten Mantel, den er um meinen Gedanken geworfen, zu verantworten, nicht auf mich nehmen. Ich darf behaupten, dass noch nie ein Sprachkundiger Mann den Alten, dem Theophrast und dem Plin, schuld gegeben, sie hätten Onyx mit Sardonyx vermengt, und Hr. Brückmann soll zuverlässig der erste sein und bleiben, der Theophrast, Ctesias, Arrian, Plin, Linné, Wallerius, Winkelmann, Lessing, Juden, Steinschneider und Juwelierer, sammt und sonders, untereinander wirft, und sie alle, wenigstens die mehresten, für Ignoranten erklärt. Besser hätte Hr. L. M. Brückmann gethan, von den Alten gar nicht zu reden, und sich alles Urtheilens über sie zu enthalten, auch die neuern Naturforscher und Gelehrte nicht meistern und neben die Juden setzen zu wollen, da gerade er, wie meine Untersuchung beweist, derjenige ist, der sich der meisten Verwirrung und der meisten Irrthümer in Rücksicht der bestrittenen Steine schuldig gemacht hat.

Eine Frage an Hrn. L. M. Brückmann: Wenn er Stellen aus Griechen und Römern anführt, warum bedient er sich allemal meiner Uebersetzungen? und warum schreibt er die Worte des Originals hin, wenn ich diese Stellen nicht übersetzt hatte?

Hr. Brückmann bleibt an seinem Sauerteige kleben, wie der Jude am Gesetz. Onyx soll weiss von Farbe und dem Nagel bloss durch die weisse Farbe ähnlich sein! Weder Theophrast noch Plin können ihn von seiner vorgefassten Meinung abbringen. Es würde also vergebliche Mühe sein, auch nur ein Wort hierüber zu verlieren. Die Kritik hat es daher für jetzt mit Hrn. Brückmanns anderweitigen Verirrungen zu thun, behält sich aber vor, den weissen Nagelstein am Ende dieses Abschnittes zu beleuchten.

Im XX. §. S. 43. sagt Hr. Brückmann: «Was nun eigentlich der Sarda sei ist in dem vorhergehenden Abschnitte deutlich «genug erläutert worden.» Ja wohl deutlich! nur hat man diese Deutlichkeit weder aus Hrn. Brückmanns Abhandlung über die Edelsteine, noch aus seiner neuen Schrift, sondern aus meiner Erklärung des Theophrast, und des Plin, erhalten. Hr. Brückmann stolzirt also mit fremdem Eigenthum.

Von S. 43-50. wirft Hr. Brückmann Altes und Neues, Wahres und Falsches, durch einander, und giebt ein deutliches Bild

von dem Chaos, das sich in seinem Kopfe befinden mag. Es sind Sätze wie folgender S. 50. «So lange Ctesias und Theophrast, und «die übrigen Autoren, den Onyx nie als eine weisse Steinart «abgesondert betrachteten, so musste stets die Verwirrung «bleiben, dass sie Onyx und Sardonyx nicht von einander unter- «schieden.» Hr. Brückmann sagt dasselbe S. 104. «Wenn man «von jeher, von den Zeiten vor und nach Theophrast, den weissen «Stein oder Onyx ganz ohne Verbindung mit dem Sarder gedacht «und beschrieben hätte, so würden hierdurch alle Schwierigkeiten «leicht gehoben sein.» Dies heisst alten und neuen Mineralogen Meinungen aufdringen, dies ist aber nicht Forschen und Entwickeln. Dasselbe wiederholt Hr. Brückmann S. 107. man sollte glauben, er fürchte, der Leser habe an diesen Lehren an einem Male nicht genug. «Wenn ich in einem Achate die weisse nagel- «farbige (?) Steinart sehe, sie mag nun in dieser oder jener Form «darin liegen, der Achat mag Sarder enthalten oder nicht, so glaube «ich berechtigt zu sein, die weisse Steinart, nach der gesunden (?) «Vernunft Onyx zu nennen, und mich durch die verworrenen Be- «schreibungen der Alten und Neuern nicht davon abhalten zu las- «sen. Nehmen die Antiquare und Mineralogen diese einfache Be- «stimmung nicht Einmal an, so werden sie sich ewig streiten und «zanken, was Onyx und Sardonyx sei.» Der Zank kann geschlichtet werden, ohne dass man zu einem so verzweifelten Mittel, als zur Annahme des Undinges vom weissen Nagelstein zu schreiten Ursache hätte. Die Alten hätten also, wie Hr. Brückmann meint, nach Braunschweig wandern, und, vor Abfassung ihrer Werke, erst den Hrn. L. M. fragen sollen, was unter Onyx zu verstehen sei? In Behauptungen solcher Art liegt die wahre Ursache dieser und ähnlicher nicht Verirrungen, sondern Verwirrungen. Ich kann nichts treffenderes über die dem Hrn. L. M. eigne Behandlungsart der alten Steinkunde, als die Bemerkung aus meiner Untersuchung S. 121. (131.) wiederholen, die ich dort, so wie hier, vorzüglich für ihn, niederschrieb: «Sobald man in dergleichen Untersuchun- «gen, entweder dem ersten, dem besten seiner Vorgänger nach- «folgt, oder Grundbegriffe einer Sache mehr nach eignem Da- «fürhalten bestimmen, als bis zu den Quellen gehen will, dann «sind Irrwege und Selbstbetrug die unvermeidlichen Folgen.» Bald

räumt er ein S. 42. Theophrast spreche von zwei Farben im Onyx, bald gesteht er §. XX. S. 43. dass Plinius ihn jederzeit als eine Verbindung des Weissen mit Sard erwähnt. Nichts destoweniger sucht er mit vielen unverständlichen Worten, den Onyx als einen eigentlich bloss weissen Stein gelten zu lassen. Ist das seine «logisch mineralogische Kenntniss, S. 43. die uns leicht genug aus diesem «Irrgarten herausführen soll?» Statt ein Leitfaden in diesem Labyrinth der neuern Mineralogie zu sein, verbreitet diese sogenannte gute logisch-mineralogische Kenntniss, eine dichte stygische Finsterniss über unsern Gegenstand. Wenn nun aber der weisse dichte Chalcedon die Farbe des menschlichen Nagels besitzen soll, so hätten die Alten ja alle weisse Steine Onyx nennen müssen? Doch genug von diesen Kleinigkeiten!

Wenn ich in der Untersuchung S. 66. (109.) sage, dass man in den Beschreibungen des Satyrus und Sotacus vom Onyx, wo ihm diese Schriftsteller die Farbe des Chrysolith beilegen, an Rauchtopas denken müsse, so wirft Hr. L. M. Brückmann S. 51. mir ein: «dies «sei unnöthig. Wir haben ja Topase, Sarder», ruft er aus, «welche topasgelb, und andere welche rauchtopasbraun sind, und der «Rauchtopas nicht horngelb ist.» Wie falsch und confus! Wo habe ich vom horngelben Rauchtopas gesprochen? Ich erwähne S. 66. (109.): «die dunklern Rauchtopase, die mit dem Horngelben des «Sard in Wahrheit einige Aehnlichkeit haben können.» Herr Brückmann dreht die Worte um, und giebt mir schuld gesagt zu haben: Rauchtopase sind horngelb! Wenn, um das Schwankende eines alten Schriftstellers zu erklären, ich von Steinen spreche, die mit den von ihm genannten Farben einige Aehnlichkeit haben können, so sage ich darum nicht, wie Hr. Brückmann S. 51: «wir haben Sarder welche topasgelb, andere welche rauchtopasbraun sind» wodurch er freilich die grösste Unbekanntschaft in allem was diese Steine betrifft, verräth, da es dergleichen Sarde nie gegeben hat.

Alles was von S. 45-50. gesagt wird, ist so verworren, so alltäglich, so widersprechend, dass es eine höchst ermüdende, aber kaum mögliche, Arbeit sein würde, diese Sätze in eine Art von Ordnung zu bringen. Der Inhalt besteht bloss in Versicherungen, dass der «nagelfarbige weisse Stein, den bis jetzt noch niemand ge-

«sehen hat, der Onyx sei», und eine Probe von der dabei angewandten Logik, giebt unter andern folgender Satz, S. 46: «Sie (die Alten) würden ihn (den Chalcedon) gewiss beschrieben und genannt haben, wenn sie ihn nicht unter dem Onyx mit gedacht hätten.» Welche Schlussfolge!

Eben so verworren und falsch ist das, was der Hr. L. M. über den Jaspis und Achat der Alten S. 51. vorbringt, er versteht daselbst weder mich, noch weiss er was er eigentlich selbst glaubt. Ich hatte in meiner Untersuchung S. 66. (109.) von der Stelle, in welcher Sudines den Onyx beschreibt, bemerkt: «unter der Farbe des Jaspis scheint es, dass wir Farben des Achates, der oft mit jenem verwechselt wird, verstehen müssen.» Ich sagte dieses, weil Sudines von einem Hornsteine spricht, dem also das Undurchsichtige einer Jaspisfarbe nie zukommen kann, und weil die Alten mehrere unsrer Achatarten unter ihrem Jaspis begriffen. Dieses konnte Hr. Brückmann nicht einsehen, sonst würde er nicht geschrieben haben: «wenn wir in Betracht ziehen, dass alle Achatfarben auch bei dem Jaspis vorkommen, so kann diese Muthmassung hier wohl nicht statt finden», — ein schöner Grund! Und niemand wird verstehen, was Hr. Brückmann darauf mit den Worten: «obgleich Jaspis und Achat verschiedene Steinarten sind», sagen und ob er uns, mit ihnen, wohl gar eine neue Entdeckung schenken will. Welche Verwirrung, welche Ordnung der Begriffe!

Dass Hr. Brückmann nicht im Stande zu sein scheint, die Zonen des Plin von Zirkeln zu unterscheiden, und dass er nicht versteht, was ich unter dem Unregelmässigen und Willkührlichen des Onyx meine, ist seine Schuld. Auch verzeihe ich es ihm sehr gern, dass er von meiner Bestimmung des Onyx und des Sardonyx sagt: «dass die Unbestimmtheiten der Alten auf die Neuern übergegangen sind.» Wenn Hr. Brückmann aber S. 52. sagt «Momentum möchte meines Erachtens, wohl nur eine matte und schwache weisse Onyx-Farbe andeuten»; so kann man nichts thun, als — bedenklich schweigen. Einige Blätter weiter S. 74. hat er diese seine schöne Erklärung schon vergessen, und da heisst es ganz anders: «am Onyx liegt das Weisse schwach und dünne und unbedeutend (?) und zieht sich so auf dem Grunde hin, daher er es momentum nennt..» Darf sich derjenige mit Widerlegungen

wohl befassen, der alle Viertheilstunden eine andere Auslegung annimmt, je nachdem es ihm gut dünkt?

Nicht weniger zulässig sind S. 53. die Bemerkungen, die der H. L. M. über Plins Stelle von den Farben des Onyx und von ihren Uebergängen, in welcher er eine völlige Vermischung aller dieser von Plin erwähnten Farben unter einander angezeigt finden will. Dass Plin von schönen abwechselnden Farben, nicht aber von einer hässlichen Vermengung derselben spreche, lehren seine Worte ja so offenbar! Sollte ich alle Bemerkungen des Hrn. L. M. analysiren, so würde ich ein zehnmal stärkeres Buch schreiben müssen, als dasjenige ist, dessen Widerlegung er bezweckte.

S. 54. heisst es bei Hrn. Brückmann, «die Streifen des indischen sind weiss, alba (sic) lactea (sic) am arabischen aber candida (sic) welches schimmernd weiss übersetzt ist, doch auch, wie ich glaube, durch blendendweiss könnte gegeben werden.» Hr. Brückmann glaubt meine Uebersetzung verbessert zu haben, allein wie könnte er dies? Man lese meine Worte, S. 70. (110.) der Untersuchung: «Am indischen sind die Streifen weiss (albae) oder milchweiss (lacteae), am arabischen aber blendend oder schimmernd weiss (candidae).» Er lässt also aus meiner Uebersetzung erst das eine Wort weg, und giebt mir es dann als sein eignes wieder! — ! — !

Hr. Brückmann will S. 55. beweisen, dass Onyx bloss ein weisser Stein, ein Chalcedon ohne Sard, sei. Die Worte des Plin: «Sardonyches olim ut ex nomine ipso apparet, intelligentur candore in Sarda» sollen ihm dieses beweisen. Er würde Recht haben, wenn Plin weiter nichts vom Onyx und Sardonyx als diese Paar Worte gesagt hätte, und wenn man nicht etwas ganz anders aus der Beschreibung beider Steine bei demselben Schriftsteller folgern müsste. Doch was gelten die Aussagen der Alten gegen Hrn. Brückmanns Machtsprüche, jene muss man verachten, und sich bloss an diese halten. «Die unbestimmte und verworrene Schreibart des Plinius und seiner angeführten Autoren», sagt er S. 57. «darf uns nicht ferner in diesem Irrthume lassen, aus welchem bloss eine mehr geläuterte Mineralogie und Steinkennntniss uns reissen kann!» Bestehet eine mehr geläuterte Mineralogie und Steinkennntniss darinnen, dass man gegen die

klarsten Aussagen der Alten den elendesten Unsinn hartnäckig behauptet? Besteht die gute Logik des Hrn. L. M. darinnen, dass er sein Machwerk, den weissen Nagelstein, für den Onyx des Theophrast und des Plin ausschreiet?

Hr. Brückmann macht es mir S. 57. zum Vorwurf, dass ich meine Vermuthung über den morgenländischen Ursprung des Namens Onyx nicht weiter ausgeführt habe. Es sollte aber diese Bemerkung nichts weiter als Vermuthung sein, und es war nicht meine Sache, sie weiter dort zu erörtern, da wir über diesen Punkt die Wahrheit am besten über Calcutta erfahren können. Wie sollte man aber den Hrn. Brückmann auf bessere Gedanken zurückbringen können, da er so wenig von unsern Steinen weiss, dass ihm unbekannt ist, S. 58., dass Griechen und Römer den Onyx zuerst aus Indien erhielten!

Ganz nicht zur Sache gehörig, schief und falsch, ist das was Hr. L. M. Brückmann mit wichtiger Miene von Cadmia oder dem Ofenbruch wie er es nennt, und vom arabischen Onyx vorbringt. Sehr auffallend finde ich es, dass er, als ein so grosser Mineralog, den Edelstein Onyx mit dem Onyx-Marmor daselbst verwechselt! In Wahrheit ein derber Missgriff!

Schale Bemerkungen folgen nach dieser Verwechslung über den Jaspis onychipuncta, «dieser Jaspis» sagt Hr. Brückmann «war vermuthlich kein Sarder», welches man ganz gerne glaubt, dabei sich aber gewiss über die Wichtigkeit, mit welcher Hr. Brückmann dieses sagt, verwundern und ihn wegen seiner logischen Fertigkeit nicht beneiden wird, da er aus dieser Stelle des Plin vom Jaspis S. 59. schliessen kann: «Hieraus folgt, dass Plin den Onyx auch ohne Verbindung mit Sarder gedachte und annahm». Was kann die Erwähnung eines Jaspis, der, weil er Wolken und kleine weisse Flecke wie Schneeflocken besass, onychipuncta hiess, gegen Plins ausführliche Beschreibung des Onyx beweisen?

Nun kommt Hr. Brückmann S. 59. auf die Vasa murrhina. Schwerlich dürfte jemand, in einer Untersuchung dieser Art, von ihm etwas treffendes erwarten. Schon seine Worte: «Es kommt also darauf an, ob wir eine Steinart ausfindig machen können, welche am nächsten mit dem Onyx und Sardonyx übereinkommt».

benehmen uns alle Hoffnungen von zu erwartender Aufklärung. Um des Himmels willen, was heisst das? Warum soll der Stein, den man für die Murrha anzusehen hat, mit diesen Steinen und nicht lieber mit der genauen Beschreibung der Murrha im Plin übereintreffen? Einen Stein Murrha zu nennen, der am nächsten dem Onyx und dem Sardonyx käme, ohne Rücksicht auf Plins Beschreibung der Murrha zu nehmen, würde eben so albern sein, als wenn man die Eigenschaften des Uranus aus dem Monde abziehen wollte! Hr. Brückmann hatte das, was ich S. 76. (112.) von der Murrha gesagt hatte, nicht, wie er sollte, durchdacht. Dort erinnere ich: «Die grosse Uebereinstimmung, die ich zwischen den Beschreibungen finde, die Plin vom Onyx, Sardonyx und der Murrha giebt, veranlassen mich, hier ein Paar Worte von der letztern zu sagen.» Wie konnte ihn diese Aeusserung, deren Sinn er nicht fasste, berechtigen, Plins Beschreibung der Murrha bei Seite zu setzen, und sich vorzüglich an die Beschreibung des Onyx und Sardonyx zu halten!

Hr. Brückmann vermag weder Veltheim zu vertheidigen, noch ihn zu tadeln, weil Veltheim ihm zu sehr überlegen war, obgleich derselbe auch nicht wenig unhaltbare Hypothesen aufgestellt hat. Wer den Speckstein kennt, wird keine Aehnlichkeit mit ihm und der Murrha des Plin entdecken können, und wird sicher diesen alltäglichen Stein bei weitem zu schlecht und zu übel aussehend finden, als dass ihn die Alten so schön hätten schildern, und ihm daher einen so hohen Werth beilegen können. Eben dieses gilt von dem Horn-Opal, den nur Hr. Brückmann für die Murrha der Alten nehmen wird, weil er den Plin nicht fasste, und weil er seinen Horn-Opal erst mit dem Sardonyx vergleicht (!), um ihn dann für Murrha ausgeben zu können. Im Gegentheil hat Hr. Mongez mehr für seine Meinung, als irgend einer der Schriftsteller, die vor ihm, und nach ihm, wie Hr. Brückmann, über die Murrha geschrieben, für die ihrige zu haben scheinen.

Gegen Veltheim erinnerte ich S. 77. (113.) meiner Untersuchung: «die Worte des Plin: *pallere vitium est*, möchte ich «nicht erklären mit: einige Stücke waren blassgelb, denn Plin «spricht hier vom Matten oder von dem Blassen der Farben.» Dieser Bemerkung wollte nun Hr. Brückmann widersprechen; er

wollte, dies war ihm genug. Er schrieb also S. 60. «Es ist doch
«aber dem Sprachgebrauch gemäss, dass pallere, durch blass,
«blassgelb und bleich und bleichgelb übersetzt wird, und überhaupt
«ist hier wohl bloss die Rede von einer blassen unbestimmten
«Farbe.» Im Anfang dieser Stelle widerlegt Hr. Brückmann, und
pallere soll auf einmal vier Bedeutungen in Plins Stelle haben und
wirklich auch blässgelb anzeigen; am Ende aber versichert er, es
sei im Plin die Rede von einer blassen Farbe, und kein Mensch
wird im Stande sein, zu entscheiden, was Hr. Brückmann beim
Niederschreiben seines Satzes eigentlich dachte, da er mich wider-
legen wollte, indem er meine Meinung annimmt! Uebrigens finde
ich, dass in der von Veltheim, darum weil er sie mit dem belob-
ten Specksteine auf keine Weise reimen konnte, ausgelassnen Ei-
genschaft der Murrha, nicht der geringste Widerspruch mit einer
andern: *Splendor his sine viribus nitorque magis, quam
splendor*, anzutreffen ist, wie Hr. Brückmann behauptet. Oder
glaubt er, dass es in solchen Forschungen erlaubt oder wohl gar
löblich sei, alles was einer vermeintlichen Erklärung im Wege
steht, zu unterdrücken und gänzlich hinwegzulassen? Bei Untersu-
chungen dieser Art wird ausser einer richtigen Kenntniss der Steine,
welche die Alten kannten, die man nicht mit Mineralienkrämerei
verwechseln darf, nicht alltägliche Sprachkunde erfordert, und in
einer auch noch so reichen Sammlung unsrer Fossilien herumsu-
chen, und einen Stein nach dem andern mit allbekannten Bemer-
kungen herauslangen, wird niemand Aufklären, niemand Auslegen,
heissen können.

S. 67. wird gefragt: «ob nicht mancher antiker Sardonyx aus
«Hornopal geschnitten sei»? Ich würde meine Leser nicht erbauen,
wenn ich sie auf den doppelten Widerspruch, den diese Frage ent-
hält, aufmerksam machen wollte.

Prüfung der Bemerkungen über den Sardonyx.

Hr. L. M. Brückmann tadelt S. 69. meine Uebersetzung der Worte des Plin, und der Sinn soll daselbst ganz verfehlt sein: *Sardonyches olim ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda*. Ich übersetzte sie mit folgenden Worten: «Vor Alters verstand man, wie schon aus dem Namen erhellet, unter *Sardonyx* die weisse Lage auf dem Sard». Ich, bemerkt Herr Brückmann, habe hier den Sinn ganz verfehlt, statt aber die Stelle anders und besser zu übersetzen, giebt er nichts als leere Worte. Ich glaube, dass keiner, der deutsch versteht, vermuthen kann, ich wolle in meiner Uebersetzung sagen: *Sardonyx* ward von den Alten eine weisse Schicht allein genannt, die Sard zur Unterlage hatte, den man aber nicht mit unter dem Worte *Sardonyx* verstand; dies wäre eben so überschwenglich ungereimt, als wenn ich sagen wollte, *Onyx* ward von den Alten weisser undurchsichtiger *Chalcedon* genannt. Wenn man eine deutsche Uebersetzung beurtheilen will, so sollte man doch wahrlich auch deutsch verstehen! Da meine Uebersetzung in der vom Hrn. Leib-Medicus getadelten Stelle, sich auch in den Worten völlig an das Original anschliesst, so musste er ja denselben Fehler des Ausdrucks oder der Unbestimmtheit dem Plin vorwerfen! Hr. Brückmann will mich zwar, wie es scheint, entschuldigen, er glaubt, «dass eine Uebersetzung bei der Uebersetzung hier zum Grunde liegt». Allein meine Uebersetzung bedarf dieser Entschuldigung nicht. Zudem erinnere ich noch, dass wenn Plin der Meinung gewesen wäre, *Onyx* sei jener weisse Stein, so würde er hier gesagt haben: man verstand vor Alters, wie schon aus dem Namen erhellet, unter *Sardonyx*, den *Onyx* auf dem Sard. Doch genug gegen eine Behauptung, die sich selbst widerlegt.

Hr. Brückmann sagt S. 70. die Worte des Plin: *radice nigra aut coeruleum imitante*, hätte ich richtiger mit schwarzgrau übersetzen sollen. Diesen Vorwurf macht er, weil er den *Sardonyx* aus Indien nicht kennt, der nie eine schwarzgraue untere Schicht

besitzt. Hr. Brückmann wird mir doch nicht aus seiner Sammlung abendländische Steine, oder antike Gemmen, welche im Feuer gelitten haben, oder verwittert und von Säuren angegriffen sind, entgegen setzen wollen?

S. 70. macht Hr. Brückmann eine Anmerkung, die wenig bedeutet. «Wenn wir nun die Lagen des Sardonyx ganz anders «stellen, (als Plin); z. B. wir setzen die weisse Lage zur äussern, «und die rothe an die Stelle der schwarzen, so wird doch stets der «Stein ein Sardonyx heissen müssen»? Wer hat hieran gezweifelt, und was soll hieraus folgen? Hr. Brückmann fährt fort; «wir sehen daraus, dass wir uns mehr an die Natur der Dinge, als an «so unbestimmte (?) Beschreibungen, wie die der Alten und Neu-«ern so oft sind, halten müssen.» Plins Nachricht soll also unbestimmt sein, statt uns an Plin zu halten, sollen wir uns mehr an die Natur der Dinge, vermuthlich so wie sie uns Hr. Brückmann so meisterhaft vorträgt, halten? Weshalb dem Hrn. L. M. Brückmann die Nachricht des Plin unbestimmt zu sein scheint, will ich sogleich enthüllen. Hr. Brückmann zeigt nämlich wieder ganz deutlich, dass er nicht vermuthen kann, was Plin meint; er legte die Logik, die er eben so enthusiastisch anpries, bei Seite, als er glaubte, dass Plin schlechterdings zu einem Sardonyx drei Schichten von schwarz, weiss und roth, gerade bloss in dieser Folge, voraussetze. Plin erwähnt die Lagen des Sardonychs in dieser Folge aus einer Ursache, die dem Hrn. Brückmann eine genauere Bekanntschaft mit den Gemmen der Alten nicht lange würde haben suchen lassen. Da die Griechen die Sardonyche vorzüglich schätzten, weil sie die einzigen Steine waren, die sie zu erhoben geschnittenen Arbeiten verwandten, so mussten sie unter ihnen diejenigen für die vorzüglichsten halten, die sich dazu am besten schickten, und Schriftsteller von Geschmack, die eine Beschreibung irgend eines Steins in gedrängter Kürze entwerfen, werden sicher nie, wie es Hr. Brückmann thut, die Kennzeichen der schlechtesten, sondern bloss die Eigenschaften der vorzüglichsten und edelsten Gattungen angeben. Ein Sardonyx von drei Schichten ist aber nur dann ein vortrefflicher und brauchbarer Stein für die Kunst, wenn sich die weisse Schicht in der Mitte der andern befindet, und aus Steinen, wie sie Hr. Brückmann beschreibt, an deren Dasein bis

jetzt noch niemand gezweifelt hat, kann nichts anders als etwas erbärmliches hervorgebracht werden.

Aus derselben Unkunde der Kunst und ihrer Denkmäler, stellt Hr. Brückmann S. 70-71. die lächerliche Meinung auf, «es ist «keine Ursache vorhanden, warum die schwarze Lage der Grund «genannt werden könne, denn es kömmt ja nur darauf an, welche «Lage man unten oder oben legen will.» Der Verfolg dieser seiner Anmerkung zeigt auf dieselbe Art, nicht von der Unbestimmtheit des Plin, sondern von der Unbestimmtheit und Seichtheit der Begriffe desjenigen, der dem alten Naturforscher diese kläglichen Einwürfe macht.

Was Hr. L. M. Brückmann S. 71-72. §. XXVI. aufsetzt, ist grösstentheils aus meiner Untersuchung S. 82-84. (115-116.) genommen, er hat also keine Ursache sich die Miene des Kenners zu geben. Am Ende bloss macht er eine Bemerkung, die ich ihm aber nicht streitig mache, und die ich völlig für sein Eigenthum halte. Hr. Brückmann sagt nämlich, ich nenne «hier wieder die «rothe Schicht die obere, da doch gewöhnlich in die weisse geschnitten wurde, und dann diese mit mehrerm Recht die obere «heissen könnte». Hr. Brückmann weiss hier wieder nicht wovon die Rede ist. Ich führe die Worte des Solin (warum nennt ihn Hr. Brückmann nicht Solinus, sondern Solin?) an: *superficies ejus probatur si meracius rubet*. Ich bemerkte dabei, dass Solin die oben angeführte Stelle im Sinne hatte, aber wie es scheint richtiger ausdrückte, das heisst, dass er entweder eine vollständigere Abschrift des Plin, als wir jetzt besitzen, oder vielleicht die Quelle des Plin im Originale benutzte. Wenn er also nach dieser Voraussetzung vom Sardonyx sprach, so verstand er einen mit schwarzbrauner, weisser und rother Schicht, und nannte ganz recht die rothe als die Oberste, weil nur ein Stümper von einem Steinschneider die Ordnung umgekehrt, und eine rothe Schicht zur Grundlage, die schwarze aber zur obersten würde gemacht haben. Dass aber Solin hier von keinem andern Steine, als von einem solchen wie Plin erwähnt, von einem Sardonyx mit drei Schichten spricht, ergiebt sich ganz klar gerade daher, da er die rothe Lage die Obere nennt. Spräche er von einem Stein mit einer weissen und rothen Schicht, so würde er nicht die rothe, sondern die weisse die Obere

geheissen haben, denn die äusserst wenigen indischen tiefgeschnittenen Sardonyche, an welchen stets die braune oder rothe Schicht die obere bildet, der Stein mag zwei oder drei Lagen haben, können hier nicht in Anschlag gebracht werden. Unverantwortlich wäre es, wenn der Hr. L. M. noch weiter gehen, und von den Alten, deren Schriften von ihm schon so sehr herabgewürdigt worden sind, vermuthen wollte, sie hätten aus einer andern als der eben berührten Ursache die rothe Schicht die Oberste, die dunkle aber den Grund genannt, darum, weil bei der Erzeugung dieser Steine, die rothe Lage sich stets zu oberst, die schwarze aber sich stets zum Grunde befände! Vielleicht zwei oder drei erhoben geschnittene Steine, von zwei, aber kein einziger von drei Schichten, die sich höchstens unter allen bekannten alten Gemmen aufzählen lassen, an welchen die alten Künstler das Gegentheil, von dem was ich vorher bemerkte, beobachtet, indem sie die Figuren aus der schwarzen Schicht schnitten, und die weisse zum Grund verwandten, sind als Ausnahmen zu betrachten. Wie kam es aber, dass Hr. Brückmann auf diesen Irrweg gerieth? Als er mich tadeln wollte, was verführte ihn dazu, gerade diese Stelle anzugreifen? Nichts anders als Uebereilung! Herr Brückmann glaubte nämlich mich zu tadeln, und tadelte, ohne es sich bewusst zu sein, den Solin, dessen Worte ich S. 84. (116.) anführe und übersetze: «superficies eius probatur si meracius rubet. Das heisst: man hielt denjenigen Sardonyx für vorzüglich, dessen oberste Schicht ein schönes Roth besass». Weit besser thäte Hr. Brückmann lieber nicht zu tadeln, wenn er weder Zeit noch Beruf hat, fremde Arbeiten genau zu prüfen.

Hr. L. M. Brückmann will S. 72. seine Leser mit einer Abgeschmacktheit beschenken. Er sagt mit wichtiger Miene: «Es giebt aber auch Sardonyche, in welchen die Lagen und Schichten wahre Lagen und Schichten sind(!) und gehörig abschneiden, doch nicht ganz horizontal laufen, und dennoch halte ich sie für wahre Sardonyche». Ei warum nicht! Da es nach Hrn. Brückmann zum Wesen eines guten Mineralogen gehört, bei Beschreibung eines Steins vorzüglich auf die schlechten Gattungen, mit völliger Hintansetzung der vorzüglichen, Rücksicht zu nehmen, so wie er in seiner Beschreibung des Sard und des Sardonyx ein Muster davon aufge-

stellt hat, so mag er sich ganz gern dieser Entdeckung freuen, und niemand wird sie ihm missgönnen. Weil er in der Mineralienkunde, selbst in Kenntniss gewöhnlicher Steine, wie ich ihn vielleicht noch weiter an einem andern Orte aus seiner Abhandlung überführen werde, so geringe Fortschritte gemacht, so hätte er sich alles Urtheilens über die Gemmen der Alten weislich enthalten sollen; ein Privatmann kann in unsern Zeiten von dergleichen Schätzen nur einzelne Stücke besitzen, auch nicht an allen Orten durch genauere Ansicht sich Kenntnisse von ihnen verschaffen, wohl aber eine Mineraliensammlung zusammen bringen. Hr. Brückmann hat daher, wenn er über Dinge urtheilt, die er nicht versteht, und Plagia begeht, die er am falschen Orte anbringt, nichts weiter gethan, als sich blos gegeben. Ueber die Gemmen der Alten lasse er Männer wie von Göthe, Lanzi, Visconti und Millin urtheilen, und er halte sich an seine Mineralien, so gut als er kann!

Oben habe ich bemerkt, dass Hr. Brückmann meine Bemerkung über die Zonen und Zirkel im Plin nicht fasste, dieses muss ich von S. 72 - 73. wiederholen, wo er wieder davon spricht, und dabei sich zugleich auf Stücke seiner Sammlung mit alltäglichen Anmerkungen beruft, die nichts zur Sache thun. Wenn Hr. Brückmann S. 72. von einigen Sardonychen erinnert, auf welchen man weisse Sardzirkel wahrnimmt, «dass dieses sehr oft von dem Schnitte «des Steinschneiders abhängen», so hat er damit so viel als nichts gesagt, weil hieran niemand gezweifelt hat, ich hiervon an mehreren Orten in der Untersuchung S. 98. (122.) 134. (136.) 141. (139.) und 176. (154.) gesprochen und überflüssige zwecklose Wiederholungen am allerwenigsten in eine Streitschrift gehören.

Hier noch ein Beweis von Hrn. Brückmann's Kenntniss der lateinischen Sprache. S. 73 - 74. heisst es: Was es mit des Plinius «*circulis, Zonis et OVALIS* für eine Beschaffenheit habe, «habe ich so eben erwähnt». Plin würde sich sicherlich einen solchen Philologen als Ausleger und Richter verbitten. Fehler dieser Art, so äusserst selten sie auch in Druckschriften vorkommen, würde ich gewiss dem Hrn. L. M. Brückmann nicht vorrücken, und sie vielmehr dem Liebhaber als einen misslungnen Seitensprung verziehen haben, hätte er nicht durch seine Annahmen und durch den Ton, mit welchem er von Mineralogie,

Sprachforschung, und natürlich guter Logik spricht, das Schwerdt der Kritik gegen sich geschärft.

Was will Hr. L. M. Brückmann S. 74 - 75. mit den Worten sagen «Alle durch Nebenfarben und fremde Einmischungen entstellte Lagen und Zirkel, alle trübe, hefigte, honigfarbige, Sardonyche wurden von den Alten nicht hochgeschätzt, so wie auch von den Neuern. Denn sowohl die weisse als Sarderfarbe muss rein und in ihrer Art untadelhaft sein»? Will er dem Leser oder mir damit etwas Neues sagen? oder seinen Leser vielleicht glauben machen, dass ich nicht S. 86 - 88. (117 - 118.) meiner Untersuchung, dasselbe, nur richtiger und bestimmter, gesagt habe?

Dass sich Veltheim geirrt hatte, indem er dafür hielt, die vorhandnen alten Gefässe aus Sardonyx wären aus arabischem Sardonyx gearbeitet, folgt offenbar aus der Beschreibung, die Plin von diesem Steine giebt. Hr. Brückmann sucht vergeblich ihn S. 76. zu entschuldigen und zu vertheidigen, weil er nicht weiss, was arabischer Sardonyx ist. Er, der seine eignen Behauptungen nicht vertheidigen kann, thäte in Wahrheit besser, Fehler andrer Schriftsteller unentschuldigt zu lassen.

Hr. Brückmann kommt nun wieder auf das für ihn schlüpfrige Feld der alten Gemmen. Wenn er glaubt, dass die vorhandnen Sardonyx-Cameen nicht aus indischem, sondern aus arabischem Sardonyx geschnitten sind, so bestärkt er jeden Kenner in der Meinung, dass er den einen Sardonyx, so wenig als den andern kennt.

Meine Abhandlung über den Sardonyx hat Hr. Brückmann in den Stellen wieder nicht verstanden, wo ich von den Gattungen des Sardonyx spreche, er will mir aufbürden, ich habe aus den Worten des Plin: *constat ibi torrentibus detegi*, gefolgert, die indischen Sardonyche hätten sich in gleichschichtigen Steinlagen erzeugt, da ich doch auf diese Worte des Plin in meiner Entwicklung ganz und gar kein Gewicht gelegt, sie blos übersetzt, und sie gerade so übersetzt habe, wie sie übersetzt werden müssen, und sie sonst weiter nicht angeführt habe. O schwächliche Kritik!

In dem Abschnitte über den Sardonyx soll ich, wie Hr. Brückmann S. 77. vorgiebt, behauptet haben, die grossen Sardonyx-Gefässe wären nicht aus einem Steine mit regulären Lagen, sondern aus unordentlichen Verbindungen des Sardes und der weissen

Steinart gearbeitet, daher solche nach meiner Voraussetzung, nur schlechtweg Onyx, und nicht Sardonyx-Gefässe sollten genannt werden, und doch rechnete ich sie S. 89. (118.) mit zu den letztern. Der Leser der Schrift des Hrn. Brückmann, der meine Untersuchung nicht vorher durchgegangen, würde sich eine sonderbare Vorstellung von meiner Abhandlung machen, wenn Hr. Brückmann etwas bei ihm gelten sollte. Wer §. XXVII. S. 84-89. (116-118.) nachsehen will, wird finden, dass wenn in diesem Punkte Verwirrung statt findet, er solche bei niemand als bei Hrn. Brückmann zu suchen habe. Ich erklärte mich deutlich genug, über die Zirkel und Schichten des Sardonyx, und die Gränzlinien zwischen Onyx und Sardonyx sind in meiner Untersuchung so bestimmt, so scharf bezeichnet, dass schwerlich ein anderer als Hr. Brückmann darin Unbestimmtheit wird finden können.

Wozu §. XXVIII. S. 77. die Wiederholung dessen, was ich von der Anwendung des Sardonyx S. 89-95. (118-120.) gesagt? Glaubt Hr. Brückmann den Käufern seiner Schrift das Nachsehen meiner Untersuchung durch seine, theils entstellten, theils verwässerten Auszüge, überflüssig zu machen? Da würden sie wahrlich nichts dabei gewinnen!

Wenig Kenntniss der deutschen Sprache verräth der Herr L. M. S. 78. wenn er in meinen Bemerkungen über den Sardonyx: «Die «ersteren hatten sich in schichtigen Stein-Lagen oder Geschieben—«gebildet», das Wort oder so verstehen und den Sinn so verdrehen will, als glaubte ich schichtige Steinlagen und Geschiebe wären einerlei! Ekelhaft ist es mir von solchen erbärmlichen Schwächen meiner Gegner reden zu müssen.

Hr. Brückmann kommt S. 78. auf die Stelle, wo ich gegen ihn in meiner Untersuchung S. 93. (119.) erinnere: «Ich weiss nicht, «warum Hr. Brückmann an dem Dasein solcher Steine zweifelt. «Was man selbst nicht gesehen, kann darum doch in der Welt «irgend vorhanden sein». Auch hier müssen aus Hrn. Brückmann's Bemerkungen erst einige Verwirrungen hinweggeräumt werden. Er scheint nämlich seine Beschreibung eines solchen Steines, mehr aus Büschings dort angeführter Schrift, als aus Mariette geschöpft zu haben; Büsching erwähnte jedoch deutlicher die

Sardonyche mit buntfarbigen Zirkeln, die Mariette vorzüglich gemeint zu haben scheint, welche Hr. Brückmann aber hinweglässt.

Der Stein mit Schichten, den Mariette so genau beschreibt, ist, wie ich in meiner Untersuchung erinnerte, kein Stein mit Zirkeln, wie er glaubte, sondern ein Stein mit Schichten. An ihm ist aber die Schicht, welche Mariette roth nennt, vielmehr dunkelroth, und spielt ins braune. Da der sogenannte Carneol-Onyx in jeder Rücksicht ein seltner Stein ist, so wird er freilich noch seltner, wenn er vier Schichten oder noch mehrere besitzt. Ungeschnittene Sardonyche mit Zirkeln, wie sie Mariette beschreibt, sind weniger selten, als jene, und Hr. Brückmann kann dergleichen in London und Moskau antreffen. Wetten können in vielen Fällen ihr Gutes haben, so viel ich aber weiss, hat man diese Kinder der Langenweile in ernsthaften Untersuchungen noch nie eine Rolle spielen lassen.

Hr. L. M. Brückmann kommt S. 80 - 81. wieder darauf zurück, dass, nach meiner Erklärung des Plin, die erwähnten Gefässe der Alten nicht aus Sardonyx, sondern aus Onyx geschnitten wären. Hierüber habe ich ihm schon oben meine Meinung gesagt. Freilich finden sich an den Sardonyx-Gefässen des Alterthums Stellen und kleine Flecken Onyx; darum wird aber Niemand mit Hrn. Brückmann S. 81. behaupten, «diese Gefässe seien aus Onyx und Sardonyx zugleich gearbeitet». Auch sehe ich nicht ein, wie aus obiger Wahrnehmung «Verwirrungen und Unbestimmtheiten» entstehen können. Ist es vielleicht eine der Eigenschaften des grossen Steinkenners, bei Wahrnehmung einiger unregelmässigen Stellen an einem antiken Sardonyx-Gefässe, unbestimmt oder gar verwirrt zu werden?

Das Fussgestelle eines Sardonyx-Gefässes, das Hr. Brückmann S. 82. beschreibt, würde jeder, den meine Gründe überzeugt haben, für Onyx halten müssen.

Die Alten glaubten nicht, dass der Sard das Wachs besser fahren lasse, als die weisse Lage des Sardonychs, wie Hr. Brückmann irrig S. 82 - 83. vermuthet. Denn Plin schreibt dem arabischen Sardonyx, und also der bläulichen, so gut als der dunkeln Lage, dieselbe Eigenschaft zu.

Wenn Hr. Brückmann S. 83. einen Sardonyx mit einer weissen und rothen Schicht, einem Sardonyx, mit einer schwarzen

weissen und rothen Lage, vorziehen will, so sehe ich nicht ein, warum? Auch wird niemand mit Hrn. Brückmann glauben, dass ein Stein von zwei Schichten sich vortheilhafter zu Cameen gebrauchen lasse, als einer von drei Schichten. Wäre Hrn. Brückmanns Vorgeben gegründet, so dürfte man ja nur von einem Sardonyx, wie der des Plin, die schwarze Schicht abschneiden, und man hätte den Stein veredelt! Allein dies hiesse ein kostbares Stück muthwilligerweise verderben. Vorausgesetzt dass die Schichten des Sardonychs alle gerade liegen, und sich völlig reinlich von einander abschneiden, so beruht die Trefflichkeit eines solchen Steines, nicht sowohl auf der Mehrheit der Schichten, als vielmehr darauf, ob diese Schichten die gehörige Dicke besitzen. Ist zum Beispiel die weisse Schicht zu dünn, so können an manchen Stücken die Theile nicht rein dargestellt werden, weil dann in den Vertiefungen die untere Lage hervorschimmern würde, der Künstler müsste denn, wie man es an einigen schönen Werken der Alten bemerkt, seine Schattenpartien, nicht als Bildner, sondern gleichsam als Maler, durch das Hervorschimmern der dunkeln Schicht, hervorbringen wollen. Gemmen dieser Art sind selten, und es folgt aus der Natur der Sache, dass dieses Verfahren nur bei einem äusserst flachen Bildwerke, auch bloss in dem ganzen Werke, nicht aber nur in einer einzelnen Partie desselben, anwendbar sei. Ist die Schicht aber zu dick, so kann der Künstler keine Anwendung von der dritten Schicht machen, ohne sein Werk zu verunstalten, und er wird den Stein in der Mitte der weissen Lage theilen müssen, um ein paar brauchbare Sardonyche von zwei Schichten zu erhalten.

Beweisen kann Hr. Brückmann es nicht, dass zu einem Carneol-Onyx, das heisst zu einem Sardonyx mit weiblichem oder rothem Sard, eigentlich nur zwei Lagen gehören, wie er S. 83. grundlos behauptet. Er billigt durch solche Sätze die alten Verwirrungen, und vermehrt sie so viel er weiss und kann.

Wenn Hr. Brückmann S. 84. mir einwirft, «Carneol-Onyx sei jetzt so selten nicht», so habe ich nichts dagegen, denn auch ich erwähnte in der Untersuchung S. 98. (122.) mehrere neue Arbeiten aus diesem Steine; aber immer werden antike Cameen, aus indischem Carneol-Onyx selten sein, und nur diese meinte ich. Hr.

Brückmann tadelte also auch hier, ohne die Stelle die er tadeln wollte, gehörig erwogen zu haben.

Ob man einen einfarbigen hochgeschnittenen Stein Camee nennen wolle, oder nicht, hat nicht viel auf sich, so viel kann ich aber versichern, dass man mir kein antikes Kunstwerk dieser Art wird anführen können. Die wenigen Beispiele, vielleicht kaum drei, die man nennen könnte, sind keine wahren Kunstwerke, sondern mittelmässige Arbeiten späterer Zeiten.

Aus allem was Hr. L. M. Brückmann über seine erhobene geschnittene Bacchantin sagt, ist es mir nur zu einleuchtend, dass dieser Camee keine alte Arbeit sei. Die Griechen hatten auf keine Weise, bei ihrem zwei- und dreifarbigen Sardonyx, die Absicht, die ihnen Hr. Brückmann S. 86. unterschiebt: «Wenn die Kunst «in dergleichen Arbeiten der Natur sich nähert, und sie nachahmt, «ohne sie zu verstellen, so erhöht sie auch den Werth von dergleichen Arbeiten». Nach dieser Voraussetzung müssten vielleicht die kleinen bunten Wachsbildnisse an Kunstwerth den Cameen der Alten vorzuziehen sein, und man würde bunte Steine in Menge finden können, welche nach dieser Voraussetzung dem schönsten indischen Sardonyx vorzuziehen wären. Die grösste Fürstin des verflossenen Jahrhunderts gab einen Beweis ihres richtigen Geschmacks, als sie einem Pastenmacher seine Glasflüsse, die er von alten Cameen gemacht hatte, an welchen die Gesichter, Kränze, und Bekleidungen in natürlichen Farben dargestellt waren, mit Bezeugung ihres Missfallens, und mit den Worten zurückgab: «es ist «deutsche Arbeit».

Gegen Hrn. Brückmanns Aeusserung S. 86. erinnere ich, dass die Alten sehr oft ihre Cameen unterschritten, welches der Augenschein lehrt. Jeder wird dieses bemerkt haben, der von schönen Arbeiten, zur Erhaltung des Andenkens, Formen genommen hat. Jedoch verfahren sie dabei, nicht wie die Neuern, sondern mit weiser Sparsamkeit. Bei Figuren ist das Untergraben unumgänglich nöthig, wenn sich der Künstler von dem ganz flachen Bildwerke entfernt, er müsste denn geflissentlich ein plumpes und steifes Werk liefern wollen.

Was ich von der heutigen Steinschneidekunst, und dem grossen Verlust den sie durch Pichlers Tod erlitten, sagte, hätte ich

vielleicht anders ausdrücken können, doch dürften mich, bei den Worten die ich gebraucht, gewiss nur wenige falsch auslegen. Hr. Brückmann versteht mich falsch, dies ist aber nicht meine Schuld. Da er Marchands nur zu oft ängstliche steife Manier, Pichlers edlem Stile vorzieht, so möchte ich mich auf sein Urtheil über Werke der bildenden Kunst nicht verlassen. Guay ist niemals mit Marchand, selbst kaum mit Brown zu vergleichen gewesen. Es fehlt also sehr viel, dass man seine Mittelmässigkeit Pichlers grossem Geschmacke sollte vorziehen können! Das erwähnte, jetzt in der Russisch-Kaiserlichen Sammlung befindliche Stück von Guay, wird kein Kenner für eines der grössten Meisterstücke der Steinschneidekunst ausgeben wollen. Die Künstler Doll und Facius kenne ich nicht. Tettelbach dürfte sich in erhobenen Steinen vielleicht dem Brown nähern. Von den übrigen Künstlern arbeitet Santarelli in einigen seiner sehr schönen erhobenen Werke in Pichlers Geschmack; Rega hat Verdienste in der vertieften, und Amastini, obschon bei einiger Trockenheit, noch grössere in der erhobenen Arbeit; Steinschneider aber wie Capparoni, Berini, Weder, Ferretti, Morelli zu Florenz, ein anderer Morelli, diesem gleich an Verdienst, lebt zu Rom, Malatesta und andere, hätten nicht neben jene Meister aufgestellt werden sollen. Alle mit Ruhm hier genannten Künstler, so wie manche andere nicht erwähnte, erreichen Pichlern bei weitem nicht, und werden ihn auch nie erreichen.

Hr. Brückmann bemerkt S. 89. gegen meine Erklärung des Plin, in der Stelle wo er vom arabischen Sardonyx sagt: *nullo Sardarum vestigio arabicae sunt*, «diese Worte müssen gar «nicht so strenge genommen werden». Warum nicht? Ich bitte mir hierüber die Beweise aus—! Denn was er sogleich darauf hinzusetzt: «die schwarze Lage ist doch wirklich aus Sarda, und «wenn sie nicht zu dick ist, und man sie gegen die Sonne oder «gegen eine brennende Lichtflamme (?) hält, zeigt sie sich blut-«roth», sagt nichts, weil dieser Eigenschaften ungeachtet, ein Stein, ohne dass man jene Prüfung vornimmt, gar nichts vom Sard an sich zu haben scheinen kann, wie es wirklich mit dem arabischen Sardonyx der Fall ist, und—man höre!— weil diese Stelle wieder fast von Wort zu Wort aus meiner Untersuchung genommen ist.

Dort sage ich S. 108 (126.): «Dennoch sind sie im Grunde nicht ganz
«undurchsichtig, dennoch besteht ihre untere Lage aus nichts anderm,
«als aus Sard». Ich sage ferner S. 109. (126.) «Diese Sardonyche
«sind ihres pechschwarzen Ansehens ungeachtet, dennoch zuweilen
«nicht ganz undurchsichtig, wenn sie gegen eine brennende Kerze
«(nicht brennende Lichtflamme) gehalten werden: ihre zu grosse
«Dicke oder der zu sehr gesättigte Stoff müsste denn ihnen allen
«Schein von Durchsichtigkeit benehmen». Was Hr. Brückmann
von dem hochrothen Ansehen erinnert, welches man wahrnimmt,
wenn man einen dunkeln Sard gegen die Sonne hält, habe ich
ebenfalls S. 37. (97.) beigebracht. Glaubt also Hr. Brückmann
mich auf diese Art mit meinem Eigenthume zu belehren? oder will
er die Leser, die unsere Schriften nicht vergleichen wollen, irre füh-
ren? oder ist sein Gedächtniss nicht mehr haltbar? Aus eigener Er-
fahrung kann er diese Anmerkung nicht machen. Würde er wahre
arabische Sardonyche, oder Niccolo mit bläulicher Oberfläche,
untersucht haben, so würde er stets gefunden haben, dass der Sard
an ihnen niemals weiblich, sondern stets männlich, das heisst,
niemals roth, sondern stets braun ist, dass sie also nie einen rothen
Schein, gegen die Sonne gehalten, zeigen können. Und gerade dass
sie meistens ganz undurchsichtig zu sein scheinen, ist eine Folge
des braunen Sardes. Dass Hr. Brückmann keine wahren arabi-
schen Sardonyche untersucht, oder von ihnen vielleicht kaum mit-
telmässige Steine gesehen, folgt zum Ueberflusse noch daraus, dass
er glaubt, der indische Sardonyx gewänne das Ansehen des arabi-
schen, wenn man seine obere Schicht so dünn als möglich schlefte,
worin er sich aber gar gewaltig irrt. Seine Bemerkung S. 89. dass
«die weisse Lage, auf dem arabischen Sardonyx, schön weiss und
«schimmernd hervorstrahlt, liegt nicht so sehr an der Weisse selbst
«als daran, dass die schwarze Lage solches mehr erhöht oder ab-
«stechend macht», soll mich vermuthlich zurechtweisen oder beleh-
ren? Allein er hat mich hier bloss paraphrasirt, und ich hätte das-
selbe in meinen Bemerkungen über diesen Stein S. 108-109. (125-
127.) gesagt. Wenn Hr. Brückmann aber die obern Lagen des in-
dischen und arabischen Sardonychs für völlig gleich von Ansehen
finden will, so muss man zuversichtlich schliessen, dass er einen
oder den andern Stein, oder vielmehr alle beide, nicht gehörig kennt.

Dass aus Niccolo, Onykel (nicht Onickel) abzuleiten, wie Hr. Brückmann S. 90. sagt, ist ungegründet. Es sind beide Wörter Diminutive, die jedes für sich, aus ihren Stammwörtern herfliessen.

Auf derselben Seite führt Hr. Brückmann des Veltheim Vermuthung, über die Unächtheit so vieler alten Cameen an, die ich gewiss widerlegt haben würde, wenn ich die Abhandlung über die Reformen in der Mineralogie damals schon gelesen gehabt hätte, als ich die Untersuchung dem Drucke übergab.

Hr. Brückmann will mich, wie er S. 91. sagt, mit den Worten des Veltheim überführen, «wie unbestimmt sich selbst Italiener ausdrücken, wenn vom Niccolo die Rede ist». Lustig genug, da er die Anwendung des Wortes Niccolo bei Italiänern von mir auf drei Seiten, S. 157 - 159. (145 - 146.) gewiss weit lehrreicher auseinandergesetzt gefunden hatte! Fürwahr die Polemik des Hrn. Brückmann ist völlig neu und einzig in ihrer Art. Bald ignorirt er das was ich vortrug, um dasselbe zum Frommen der Leser als das Seinige aufzuwärmen; bald will er die Leser unterhalten, indem er mich compilirt und paraphrasirt; bald glaubt er mich zu widerlegen, wenn er meine Sätze vorher nach allen Kräften verdreht und aus allen Gelenken gerückt hat.

Wie ich mehreremale bemerkt habe, weiss Hr. Brückmann fast niemals, was und warum er tadelt. Auch wenn er einen Schriftsteller lobt oder auch nur anführt, kann man ihn stets überführen, dass er, wenn's hoch kommt, die Stelle kaum halb verstand. So sagt Hr. Brückmann z. B. S. 89 - 90. «Natter versichert S. XXXVIII. «dass diejenigen Sardonyche mit zwei Lagen, die man in Italien «Niccolo nennt, nichts weiter als eine Art antiker Pasten sind». Wer Natters Buch nicht kennt, wird über die Neuheit dieser vorgelieblichen Entdeckung sich höchlich verwundern. Man sehe aber die angezogene Seite nach, und man wird finden, dass Natter nie an eine solche Abgeschmacktheit gedacht hat. Er spricht von zwei alten Pasten, und Hr. Brückmann glaubte er spräche von dieser ganzen Gattung der Sardonyche. Ich gestehe, dass Hr. Brückmann in der Kunst zu verwirren und zu verfinstern ein Talent besitzt, das völlig einzig ist.

Dass Hr. Brückmann S. 91. arabische und indische Sardo-

nyche für einerlei Steine hält, ist eine Folge dessen, wessen ich ihn oben überführte.

Was Hr. Brückmann aus Natter S. 91. anführt, wird niemand bezweifeln, es gehörten diese Dinge aber nicht hieher, eben so wenig als die, wohl zu merken, lateinisch hingeschriebene, eine ganze Seite lange Stelle des Plin über den Obsidian. Man entdeckt, bei dieser Anführung Natters, wieder eine neue Sonderbarkeit. Auf der vorhergehenden Seite heisst es, Natter behauptet «alle Niccoli «sind antike Pasten», hier aber sagt Hr. Brückmann, «Natter behauptet, dass unter dem Niccolo der Italiäner viele Pasten für «wahre Sardonyche gehalten wurden». Beides konnte doch Natter, so lange er bei gesundem Verstande war, nicht auf einmal behaupten! Er hat daher wohl nur einen dieser Sätze zu verantworten?— wird man sagen. Nein; antworte ich, weder den einen noch den andern! Natter spricht, als einsichtsvoller Künstler, von weiter nichts, als von einigen alten Pasten, welche die Niccoli nur unvollkommen nachahmten. Das übrige kömmt alles auf Hrn. Brückmanns Rechnung, und er allein mag es verantworten, auch hierinnen neue Verwirrungen haben anrichten zu wollen, weil ihm die Anzahl der alten nicht gross genug schien.

Dass Hr. L. M. Brückmann die Herleitung des Wortes Niccolo nicht wissen will, verüble ich ihm nicht, wohl aber, dass er bei seiner Sucht zu etymologisiren, meine Etymologie nicht widerlegt hat. Er sagt S. 92: «Woher der Name Niccolo mag entstanden «sein, hat man, so viel ich weiss, noch nicht erforschen können». Er schrieb seine vermeinte Widerlegung, ohne einmal vorher meine Schrift durchgelesen zu haben; wäre dies nicht der Fall, so hätte er S. 157. (146.) meine Etymologie gefunden, und wir würden ihm dann vielleicht nicht für die neue Etymologie des Niccolo aus Occhio S. 93, die allen Liebhabern witziger Etymologien werth sein wird, haben danken können, obgleich, als es zur Kritik der 157. (146.) Seite kam, er diese seine witzige Geburt schon vergessen hatte.

Gegen seine Erinnerung über den Stein Jargon, erlaube mir der Hr. Brückmann offenherzig zu erinnern, dass wenig fehlte, dass ich nicht den ganzen Perioden, den sie einnimmt, weil sie nicht hierher gehört, und lauter Bekanntes enthält, auch seine Herlei-

tung des Niccolo von Occhio nicht unterstützt, für ächten wahren Jargon gehalten hätte.

Nur der welcher es mit dem Hrn. L. M. Brückmann recht sehr übel meint, kann ihm rathen, ins künftige seine Etymologien den Lessingischen entgegenzustellen, und den Opal, von einigen sonst Orphanos genannt, aus or, Gold, und φανός, durchscheinend, abzuleiten, weil er durch dergleichen Wagstücke jederzeit verlieren und sich lächerlich machen wird!

Da wo Hr. L. M. Brückmann mich am sichersten zu fangen glaubt, kommt, wie man gesehn, immer eine ganz andere Sache zum Vorschein. So sagt Hr. Brückmann S. 94. in meiner Untersuchung, S. 108. (126.) «wage ich es dem Plin geradezu zu widersprechen, und ich bestätige dadurch was er kurz zuvor gesagt habe, dass nämlich die dunkle Lage dieser Steine (der arabischen Sardonyche) wahrer Sard sei». Plins Worte: nullo sardarum vestigio arabicae sunt, übersetze ich: sie haben nichts vom Sard an sich, das heisst, wie Plin nachher sagt: sie sind so ganz dunkelbraun, dass sie keine Unterlage vom Sard zu haben scheinen, nicht aber: die untere Lage ist kein Sard. Alle diese Kennzeichen treffen so genau mit den Sardonychen mit bläulicher Oberfläche überein, dass es ganz klar ist, dass er sie unter dem arabischen Sardonyx meinte, und es kam mir nie in den Sinn, dem Plin zu widersprechen, wenn ich sagte: «Dennoch sind sie im Grunde nicht ganz undurchsichtig, dennoch besteht ihre untere Lage aus nichts als aus Sard». Man muss nothwendig einige Kenntniss des Gegenstandes mitbringen, wenn man auch ein fasslich deutsch geschriebenes Buch verstehen will.

Da sich Hr. Brückmann nicht anders zu helfen, und nichts Besseres gegen meine Erklärung der Stelle über den Sardonyx vorzubringen weiss — so geht er desto heftiger S. 94. auf den Plin los. «Er glaube dem Plin nicht geradezu auf sein Wort, alle seine Unterscheidungszeichen seien relativ, unter dem arabischen und indischen Sardonyche finde kein Unterschied statt», und was dergleichen Sätze mehr sind, die ich weiter nicht in Erwägung ziehen kann, weil es nie meine Sache gewesen ist, Beweise Jemand aufzudringen, der ohne Sach- und Sprachkenntniss, die alten Schriftsteller herabsetzt, um seine mineralogischen Hefen in Ehren zu

erhalten. Nichts weiter mag ich also zur Vertheidigung meiner Beschreibung des arabischen Sardonyches, dem ich S. 110 - 111. (126 - 127.) «eine sanft himmelblaue oder hellultramarinfarbne «Oberfläche, welche mehr oder weniger ins weissliche fällt», zuschreibe, gegen alles das falsche hinzusetzen, was Hr. Brückmann S. 94 - 95. aus oft erwähnten Ursachen, mit alltäglicher Nebenanmerkung, vorbringen wollte. Was Farben sind, scheint Hr. Brückmann nicht zu wissen; ob der arabische Sardonyx aber hellultramarinfarben sei oder nicht, wird weiter hin berührt werden.

Was Hr. Brückmann S. 95. von den Eigenschaften eines arabischen Sardonychs sagt: — «Soll nun überhaupt ein solcher Sardonyx seine mögliche Vollkommenheit haben, so müssen seine «Farben rein, seine Lagen ganz wagerecht sein, und nicht in einander übergehen oder sich vermischen» — klingt vornehm und wichtig genug, ist aber in meiner Untersuchung S. 86 - 87. (117 - 118.) schon gesagt, und alles was darauf folgt voller schiefen Sätze. Man sollte kaum glauben, der Hr. L. M. wolle hier von einem arabischen Sardonyx sprechen, wenn er sagt: «hat nun ein dergleichen Sardonyx die Eigenschaft, dass er, wenn man ihn gegen «die Sonne oder Lichtflamme hält, blutroth aussieht, (eben dieses «wird auch S. 98. gesagt) so giebt ihm dieses einen höhern Werth, «und setzt seine dunkle Lage um so viel gewisser unter die Sarder, «weil die falschen Steine, sie mögen nun Glaspasten oder Obsidian(!) «sein, diese Eigenschaft nie haben, sondern bei durchfallendem «Lichte stets schwärzlich oder braun aussehen werden». Spricht Hr. Brückmann hier von einem Niccolo, so weiss er nicht was er spricht, weil die Grundlage des arabischen Sardonychs schlechterdings nie aus rothem Sard besteht; spricht er von einer Carneol-Schicht, so habe ich dieses längst gesagt. In meiner Untersuchung S. 37. (97.) erinnere ich vom dunkelsten indischen Sard, dass er «gegen ein brennendes Licht seine Durchsichtigkeit in einem kleinen hochrothen Flecken bemerkbar mache». Herr Brückmann hat dergleichen Versuche, so bekannt sie auch sind, in seiner Abhandlung nicht berührt, da er aber einen solchen Versuch mit einem arabischen Sardonyx gemacht haben will, so folgt unwidersprechlich, dass er diesen Stein gar nicht kennt, und dass er wieder ein schlecht ausgefallnes Wagstück beging, indem er die Leser mit

meinen Sätzen zu belehren glaubte. Herr L. M. Brückmann begeht hier einen zweiten, wenigstens eben so groben, Fehltritt, wenn er behauptet: «Glasflüsse besitzen nie jene blutrothe Farbe, sondern sehen bei durchfallendem Lichte stets schwärzlich oder braun aus». Er beweist hiemit offenbar, dass er von alten und neuen Abdrücken der Gemmen aus Glas, eben so wenig weiss, als von den Steinen, welche alte und neue Steinschneider zu ihren Arbeiten verwandten. Hr. Brückmann will von Gemmen und ihren Abdrücken schreiben, und weiss nicht, dass ihm jeder Pastenfabrikant Glasflüsse, von Cameen sowohl, als von vertieften Steinen, liefern wird, welche bald dem schönsten Carneol, bald dem schönsten Rubin und Granat nichts nachgeben werden, wenn man sie gegen das Tageslicht oder gegen eine brennende Kerze hält! Welche Verbesserungen, welche Widerlegungen meiner Untersuchung!!!

Im XXXV §. S. 95 - 96. sagt Hr. Brückmann von mir, ich habe, «über die Einführung der arabischen Sardonyche in Rom, so wohl zu Siegelsteinen als zum Schmuck, des Plinius und einiger Autoren Nachrichten mit Fleiss zusammengestellt». Was will der Herr Leib-Medicus mit diesem Beifall sagen? Wenn die ganze Eintheilung dieser Steine in indische und arabische nichts taugt, wenn arabische Sardonyche blutroth aussehen, wenn man hierüber weder dem Plin auf sein Wort noch meinen Bemerkungen glauben darf, wie er vorher sagte, wie kann er meinen Fleiss loben, der falsche und unbrauchbare Sätze aufstellt und vergleicht! Bald spricht der Hr. Leib-Medicus mit der Miene des erfahrensten Kenners, vom arabischen Sardonyx, bald leugnet er seine Existenz, bald versichert er Stücke davon in seiner Sammlung zu besitzen, bald nennt er ihn blutroth, bald findet er ihn zu Cameen verwandt, bald lobt er, bald tadelt er — da werde einer klug aus diesem Chaos!

Des Hrn. L. M. Brückmann Bemerkung über die Gemmen der Griechen und Römer §. XVII. S. 96., und was er sonst dabei vorbringt, zu mustern, würde viel Geduld und Wiederholung des schon gesagten erfordern. Am Ende läuft der ganze Streit auf den arabischen Sardonyx hinaus, in diesem Punkte war es Hrn. Brückmann nicht möglich mich zu verstehen, weil er seiner vorgeblichen Mineralienkenntniss ungeachtet, den Stein eben so wenig, als die andern, von den Alten zu Werken der Glyptik verwendeten

Steine kannte, und weil er aus Mangel an philologischer Kenntniss nicht begriff, was Plin darüber gesagt hat.

Im XXXVII §. S. 97 - 98. heisst es wieder, nach mehreren Anmerkungen, die nur zu deutlich bezeugen, dass Hr. Brückmann keine arabische Sardonyche, rohe sowohl als von den Alten geschnittene, weder gesehen noch jemals gehörig untersucht hat: «Die Worte des Plin: *nullo sardarum vestigio arabicae sunt*, «sind nicht so strenge zu nehmen». Hr. Brückmann bejaht, bemerkt, widerlegt, lobt, tadelt, wiederholt, so wie es ihm einfällt. Ohne das Vorhergesagte und alles was die Untersuchung darüber enthält zu wiederholen, könnte ich nicht darauf antworten, und wozu würde meine Arbeit dienen? Sobald es dem Ausleger erlaubt sein würde, aus den Beschreibungen der alten Naturforscher, nach Veltheimischer Art, ganze Stellen zu unterdrücken, oder mit Hrn. Brückmann, manche Worte «nicht strenge zu nehmen» und ganze Beschreibungen für unbestimmt und untauglich zu erklären, dann dürfen wir sicher rechnen, durch diese vorgeblichen Herrn Ausleger, ganze Heere von Missgeburten und Phantomen, wie z. B. der weisse Nagelstein, die Murrha aus Speckstein und aus Horn-Opal, und manche andere, ans Licht gebracht und jedweden Unsinn behauptet zu sehen!

Wollte ich auf den XXXIX §. S. 99 - 102. antworten, in welchem Hr. Brückmann sich gegen meinen Tadel seiner Gedanken über den Onyx und den Sardonyx zu vertheidigen vornimmt, so müsste ich ihm alles, was ich vom Onyx und vom Sardonyx gesagt habe wiederholen, würde mich aber vergeblich bemühen, ihn, dem alte Vorurtheile mehr werth sind, als die klärsten Aussagen des Plin und des Theophrast, (denen man wie er sagt nicht auf ihr Wort glauben, und welchen man nicht zutrauen darf, dass sie besser wussten, als Hr. L. M. Brückmann, was die Alten unter diesen Namen für Steine verstanden) auf gesündere Begriffe zurückzubringen.

Wie wenig Hr. Brückmann wagen dürfe über Plin und Theophrast zu urtheilen, beweise ich aus folgenden Gründen:

- 1) Weil er die Steine, welche die Alten der Steinschneidekunst widmeten, weder roh noch geschnitten kannte, und vielleicht, seinen äussern Verhältnissen nach, nicht kennen konnte.

- 2) Weil es ihm an gewöhnlicher, ich rede nicht von durchdringender, Beurtheilungsgabe mangelt, um die Alten, wenn sie auch noch so fasslich wären, übersetzt verstehen zu können.
- 3) Weil Kenntniss der Sprachen der Alten seine Sache nie gewesen ist, und
- 4) Weil er durchaus seine alten Vorurtheile allem vorzieht, was noch so klar vor seinen Augen liegt.

Um nun diesem nicht lobenswürdigen Starrsinn wenigstens einen Anstrich von Rechtlichkeit zu geben, verwirft er alles was Theophrast und Plin je gesagt haben, und ruft uns S. 103. zu: «aus den Schriften der Alten, des Theophrast, des Plinius, und «aller der Schriftsteller die letzterer namhaft macht, und deren Beschreibungen er in seine Naturhistorie aufgenommen hat, leuchtet «überzeugend hervor, wie wenig sie noch in der Mineralogie der «rohen Steinarten unterrichtet waren». Wer wird wohl jemals dieses behaupten können! Alles was wir von den Alten über dieses Fach besitzen sind kurze Auszüge, und woher will Hr. Brückmann wissen, dass Theophrast oder ein anderer alter Naturforscher z. B. einen rohen Sard von einem andern Steine im rohen Zustande nicht habe unterscheiden können? Völkern, welchen theils alle Edelsteine, theils alle Metalle bekannt waren, Völkern, welche selbst Gruben hatten, kann schlechterdings niemand von gesundem Verstande, die Wissenschaft der äusserlichen Kennzeichen der damals bekannten Fossilien absprechen. Wenn aber Hr. Brückmann mit Stolz hinzusetzt S. 103: «Sie die Alten behielten die Benennungen der Edelsteine bei, so wie sie damals von Steinhändlern und «Juwelieren gegeben wurden, nämlich nach den trivialen (?) und «theils abergläubischen Namen, wie solche hergebracht und angenommen waren»; so sieht man, dass Hr. Brückmann nicht weiss, woher die meisten Namen der Edelsteine, welche die griechischen Schriftsteller erwähnen, herzuleiten sein dürften. Leicht könnte bewiesen werden, wenn man auch Hrn. Brückmann damit nicht überführen würde, dass nicht die Steinhändler und Juwelierer diese Namen erfunden haben. Viele indische Steine führen noch jetzt den Namen, den man ihnen in Indien gab, als man sie fand, und zwar zu einer Zeit, wo man die Steine noch nicht geordnet, und auf ihre Klassen zurückgebracht hatte. Andre Steine erhielten den

Namen von dem Orte, wo sie gefunden wurden, andere von der Farbe, andere von Dingen, mit denen sie sonst einige Aehnlichkeit besassen. Wenn daher Herr Brückmann die trivialen und abergläubischen Namen der Steine bei den Alten mit Verachtung tadelt, so erlaube er mir ihn zu bitten, uns doch zu sagen, ob er bei seiner, wie er glaubt, ausgebreiteten Kenntniss des Mineralreichs, es für möglich hält, das grosse Heer der Fossilien mit philosophischen, einzig und allein aus ihrer Natur genommenen, aber niemals willkührlichen, niemals zweideutigen, und niemals zeilenlangen Namen zu belegen? Kann er das, so mag er die Alten wegen der Namen ihrer Steine zurechtweisen, so mag er alte und neue Mineralogen die Geissel seiner Kritik fühlen lassen, und man wird ihn bewundern, kann er das aber nicht, so — schweige er.

Wenn Hr. Brückmann S. 104. erinnert, «dass man in den «frühern Zeiten, bis auf den Theophrast, alles Onyx nannte, was «reguläre und irreguläre Formen hatte», so war ich es, der ihm dieses S. 61 - 62. (106 - 107.) meiner Untersuchung mittheilte; ich hatte aber nicht gesagt, dass man in der Kenntniss der Steine damals weiter zurück war, als in den Zeiten des Plin. Dieses mag der Herr Leib-Medicus beweisen, sich aber seiner Sucht mit fremdem Eigenthume zu prahlen klüglich enthalten.

Wenn Hr. Brückmann Lessingen S. 105. entschuldigen will, von dem ich sagte, «er habe bei seinen Bemerkungen über den «Sardonyx nicht an Plins Nachrichten gedacht», (nicht aber wie mich Hr. Brückmann behaupten lässt, dass er über das was er schrieb nicht nachgedacht) so kann Hr. Brückmann mich nur dann wegen dieses Vorwurfs in Anspruch nehmen, wann er aus Lessings dort angeführter Schrift, oder aus andern seiner Werke, beweisen kann, dass Lessing Plins Aussagen bei Abfassung jener Stelle vor Augen gehabt, und erwogen hatte; durch welchen Beweis, wenn er ihn anders zu liefern sich getrauet, er den Manen jenes grossen Mannes aber keinen Dienst leisten würde.

Beim arabischen Sardonyx soll ich, «sogar von einer hellultra-«marinfarbigem Lage sprechen»: «Obgleich», sagt Hr. Brückmann S. 106. «eine weisse Lage auf dem arabischen Sardonyx, bläulich, «türkisfarbig, a velo turchino, erscheint, so ist doch hiebei «noch an keine Ultramarinfarbe zu denken». Weil Hr. Brück-

mann mit Namen der Farben spielen will, und wie sich deutlich ergiebt, die schönsten arabischen Sardonyche nie gesehen hat, so will ich ihn gern damit spielen lassen, zumal, da er, ich möchte sagen, spielend davon spricht. Er sagt: «Obgleich eine weisse Lage «bläulich, türkisfarbig, a velo turchino, erscheint». Weiss Herr Brückmann was der Italiäner unter turchino für eine Farbe versteht; weiss Herr Brückmann was Türkisfarbe ist, und dass er hier auf zwei Zeilen eine Sache auf einmal bejahet und auch verneinet? O der Widersinnigkeit! Wer hat ihm denn ferner gesagt, dass der velo turchino (sein a velo turchino ist Galimathias und bedeutet nichts) auf einer weissen Lage erscheint? bildet sich der velo turchino nicht über der dunkeln Lage? —! —!

Was S. 106 - 107. aus Hrn. Brückmanns Sammlung von isländischen Steinen, unter welchen «der weisse Onyx mit der «gleichen Lagen» (!) ein wahres Wunderding ist, vorgezeigt wird, gehört nicht zu dieser Untersuchung und enthält, jenen weissen Onyx mit weissen Lagen ausgenommen, unbestimmte Sätze und bekannte Dinge, die sich häufig genug in den Mineraliensammlungen vorfinden. Auch hat mir die Schöpfung des sogenannten Onyxpraser oder Prasonyx keine vorzügliche Unterhaltung gewährt, um Hrn. Brückmann zu mehreren solchen Schöpfungen aufmuntern zu können.

S. 107-108. kommt Hr. Brückmann wieder auf seinen theuern Nagelstein zurück, in dessen Besitz ich ihn gewiss nicht weiter stören werde. Wohl ihm, wenn er sich in ihm glücklich fühlt!

Hr. Brückmann rückt S. 108. dem Plin vor, er werfe hier bei seinen Achat- und Jaspis-Arten ein- und mehrfarbige Steine durcheinander. Wenn dieses nun auch der Fall wäre, was folgt daraus? Kann nicht ein und derselbe Stein bald einfarbig, bald vielfarbig erscheinen? Dass die Verwirrung, die der Hr. Leib-Medicus dem Plin, auch in Rücksicht dieser Steine, vorwirft, nicht so gross ist, als er glaubt, könnte ich sehr leicht erweisen, es würde aber zweckwidrig sein, hier weitläufig von Steinen zu sprechen, die ich in meiner Untersuchung nur im Vorbeigehen berührte.

Ueber Theophrasts Stelle vom Onyx, über Lessing, bei dessen Anführung er in der griechischen Stelle das eine Hauptwort auslässt §. XLII. S. 108-109., über die Behauptung, dass aus der Ver-

mischung der Sardlage mit der weissen eine Mittelfarbe entstehen müsse (folglich der Onyx aufhören würde Onyx zu sein!), über die Absicht des Hrn. L. M. und die Art, Lessings Uebersetzung zu rechtfertigen, über den Tadel den Lessing von ihm erhält, so wie über die Missbilligung der Worte die ich vom Sardonyx brauchte, wo ich, um Weitschweifigkeit zu vermeiden, bei Anführung der verschiedenen Meinungen über die Anzahl der Lagen die einem Sardonyx gehören oder nicht gehören, von diesem Steine sagte: er dürfe nur nicht weniger als zwei Lagen haben, über die Vertheidigung des Hrn. Brückmanns, wo er S. 110. bei einer Stelle aus seiner Abhandlung über die Edelsteine von Schichten und Flecken des Sardonyx spricht, über alle diese schönen Sachen mögen die Leser urtheilen, ob sie des Druckes werth waren.

Ungegründet ist es, wenn Hr. L. M. Brückmann S. 111. von mir sagt, ich «unterscheide, den Neuern zu Gefallen, den Carneol-«Onyx von dem Sardonyx». Hatte er vergessen, oder will er es verheimlichen, was ich S. 96. (121.) meiner Untersuchung gesagt habe, wo ich die falsche Idee die man zu unsern Zeiten, sowohl mit dem alten Namen Sardonyx, als mit dem neuern Namen Carneol-Onyx verbindet, nur zu deutlich mit folgenden Worten tadele: «der, wie wir es nach unsern äusserst fehlerhaften und falschen «Benennungen auszudrücken gewohnt sind, entweder Carneol-Onyx, «oder Sard-Onyx sein kann». Wenn Hr. Brückmann mich tadelt, so trifft allemal einer von zwei Fällen ein, entweder versteht er mich nicht, oder ich habe gerade das Gegentheil von dem, was er mir schuld giebt, gesagt.

Für die Proben, die uns Hr. L. M. Brückmann S. 111–112. lehret, um nachgemachte und zusammengekittete Sardonyche, von ächten zu unterscheiden, möchte ihm schwerlich jemand danken, theils weil diese Proben dem gemeinsten Petschaftschneider bekannt sind, theils weil die feinern Kennzeichen vollkommen nachgeahmter Gemmen, die niemand von ihm zu erwarten unbillig genug sein wird, gänzlich vermisst werden.

Hr. Brückmann bemerkt S. 112, er wundere sich, dass ich nicht auch die Stelle erläutere, die er in seiner Abhandlung von Edelsteinen, vermuthlich das Haupt-Magazin wahrer mineralogischen Kenntniss, anführe, wo Plinius von Verfälschung der Edel-

steine spricht. Hr. Brückmann befindet sich hier in einer vergeblichen Verwunderung, da ich diese Stelle S. 131-133. (135-136.) meiner Untersuchung erwogen habe, und ich überlasse es andern zu entscheiden, wer von uns beiden, Herr Brückmann oder ich, über diese Stelle das Treffendere gesagt habe? Ueber eine Verbesserung dieser Stelle, wo Hr. Brückmann statt *cerauniis*, *ceraunitis* vorschlägt, wiederhole ich das, was ich oben überhaupt in Rücksicht der Kritik der Alten ihm gerathen habe.

Was Hr. Brückmann S. 113. von den alten Pasten in der Königlich-Preussischen Sammlung, die ehemals dem Baron Stosch gehörte sagt, muss sehr eingeschränkt werden. Eine grosse Anzahl dieser Pasten sind neue Glasflüsse, welche der vormalige Eigenthümer von den vorzüglichsten Steinen andrer Sammlungen und von mehrern trefflichen Werken machen liess, die er an reiche Liebhaber verkaufte.

Ob und wie man durch Speck- oder Schmerstein Cameen aus Sardonyx nachahmen könne S. 113. weiss ich nicht, ich mache mir auch vor der Hand keine grosse Vorstellung von diesen Nachahmungen, so viel aber weiss ich, dass aus Porcellanmasse sich Onyx und Sardonyx, aus vielen Ursachen, nur schlecht nachahmen lasse, obgleich Hr. Brückmann S. 114. das Gegentheil behauptet, und dass, setze ich hinzu, aus keiner Masse so täuschende Nachahmungen können gemacht werden, als aus Glas.

Herr L. M. Brückmann mag nur dann behaupten S. 116: «dass die Neuern die Alten in Nachahmung der Diamante, Rubine, «Sapphire, Smaragde, übertroffen»; wenn er die alten und die neuern Nachahmungen untereinander wird verglichen haben. Dass die Alten diese Kunst in einem hohen Grade besassen, erhellt aus den Zeugnissen ihrer Schriftsteller.

Die Beschreibung einer Art Mosaik S. 116. aus äusserst dünnen Glasstäben, gehörte nicht hieher, und wenn sie selbst italiänischen Antiquaren oft unbekannt ist, so sagt Hr. Brückmann weiter nichts, als dass die Kenntniss dieser italiänischen Antiquare, die er meint, nicht weit her war. Hr. Brückmann schreibt, er kenne kein Buch, in welchem sie auf eine lehrreiche Art beschrieben wäre. Winkelmann gedenkt ihrer, in seinen Anmerkungen zur Geschichte der Kunst, und was Hr. Brückmann sucht, kann er viel-

leicht in einem Büchlein finden, das nicht für Gelehrte geschrieben ist—in einem der ersten Jahrgänge des Gothaischen Taschenkalenders! Diese Glasarbeiten enthalten aber äusserst selten etwas Schönes, und nur wenige sind auch nur in einiger Rücksicht erträglich.

Wenn Hr. Brückmann sich genauer über den Stein des Polykrates, den ich nicht, wie er einen Achat nennen möchte, unterrichten will, von dem er S. 117. manches Unstatthafte und Falsche sagt, so rathe ich ihm, die reichhaltige Abhandlung des Herrn Millin darüber nachzulesen.

Hätte ich des Grafen von Veltheim Schrift über die Reformen in der Mineralogie gelesen gehabt, als ich die Untersuchung über den Sard, den Onyx und den Sardonyx zum Druck absandte, wie mir Hr. Brückmann schuld geben will, so würde ich das Falsche, Schiefe und Halbwahre, das er daselbst über die Unächtheit der antiken Sardonyx-Gemmen vorbringt, zu zeigen nicht unterlassen haben.

Wenn Hr. L. M. Brückmann S. 121. behauptet: die Alten hätten den arabischen Sardonyx auch zu Cameen verwandt, so muss ich wiederholen, dass er nicht weiss wovon er spricht. Hätte er, wenn auch nur eine oberflächliche Kenntniss des indischen und des arabischen Sardonychs, so würde er so etwas nicht sagen, hätte er aber nur etwas von seiner gepriesenen guten Logik, so würde er nicht gesagt haben, S. 121: «Mariette hat indessen gar «nicht unrecht, wenn er behauptet, dass der arabische (Sardonyx) «sich sehr gut zu Cameen schicke, wie denn dergleichen in man-
«chen antiken Sammlungen zu sehen sind». Hr. Brückmann weiss also nicht allein, dass dergleichen Cameen vorhanden, er hat sie auch selbst gesehen! Dennoch sagt er sogleich, nach den angeführten Worten: «Wenn wir den Sardonyx des Scipio jetzt noch «sehen könnten, wüssten wir vielleicht nicht zu bestimmen, ob er «in Indien, oder in Arabien, gefunden sei». Aus diesen und aus den vorhergehenden Anmerkungen, so wie aus dem was er S. 89. vorträgt, muss man folgende Quintessenz, als das Glaubensbekenntniss des Hrn. Brückmann ziehen: «es ist vielleicht nicht möglich «die arabischen Sardonyche von den indischen zu unterscheiden: «es giebt Cameen aus arabischem Sardonyx, die ich von andern «aus indischem Sardonyx unterschied, obgleich es unmöglich ist

«den indischen vom arabischen Sardonyx zu unterscheiden; und «ich habe selbst welche in antiken Sammlungen» (doch nicht in denen des Mithridates und Caesar?) «gesehen, obgleich es keinen «arabischen Sardonyx für mich giebt, da ich ihn unmöglich von «andern Sardonyx-Arten zu unterscheiden verstehe». Wer möchte hier wohl bestimmen können, was der Hr. L. M. glaubt, da er es selbst nicht weiss!

Gegen §. LI. S. 121-122. erinnere ich, dass weder Herr Millin, noch ein andrer gelehrter Franzos, behaupten werde, Sardoine sei öfter als Sardonyx im Gebrauche, um den Sardonyx der Alten zu bezeichnen, oder dass man diesem Steine mit Recht den Namen zueigne, der blos dem Sard zugehört. Ich wende aber nichts dagegen ein, dass wir von einem so allgemein geachteten Gelehrten wie Hr. Millin, noch viel Lehrreiches, Treffliches und Neues erwarten dürfen, und wir haben ihm die Bekanntmachung so manches alten Denkmals, so vieler treffenden Auslegungen schon zu danken.

Ueber meinen Tadel mehrerer Schriftsteller, welche vom Onyx und Sardonyx schrieben, ohne die Nachricht des Plin gehörig in Erwägung zu ziehen, bemerkt Hr. Brückmann S. 122: «Doch «wie viele liessen sich noch solcher Schriftsteller anführen, die «blos als Antiquare und nicht als Steinkenner und Mineralogen geschrieben und geurtheilt haben». Hat Hr. Brückmann etwas vergessen, was ich von Allem bemerkt habe, das man in den Werken älterer und neuer Mineralogen über die streitigen Steine antrifft, und dass gerade die ältern und neuern Mineralogen und vorgeblichen Steinkenner oder Sammler diejenigen waren, welche für die Ursache aller Verwirrung anzusehen sind? Warum will er die Schuld auf die Antiquare wälzen, die ja ihre Irrthümer nicht selbst erfanden, sondern sie auf Treu und Glauben von den Mineralogen als reine Wahrheit annahmen? —

Die Beschreibung die uns Hr. Brückmann vom Sardachate S. 123. giebt: «ein Achat, dessen grösster Theil aus Sard besteht», ist grundlos, und, das Unphilosophische derselben abgerechnet, könnte man sie eben so gut auf den Sard selbst anwenden. Dabei finde ich es sehr befremdend, dass er, der mir oben S. 20. vorwarf, ich nehme den Achat als das Geschlecht der Sarde an, hier gerade

dasselbe thut! Was ich oben aus guten Ursachen that, tadelte er aus der ihm eignen Einseitigkeit; da er nun aber nachher dieselbe Meinung, obschon nicht aus meinen Beweggründen, annimmt, so giebt er deutlich genug zu erkennen, wie wenig er geschickt sei als Mineralog schreiben und auftreten zu können! Was Achat aber sei, mochte ich in meiner Untersuchung nicht berühren, weil ich nicht für Anfänger schrieb, und weil ich mein Buch nicht durch bekannte Dinge verdicken wollte.

In Rücksicht der Bemerkung des Hrn. Brückmann S. 124: «er besitze einen als Camee geschnittenen arabischen Sardonyx», frage ich ihn, so falsch auch schon eine solche Voraussetzung ist: wie kann er dieses wissen, da er an mehreren Orten S. 89. und 121. es für unmöglich hält, den indischen vom arabischen Sardonyx zu unterscheiden? Weil aber vor mir niemand von antiken Gemmen aus arabischem Sardonyx gesprochen, so hat sich Hr. Brückmann doch meiner Entdeckung zu bedienen und seinen Sardonyx einen arabischen Sardonyx zu taufen für gut befunden, nur schade dass er vergessen hatte, was ich eigentlich von diesem Steine gesagt, und in der Uebereilung arabischer Sardonyx auf seinen Camee geschrieben, warum? weil die untere Schicht dunkelbraun war!

Im LVI. §. S. 124. erwähnt Hr. Brückmann wieder arabische Sardonyche, ja was noch mehr ist, arabische Sardonyche in rohem Zustande, die er in Steinsammlungen getroffen haben will, da es zuverlässig weder Alterthumskenner noch Naturforscher giebt, die sich rühmen könnten, den Stein den ich unter arabischen Sardonyx verstehe, als ein rohes Natur-Erzeugniss gesehen zu haben. Er sahe sie, obgleich es nicht möglich sein soll, diesen Sardonyx von einem indischen zu unterscheiden. Auch wiederholt Hr. Brückmann daselbst den Vorwurf über die Stelle, wo er glaubt ich behaupte der indische Sardonyx werde nicht mehr in den Ländern gefunden, aus welchen ihn die Alten erhielten, ein Unsinn an den ich nicht denken konnte, da ich S. 104-105. (124.) meiner Untersuchung mit Veltheim die Orte angebe, wo man diese Steine höchstwahrscheinlich wieder auffinden könne. Wenn man ein Buch widerlegen will, so sollte man doch vorher billig sich erst fragen, ob man es auch verstehe? —!

Wenn ich S. 153. (144.) meiner Untersuchung bemerke, dass die grössten Meisterstücke der Glyptik von den Alten in die schönsten und durchsichtigsten Steine geschnitten sind, habe ich dadurch geläugnet, dass die Griechen auch in trübe und weniger schöne Steine gegraben, wie mir Hr. Brückmann S. 125. vorwirft? Sollte er wohl träumen können, ich halte die vorhandenen Gemmen der Alten alle für Meisterwerke der Glyptik? Alles was er also dagegen erinnert und zusetzt, ist theils falsch, theils überflüssig.

Was er S. 126. vom Abdrücken der Edelsteine, gegen den Plin, und meine eignen Wahrnehmungen, erinnert, ist falsch, und auch eine geringe Erfahrung hätte ihn vom Gegentheile überführen müssen. Wenn er auch dem Plin und seinen Quellen alle Kenntnisse der neuern Mineralogen, sogar bis zu den äusserlichen Unterscheidungszeichen, abspricht, so wird er doch wohl nicht behaupten wollen, dass die Alten nicht sollten gewusst haben, welche Steine sich am besten im weichen Wachse abdrücken, und welche dasselbe am besten fahren lassen? Was er von dem Electrischen einiger Steine gegen mich anführen will, ist eben so grundlos; eine blosse Berührung, ein Druck können und müssen natürlich, bei verschiedener Temperatur der Luft, eben die Wirkung haben, als das Reiben, und Hr. Brückmann wird doch wohl nicht die Gemmen durchs blosse Betrachten, und ohne sie anzurühren, abzu- drücken, für möglich halten? Auch kann ich ihn versichern, dass das Schwierige im Abdrücken mancher Steine gerade in keiner Masse so sehr statt finde, als in dem weichen Wachse, und dass sich alle Steinarten in Rücksicht ihrer natürlichen Eigenschaften, im Siegellack leichter als in jenem abdrücken lassen. Hr. Brückmann irrt sich also gar sehr, wenn er S. 126. glaubt, dass diese Schwierigkeit in Abdrücken beim weichen schwarzen Wachse ganz weg falle.

Die Bemerkungen über die Politur alter Gemmen S. 126-127. kannte man schon aus Natter, Mariette und vielen andern, sie sind daher völlig überflüssig und alltäglich.

Hr. Brückmann billigt §. LVII. S. 127. meine Anmerkung über die unbestimmten Namen so vieler Steine, er behauptet davon die Ursachen in seiner neusten Schrift angegeben zu haben, wobei er sich in Wahrheit vergeblich bemüht haben würde, da ich in seiner

Schrift theils mein Eigenthum, theils bekannte Bemerkungen Anderer, theils neue Fehlgriffe, die ihm niemand wird streitig machen wollen, vorgefunden. Im Gegentheil klebt er an den alten Verwirrungen, die er so viel er vermag, mit recht vielen neuen zu vermehren sucht. Auch möchten seine Gründe, wesshalb die Alten den Onyx nie geschnitten, schon deswegen nicht viel taugen, weil der Onyx des Herrn Leib-Medicus eine ganz andere Sache ist, als der Onyx des Theophrast und des Plin, und nur von den Steinen dieser Schriftsteller, nicht aber von den Steinen des Hrn. Brückmann, muss derjenige sprechen, der über die Gemmen der Alten Bemerkungen liefern will.

Im LVII. §. S. 127. berührt Hr. Brückmann meine Herleitung des Namens Niccolo, von Onice, «eine Ableitung», sagt er, «die «mir immer wahrscheinlich gewesen ist». Wenn war diese Herleitung dem Hrn. L. M. wahrscheinlich? Vielleicht vor zwanzig und mehr Jahren? Oder war sie ihm erst wahrscheinlich als er sie in meiner Schrift las? Wäre das erstere der Fall, warum leitet Er mit Zuversicht S. 93. Niccolo von Occhio ab? Oder sind sie ihm beide zugleich wahrscheinlich?!

Hr. Brückmann führt S. 127-128. meine Worte an, in welchen ich das Vorgeben widerlege, es werde der arabische Sardonyx nie, als nur in der gewöhnlichen Grösse der Ringsteine gefunden. Er wirft mir auf diese Bemerkung ein: «aber sind denn nicht alle «grosse Sardonyche, wo sie auch gefunden sind, eine Seltenheit»? Ja wohl! aber daran zweifelte ich nicht. Wenn ich sage: die geschnittenen arabischen Sardonyche sind gewöhnlich klein, viel kleiner als die Gemmen aus indischem Sardonyx, aus Sard und aus andern Steinen; behaupte ich da, ein indischer Sardonyx von beträchtlicher Grösse sei ein alltägliches Ding? Sage ich da nicht völlig klar und bestimmt, grosse arabische Sardonyche sind seltener als eben so grosse, und als noch grössere, aus Indien? Herr Brückmann wird doch nicht verlangen, dass, da ich für denkende Leser schrieb, ich Seiten mit Dingen hätte anfüllen sollen, über welche für sie ein paar Worte hinreichten?

Hr. Brückmann will im LVIII. §. S. 128. eine Uebersicht der, wie er sich einbildet, von ihm abgehandelten, und nun von ihm endlich richtig beschriebenen Steine, geben. «Vom Sarder» sagt

er, «nehme man an, dass er roth, schwarz(?), schwarzgrau, braun, «braunroth, gelb und gelbroth sei». Woher diese Zuversicht? In seiner Abhandlung von Edelsteinen, und in seinen Bemerkungen zu Lessings Collectaneen, hiess es ja: «Zwischen Sarder und Carneol ist kein Unterschied. Carneol oder Sarder ist ein halbdurchsichtiger rother Edelstein». Gestehe es also der Hr. Leib-Medicus nur immer, dass er die richtigern Begriffe, die er in seiner neusten Schrift, obwohl nur zu oft mit widersprechenden Sätzen, aufstellt, meiner Untersuchung zu verdanken hat.

Wenn nun aber eine Uebersicht der abgehandelten Steine gegeben werden sollte, so leisten die paar Zeilen, die der Hr. Leib-Medicus in drei Sätzen giebt, so viel als nichts.

Weil ich aber nie die Meinung oder die Arbeit eines Andern so leicht verwerfe, ohne Gründe, oder, wenn es in meinen Kräften steht, und es am schicklichen Orte angebracht ist, etwas Besseres zu geben, so nehme der Hr. L. M. mit folgender Uebersicht vorlieb, in welcher nicht, wie er es gethan, blos die schlechtesten Arten, auch vom Sarde nicht blos der halbdurchsichtige und der rothe, sondern durchgängig die vollkommensten und edelsten Gattungen, und nach ihnen erst die weniger edlen, vollständig, so wie sie die Alten kannten, aus Theophrast und Plin, aufgezählt sind. Da mit Untersuchungen über die Gemmen der Alten, alle die schlechten Gattungen die wir jetzt von unsern Steinen in Europa auffinden, der Trost und der Stolz manches Sammlers, nichts zu schaffen haben, so überlasse ich es dem Gutbefinden eines jeden der dazu Lust hat, die Seltenheiten dieser Art aus seiner Sammlung am Rande zuzuschreiben.

Gattungen des Sardes.

Jeder Sard ist entweder

- 1) roth, oder weiblich. Oder
- 2) gelb, bräunlich oder männlich. Die Mischungen dieser Farben mögen im Sard sein, wie sie wollen, so wird es nie schwer

halten, dem Steine das Geschlecht anzuweisen, zu dem er gehört.

In Rücksicht des Vaterlandes, und der Schönheit des Sardes, giebt es folgende Arten:

- 1) Sard aus Babylon. Dieser war der vorzüglichste und schönste.
- 2) Sard aus Indien. Ueberhaupt sehr schön, klar, durchsichtig, und voll Feuer. Von ihm kannte man dreierlei Arten:
 - a) rothen,
 - b) gelben, oder bräunlichen, und
 - c) Demium, eine geringere Gattung.
- 3) Sard aus Persien. Ward noch vor Plins Zeiten, man ist ungewiss wie lange, nicht mehr daselbst gefunden.
- 4) Sard aus Sardes.
- 5) Sard aus Arabien. Weniger klar und durchsichtig.
- 6) Sard aus Aegypten. Die gelben und gelb-braunen übertrafen an Durchsichtigkeit und Feuer die Rothen.
- 7) Sard aus Parus.
- 8) Sard aus Assus.
- 9) Sard aus Epirus.

Gattungen des Onyx.

Was hier von den Farben gesagt wird, ist von der Grundfarbe zu verstehen, auf und in welcher sich weisse Flecken, Adern und Streifen herum ziehen.

I. Indischer Onyx.

Die Sard-Lage besitzt Feuer, und die Streifen und Adern sind milch- und markig-weiss.

- 1) Rother oder feuerfarbner Onyx,
- 2) Dunkelbrauner Onyx,
- 3) Hornähnlicher Onyx.

II. Arabischer Onyx.

Die Sardlage ist dunkelbraun, scheint beinahe ganz schwarz, und undurchsichtig zu sein. Die weissen Adern sind blendend und schimmernd weiss.

Gattungen des Sardonyx.

Was die Farben betrifft, so gilt von den Gattungen des Sardonyx alles, was vom Onyx gesagt ist.

I. Indischer Sardonyx,

Besitzt in den Sard-Lagen, alle Farben des Sardes, und alle Uebergänge der Farben dieses Steins, eben auch das Feuer desselben. Seine weisse Schicht ist milch- oder markigweiss. Von ihm giebt es drei Arten:

- 1) Sardonyx mit gelblichem, braunem oder dunkelbraunem Sard.
- 2) Sardonyx mit rothem Sard.
- 3) Sardonyx mit gelblichem, braunem oder dunkelbraunem, und mit rothem Sard. Ein Sardonyx der beide Geschlechter des Sard besitzt.

II. Arabischer Sardonyx.

Die Sardlage ist ganz dunkelbraun, beinahe schwarz, und fast ganz undurchsichtig an den schönsten Steinen. Die weisse Lage blendend und schimmernd weiss, auch mehr oder weniger, zum Theil durch den dunkeln Grund, himmelblau und hell-ultramarinfarben.

Armenischer Sardonyx.

Wie sich aus Plins Stelle vermuthen lässt, dem indischen ähnlich, von nicht schlechter Beschaffenheit, nur war die weisse Schicht bleich.



Von den neuen, wie ich bemerkte, unzulässigen Benennungen der Steine, die Herr L. M. Brückmann S. 128 - 129. noch statt finden lassen will, ist keine einzige für zuverlässig zu halten.

Wie abgeschmackt der Name Carneol-Onyx sei, erhellt aus meiner Untersuchung, weil man bei demselben nicht weiss, ob rother Onyx oder Sardonyx mit einer rothen Schicht gemeint sei, und dieser Zwittername stets einen falschen Begriff mit sich führt, da Onyx roth oder braunen Sard besitzen muss, im Carneol-Onyx man also den Sard zweimal erwähnt. Denn dass es jemand geben

könne der, dem Theophrast und allen Griechen zum Trotz, und mit Verläugnung aller Ansprüche auf Beurtheilung, blos aus Gefälligkeit gegen den Hrn. Brückmann, behaupten könne, der undurchsichtige weisse Chalcedon sei Onyx, halte ich für völlig unmöglich.

Chalcedonyx, von dem der Herr L. M. S. 129. selbst nicht zu wissen scheint, was er von ihm zu halten habe, da er den Chalcedon auch für Onyx anzunehmen Lust hat, sich also nothwendig, weil er diesen Namen dennoch gelten lassen will, unter Chalcedonyx einen zweifachen Onyx, welches eben so viel wäre als eine Ascension montante der Pariser Luftspringer, denken muss, ist ein Unding gleicher Art, als die andern von mir getadelten Namen der Steine. Uebrigens aber hätte ich von einem Mineralogen, der in dem Tone spricht wie Herr Brückmann, nicht folgende Bemerkung S. 129. erwartet. «Bei beiden» (beim Onyx und Chalcedon) «kommt es wieder darauf an, ob die Lagen dicker oder dünner, und folglich mehr oder weniger durchscheinend sind. Hat der Onyx eine gewisse Dicke, so ist er gar nicht durchscheinend, oder doch nur, wenn er gegen die Sonne oder Lichtflamme gehalten wird». Wer ein halbes Dutzend alte Cameen, oder einige rohe Stücke schönen indischen Sardonychs, den man freilich selten in Mineralien-Sammlungen findet, gesehen, weiss, dass die Dicke der weissen Schicht keinen Einfluss auf ihre Durchsichtigkeit hat. An indischen Sardonychen, welche die Griechen zu ihren Werken gewählt, oder die auch unter den Kaisern bearbeitet worden sind, ist die weisse Schicht völlig undurchsichtig, und wenn sie auch so dünn über den dunkelbraunen abgeschliffen und verarbeitet ist, dass sie kaum die Dicke des feinen Papiere zu haben scheint, wie man zum Beispiel, damit es nicht scheine als wolle ich blos widersprechen, an dem trefflichen Steine mit dem Opfer des Priap, (Descr. du Cab. d'Orl. I. pl. 76.) und an dem schönen Brustbilde des August (Ebendasselbst To. II. pl. 24.) bemerken kann. Wäre aber Hrn. Brückmanns Bemerkung gegründet, so würden die Cameen des Alterthums ihrer vorzüglichsten Schönheiten beraubt sein. Die dem Sardonyx von Hrn. Brückmann beigelegte Eigenschaft, wird übrigens blos an den geringern Gattungen dieses Steins, und vorzüglich an den abendländischen gefunden.

Jasponyx ist aus eben den erwähnten Ursachen unzulässig. Er ist es aber auch aus einem andern Grunde. Als ich den Wunsch äusserte, die Namen Achat-Onyx, Chalcedonyx und viele andere, in keinem Werke über die Gemmen der Alten ins künftige zu lesen, so war es, weil sie widersinnig sind. Jasponyx ist es zwar auch, weil er Jaspis mit weissem undurchsichtigen Chalcedon, der kein Onyx ist, bedeutet, er ist es aber noch ferner aus der Rücksicht, weil der Stein, den unkritische Schriftsteller so nennen, niemals von den Alten geschnitten worden ist. Man muss folglich den Hrn. L. M. bitten, auch diesem Steine, unter diesem Namen, keine Stelle weder in seiner Mineraliensammlung, noch in den Werken über die Gemmen der Alten in der Folge zu vergönnen.

Achat-Onyx dürfte nicht länger, weder in Mineraliensammlungen, noch in Werken über die Glyptik, geduldet werden, und zwar aus den von mir in der Untersuchung S. 159-160. (146-147.) Anm. und in den Bemerkungen über die eben erwähnten Steine beigebrachten Gründen, die ich sehr leicht mit neuen vermehren könnte, nicht aber darum weil, wie Hr. Brückmann, S. 129-130. sagt: «dabei Achat mit Achat verbunden, und folglich ein unge-reimter Zwittername entstehen würde». Diese Ursache reicht nicht hin, diesen Namen zu verwerfen, weil sonst mancher andere Name, dem die Alten das Bürgerrecht ertheilt, eben so gut durchstrichen werden müsste. Diejenigen Benennungen der Steine bei den Alten, von welchen wir so bestimmt wie vom Sard, vom Onyx, und vom Sardonyx, wissen, was sie darunter verstanden, können, wenn man will, nur dann verworfen werden, wenn man im Stande sein wird, dem Reiche der Fossilien, eine neue und philosophische Nomenclatur zu geben. Ehe man dahin kommt, hüte man sich blos Steinen, welche die Alten unter ihren bestimmten Namen kannten, neue Benennungen zu ertheilen, und dadurch die in so vielen Theilen der alten Lithologie obwaltenden Verwirrungen mit neuen zu vermehren. Behaupten wie Hr. Brückmann S. 130: «Den Sard-onyx, besonders wenn er mehrere als drei und vier Lagen hat, «und dessen Farben mehr oder weniger regulär und in einander «laufend (!) sind, könnte man mit mehrerm Recht einen Achat nen-nen, als den einfarbigen Onyx oder Chalcedon»; — heisst neue Verwirrungen der grössten Art auf die alten häufen, und solcher

Aeusserungen sollte sich doch jeder, der als Schriftsteller, oder gar als Mineralog, öffentlich auftritt, billig enthalten, es müsste ihm denn der Beifall oder ein bedenkliches Kopfschütteln seiner Leser völlig einerlei sein!



Prüfung der Einwürfe gegen meine Bemerkungen im Anhang.



Es würde überflüssig sein, auch nur ein Wort über Hrn. L. M. Brückmanns Behauptung S. 231. dass *candidae venae oculi modo, intervenientibus quarundam oculis obliquis venis, und Zonae*, reguläre Figuren und Zeichnungen anzeigen, zu verlieren. Hierüber zu urtheilen wird nichts erfordert, als ganz gewöhnliche Beurtheilungskraft. Wer diese verläugnen sollte, den wird weder Theophrast noch Plin, noch irgend jemand auf richtige Begriffe zurückbringen können.

Die leichteste Art einen alten Schriftsteller zu behandeln ist die, wenn man ein Wort das man nicht versteht, und auf keine Art zu erklären weiss, ohne Umstände wegstreicht, und ein andres nach Gutdünken hinsetzt. Ein Verfahren das jederzeit das Gegentheil von einem wahren Kritiker verräth. Hr. L. M. Brückmann giebt uns S. 132. ein solches Beispiel, wo er in den Worten des Plin, *carnosas esse indicas*, statt *carnosas, corneas* lesen will; warum? — weil Plin sich derselben Worte in der Folge bedient. Als wenn deswegen Plin auch vorher dasselbe Wort geschrieben haben müsste! Ein schöner Grund um zu verbessern. Ich hatte im Anhang S. 166. (149.) Anm. 11. gesagt, das Wort könne auf verschiedene Art verstanden werden; ich sage aber auch dabei, dass, aus in der 12. Anmerkung angeführten Ursachen, dieses Wortes Erklärung wenig zur Sache und zum Zweck beitragen könne. Um aber Hrn. Brückmann zu zeigen, wie unnöthig seine Emendation sei, versichere ich ihn, dass es in dieser Stelle des Wegstreichens gar nicht bedarf, weil aus andern Stellen desselben Schriftstellers

sich ergibt, dass Plin im Griechischen des Satyrus ein Wort mit *Carnosas* übersetzte, welches wahrscheinlich eine geringere Durchsichtigkeit anzeigte. Vom Terpentin aus Cypern, der honigfarben war, sagt Plin B. XIV. C. 20. S. 25. p. 726: *est enim melleo colore carnosus*, und nochmals B. XX. C. 6. S. 32. p. 332. *cypria carnosior, sicciorque*. Schwerlich könnte man diesem Worte, in diesen Stellen, und in der obern vom Onyx, eine andere Bedeutung geben, als die einer geringern Durchsichtigkeit, und es würde eben so abgeschmackt sein, unter dieser Eigenschaft des vorgeblichen Onyx des Satyrus, eine Fleischfarbe des Steins, wie Denso (Plinius Naturgesch. II. Th. S. 839.) glaubte, angezeigt zu finden, als dieses Wort gänzlich wegzustreichen. Ich wiederhole aber, dass dieses Wort gar keinen Einfluss auf die Bestimmung der Eigenschaften des Onyx hat.

Was Hr. Brückmann S. 132-133. wieder von den Venis die in concentum übergehen, bemerkt, dass hier reguläre Zeichnung gemeint sei, kann nicht widerlegt werden und bedarf keiner Wiederlegung. Wer so die Alten versteht, mag meiner wegen an seinen Vorurtheilen kleben bleiben, und für den hatte ich nicht geschrieben.

Im Plin ist zwar nur immer von den weissen Adern und Streifen auf Sard-Grund die Rede, aber hier kann nur Hr. Brückmann einen Anstoss finden, und S. 132. hinzusetzen: «es gebe auch Zonen und Zirkel vom Sard auf weissem Grunde». Hätten Theophrast und Plin weitläufige Compilationen, wie die Abhandlung über die Edelsteine, schreiben wollen, so würden sie freilich nichts übergangen haben, sie schrieben aber nicht für Anfänger, sondern für denkende Männer, keine Lehrbücher, sondern kurze Abrisse. Die Sprachkunde des Hrn. L. M. Brückmann zeigt sich hier wieder nicht in dem vortheilhaftesten Gesichtspunkte, wenn er S. 132-133. sagt: Plin meine ohne Zweifel Onyx- und Sarder-ringe, welche bis zum Mittelpunkt immer kleiner werden, und sich oft in ein Auge von Onyx verlieren, wenn er sagt: in unum redeunte concentum. Dass Plin nicht hiervon, sondern überhaupt von der Schönheit der Farben der Onyx-Adern spricht, wie sie auch liegen mögen, und dass er hier nicht den Onyx mit dem Sardonyx vermengt, wie aus Hrn. Brückmanns Erklärung folgen

würde, bezeugen seine Worte: *Veram autem onychem plurimas variasque cum lacteis zonis habere venas; omnium in transitu colore inenarrabili, et in unum redeunte concentum suavitate grata.*

In meinen Anmerkungen des Anhangs über die Stellen vom Onyx und vom Sardonyx, habe ich alle Wiederholungen vermieden, und mich so oft auf die Seiten der Abhandlung bezogen. Was ich zur Erläuterung des Textes erinnerte, ist kurz und war unumgänglich bei dieser Uebersicht nothwendig, um sie lesbar und so viel als möglich lehrreich zu machen. Auch scheint Hr. Brückmann nicht bemerkt zu haben, dass ich dabei manches gesagt, was nicht in der Abhandlung vorkommt.

Dass Hr. L. M. Brückmann bald behauptet, er besitze selbst geschnittene, sogar erhoben geschnittene, und rohe, arabische Sardonyche, bald, es finde zwischen dem indischen und arabischen Sardonyx kein Unterschied statt, bald, es sei nicht möglich beide von einander zu unterscheiden, wodurch er seine erstere Behauptung völlig aufhebt, und offenbare Unbekanntschaft mit diesen Steinen, und das Gegentheil von seiner guten Logik, darlegt, habe ich oben schon erinnert. Daher über die Anmerkung S. 133. kein Wort mehr.

Meine Bemerkungen über die Halsbandsteine der Inder aus Onyx, Anmerkung 26, hat Hr. Brückmann S. 133–135. paraphrasirt und so viel als er konnte verwässert. Wer, ohne meine Untersuchung zu kennen, diese Stelle des Hrn. Leib-Medicus lesen sollte, müsste glauben, hier Hrn. Brückmanns eigne Gedanken und Wahrnehmungen zu finden. Allein der würde sich sehr irren. Da wo Hr. Brückmann etwas Eignes zu meinen Anmerkungen hinzusetzt, kann man überzeugt sein, etwas Schiefes oder Falsches anzutreffen. Deutlich genug hatte ich gegen Jannon de St. Laurent erwiesen, dass alle diese Perlen aus Onyx und nicht aus Sardonyx bestehen. Obgleich nun dem Hrn. Brückmann der Onyx und Sardonyx des Plin völlig einerlei ist, weil er mittelst seiner grossen Sammlung von Seltenheiten, wie die Sarde aus Sachsen, Böhmen, und der Pfalz, besser wissen muss, was die Alten unter beiden Steinen verstanden, als Satyrus, Sotacus, Zenothemis, Theophrast und Plin, so muss ich ihm doch versichern, dass ich nicht glaube,

dass er je eine Sardonyx-Perle gesehen haben kann, und dass alles, was er in seiner Stelle, indem er meine Bemerkung ausdehnt, sagt, einzig und allein von Perlen aus Onyx zu verstehen ist. Wie ich schon so oft den Hrn. Brückmann in dieser Prüfung überführt habe, dass er niemals sich mit dem Meinigen hören lässt, ohne dabei einen derben Fehltritt zu thun, so geht es ihm auch hier. Ich spreche in der erwähnten Anmerkung von mehreren Gemmen der Alten, von welchen ich nur einige namentlich anführte, welche durchbohrt sind, und höchstwahrscheinlich aus indischen Halsbandsteinen geschnitten sind. Was thut Hr. Brückmann? Nachdem er nach Möglichkeit, die Sache wieder in die alte Verwirrung zurückgeworfen, und bald von Onyx- bald von Sardonyx-Perlen (von Perlen mit Schichten, die er aber sicher, eben so wenig als Perlen aus arabischem Onyx gesehn) gesprochen, und nachdem er dem Leser der meine Schrift nicht kennt, manches Schöne und Neue gesagt zu haben, scheinen wird, setzt er S. 134-135, zum Nutzen und Frommen der Leser, folgende Bemerkungen hinzu, an die ich keinen Anspruch mache, und die ich feierlich für sein Eigenthum anerkenne: «nur ist es schade dass die mehresten dieser Kugeln, in Betracht ihrer Lagen, nicht wagerecht, sondern senkrecht, wegen der Durchbohrung, durchschnitten sind; die Franzosen nennen dergleichen Steine Pierres» (nicht so, sondern Sardoines oder Agates) «barrées, daher denn bei den mehresten ihre Lagen nur in schmalen Durchschnitten zum Vorschein kommen». Unter solchen Gemmen meint also Hr. Brückmann, wie aus der Natur der Sache folgt, entweder geschliffene, oder tiefgeschnittene Steine. Auf beide aber passt seine Bemerkung ganz und gar nicht. Denn alle durchbohrten Gemmen der Alten aus Sardonyx, dessen Lagen senkrecht durchschnitten, sind ohne Ausnahme von Scarabäen abgesägt. Die Scarabäen waren durchbohrt, und das Loch immer so nahe an der untern geschnittenen Fläche, dass nur an sehr wenigen, die Rinne desselben ohne den Stein zu verderben ganz weggeschnitten werden konnte. Alle Steine also die Hr. Brückmann anführt, sind Abschnitte von Käfern und nicht das wofür er sie hält. Hr. Brückmann mag sich also ja hüten, Bemerkungen Anderer zu commentiren, oder, was noch gefährlicher für ihn sein würde, sie gar weiter ausführen zu wollen. Würde es Hr. Brück-

mann einer Gemme, wenn sie auch nicht die geringste Spur des Käfers und kein Zeichen der ehemaligen Durchbohrung besitzt, ansehen können, ob sie zu einem Käfer gehört habe, so würde er seine Bemerkungen sicher nicht hingeschrieben haben. Wenn man so manche treffliche Cameen der Griechen findet, die auf eine dem Steine immer nachtheilige Art durchbohrt sind, so äusserte ich die Vermuthung, dass Griechen und Römer sich eines solchen Frevels sicher nicht schuldig gemacht haben möchten, theils weil der Stein dadurch an seiner Festigkeit verliert, und die Durchbohrung nach dem Schnitt, das ganze Werk hätte zerstören können, theils weil ein solches Verfahren an Cameen völlig überflüssig gewesen sein würde, da die Alten sie in Gold fassten. Diese Bemerkungen machten es mir wahrscheinlich, dass jene Sardonyche anfänglich vielleicht nichts anders als indische Halsbandsteine aus Sardonyx gewesen sein mögen, welche, in einer mit den Schichten parallelen Richtung, durchbohrt waren. An den Käfern aus Sardonyx hingegen durchschneidet die Durchbohrung der Schichten in einem rechten Winkel, und einzelne Käfer, an welchen die Schichten des Sardonyx gehörig horizontal, nicht perpendicular, liegen, dürfen nicht gegen die grosse Anzahl jener, angeführt werden. Das Loch ist übrigens an den Scarabäen nicht überflüssig, wie an den Cameen, sondern nothwendig, da alle Käfer, griechische sowohl als ägyptische, mit Ausnahme einiger der grössten ägyptischen, durchbohrt sind, um ohne weitere Einfassung, mittelst durchgezogener Schnüre, getragen zu werden. Man würde also gar keine Gründe für sich haben, wenn man annehmen wollte, die Sardonyx-Käfer wären aus senkrecht durchbohrten Halsbandsteinen der Inder gearbeitet. Grundlose Vermuthungen aufstellen, ist eben so tadelswerth, als offenbar irrige Sätze behaupten.

Hr. Brückmann bemerkt S. 135, dass ich einen rohen Sardonyx aus der Russisch-Kaiserlichen Sammlung angeführt habe, und er setzt bedeutend hinzu: «dergleichen rohe Sardonyxkiesel sind «grösstentheils lehrreicher als die geschnittenen Steine». Herr Brückmann vermengt und verwirrt auch hier, und keiner seiner Leser mag wissen, wovon er spricht. Ich erwähnte einen ungeschnittenen Sardonyx; Hr. Brückmann macht daraus einen rohen; als wenn ungeschnitten so viel heisse als ungeschliffen, und als

wenn die Inder rohe Steine durchbohrt, aber ungeschliffen sollten am Halse getragen haben! Ich spreche von einem der trefflichsten indischen Steine die man sehen kann, von einer seltenen Grösse. Hr. Brückmann spricht von zwei und drei Zoll haltenden Stücken alltäglichen Onychs mit Lagen, Ringen und Zonen, die wer weiss wo gefunden worden sind, und die er auch dem Halbkenner nicht für Steine aus dem Lande wird preisen dürfen, aus dem die Griechen ihren Sardonyx erhielten. Was helfen dem Hrn. L. M. alle Anführungen seiner Mineralien, seiner Quarzkiesel, seiner Sardonyxnieren, seiner Sardernieren, seiner schlechten Carneole, und seiner andern alltäglichen Kleinigkeiten? Auch nicht zu einer einzigen lehrreichen fruchtbaren Betrachtung hat ihn, in seiner ganzen Streitschrift, das Vorzeigen so vieler seiner Stücke geführt. Oder hat der Herr Leib-Medicus vielleicht durch dieses Vorzeigen seiner Steinchen beweisen wollen, wie er zum Schluss seiner Schrift, S. 136. bemerkt: dass «eine Bekanntschaft und Betrachtung der «rohen Steine keine unbedeutende und überflüssige Sache ist»? Bezweckte er dieses, so hat er auch hier das Ziel verfehlt. Wer in gelehrten Untersuchungen über die Steine der Alten, mit gänzlicher Verläugnung aller Ansprüche auf gesunde Beurtheilung, und auf richtige Einsicht in die alten Schriftsteller, in seiner Mineralien-Sammlung herumkramt, und, wenn von den kostbarsten und seltensten Steinen des Orients die Rede ist, Kleinigkeiten hervorzeigt, dergleichen man jetzt bei dem alltäglichsten Mineralienhändler antrifft; wer sogar bei solchem Vorzeigen verräth, dass er kaum die Anfangsgründe der Mineralogie inne hat, der ist der Mann nicht, der meine Untersuchung widerlegen und mich belehren kann. Wie sehr könnte ich den Hrn. Leib-Medicus beschämen, wenn ich seinen vorgeblichen Seltenheiten, aus den Schätzen die ich vor Augen habe, Stücke indischen Onychs von unübertreffbarer Schönheit, deren angeschliffene Flächen siebzehn und mehr englische Zoll Länge und fünfzehn Zoll Breite halten; und Colosse andrer indischen Steine entgegensetzen wollte! Doch wem würde daran etwas liegen, und wer würde an der Beschämung des Herrn Leib-Medicus ein Vergnügen finden? Nur scheint es mir mitleidenswerth, dass Hr. Brückmann in seinem Kleinsinn vermuthet, dass, weil ich solche Säckelchen nicht erwähne, die er beschreibt, und mit

Wichtigkeit preist, diese mir völlig unbekannt und fremde sein müssten, und dass er durch das Vorzeigen dieser alltäglichen Erbärmlichkeiten zu beweisen scheint, dass er die Existenz der Steine indischen Ursprungs, aus für uns jetzt unzugänglichen Gruben, in ihrem rohen Zustande, nicht einmal ahnet!

Ueber die Druckfehler, Zusätze und Verbesserungen.

Die Verbesserung S. 137. des oben nach Verdienst gewürdigten Μορέα, wovon das Morion seinen Namen erhalten haben soll, in Μορον, bei welcher der Hr. L. M. das Ansehen haben will, als verbessere er nur einen Druckfehler, giebt uns zwar eine Etymologie, die nicht so sehr abgeschmackt und lächerlich ist, als jene, um aber als Etymologie gelten zu können, fehlt ihm weiter nichts, als Alles.

Hr. L. M. Brückmann sagt ebendasselbst, «dass die mehrsten «Feuchtigkeiten die Farbe und den Glanz vieler Edelsteine erhöhen, «und alsdann das leisten, was die Politur leistet». Das Ansehen welches einige der weniger harten Steine auf diese Art erhalten können, darf nicht mit der Politur verglichen werden, welche dem Steine weder eine höhere Farbe noch mehr Durchsichtigkeit geben kann. Dass Plin von einem Verfahren spricht, trübere Steine klarer und durchscheinender zu machen, und nicht von der unnützen Spielerei, wodurch man in einigen unedlern Steinen auf eine kurze Zeit eine kleine Veränderung zuwege bringen kann, versteht sich auch aus ähnlichen Stellen dieses Schriftstellers von selbst, wenn man auch dabei die Wahrheit seines Vorgebens eben nicht für ausgemacht annehmen will. Dass Hr. Brückmann die Stelle des Plin, wo er von diesem Einflusse spricht, welchen einige Feuchtigkeiten, und vorzüglich das Oel, auf die Sarde haben sollen, ganz missversteht, habe ich schon oben, zur 28. S. erinnert. Hier setzt Hr. L. M. Brückmann S. 137. einen neuen Irrthum hinzu, da er glaubt, dass in der Stelle: nec ullae translucentium tardius suffuso humore hebetantur, oleoque magis quam alio liquore, «die Worte: tardius hebetantur, deutlich genug sagen «sollen, dass die Steine auf kurze Zeit, bis die Feuchtigkeit sich «verlohren, etwas durchscheinender und glänzender, hernach aber

«wieder trüber werden». Denn Plin bemerkt in dieser Stelle, dass man am Sard die Wirkung gewisser Feuchtigkeiten, und namentlich des Oels, später erfolgen sehe, als an andern Steinen, welches ein ganz anderer Sinn ist, als der, den Hr. Brückmann darinnen fand.

Was Albrecht Dürer in Thonschiefer mit dem Messer geschnitten, hätte weder S. 88. noch S. 137. in einer Schrift gegen meine Untersuchung angeführt werden sollen, da diese Sache gar nicht hieher gehört. Eben so wenig stehen die bekannten Dinge an ihrem Ort, die Hr. Brückmann über den Labrador S. 137-138. vorbringt, auch scheint mir der Name Pierre de Russie, für den Labrador aus Russland, eben nicht sehr deutlich und bestimmt zu sein.

Die Bemerkungen S. 138. über den getropften Sard stehen hier am unrechten Ort, und enthalten Erscheinungen die den Mineralogen bekannt genug sind. Wollte Hr. L. M. Brückmann eine Widerlegung meiner Schrift liefern, warum bringt er hier fremdartige Dinge vor? Wollte er aber zugleich eine neue Abhandlung über den Sard, den Onyx und Sardonyx schreiben, warum sagt er nichts als schon bekannte Dinge, warum beschreibt er alltägliche Steine, die jedermann kennt, und fast jeder Liebhaber, wenigstens eben so gut als er, in seiner Sammlung besitzt, und warum kennt er so manche merkwürdige Stücke von den beschriebenen Steinen nicht, die man theils im Abend - theils im Morgen-Lande findet, da wir von ihm Wahrnehmungen und Erläuterungen von indischen und kostbaren rohen Steinen nicht erwarten wollen, und nicht erwarten können?

Nachdem man sich mit vielem Ueberdruß durch die 138 Seiten lange Schrift des Hrn. Leib-Medicus hindurchgearbeitet hat, und beim Schlusse alles das gefunden zu haben gesteht, was uns auch schon eine flüchtige Uebersicht der ersten Seiten erwarten liess, scheint Hr. Brückmann, durch den Satz, mit welchem er den Streit beschliesst, mittelst einer jählingen Wendung, dem dankbaren Leser den Rücken zuzukehren, indem er auf eine nicht sehr zweideutige Weise ihn versichert, dass er nur sein Spiel mit ihm gehabt, sich bloß als Klopffechter habe zeigen wollen, und dass er viel Lust habe, die richtigere Festsetzung des Onyx und Sardo-

nyx, aus dem Plin, anzunehmen. Könnte man etwas anders glauben, wenn man seine Worte liest S. 138: «Wenn in der Benennung Onyx und Sardonyx nicht blos die Benennung der Steinart enthalten wäre, so hätte die Behauptung des Verfassers der Untersuchung noch einigen Grund, dass er den Onyx als eine Verbindung aus irregulären Sarder und Onyx (sollte heissen, weissen Stein), und den Sardonyx als eine Verbindung aus regulären Lagen dieser Steinarten annimmt». Welche Beweise konnte Hr. Brückmann geben, das Onyx weiter nichts als undurchsichtiger weisser Chalcedon sei? Wie kann er hier seinen eignen Behauptungen S. 52–53. und 131. widersprechen, wo er gar nichts von irregulären Figuren wissen, wo er Adern, Flecke und Augen für eben so reguläre Figuren hält, als Schichten und Zirkel, und wo er in Theophrasts und Plins Worten gar eine schmutzige Vermengung, oder Mittelfarbe, finden will? Wie kann er also hier von regelmässigen und unregelmässigen Figuren sprechen? Sind die Aussagen den Theophrast und des Plin nicht völlig klar, und kann man in ihnen etwas anders finden, als ich darinnen fand? Da nun bei dem Hrn. Leib-Medicus die Beschreibungen des Onyx und des Sardonyx in den Alten, nichts gelten, und er geradezu behauptet, der Stein des Theophrast braun und weiss, und Plin sardfarben und weiss nennen, sei schlechterdings weiss, und der Onyx und Sardonyx des Plin sei völlig einerlei, weil Plin in der Beschreibung des Onyx, eben so deutlich von regulären Verbindungen spreche, als im Sardonyx — warum die Bemerkung: «Wenn in der Benennung Onyx und Sardonyx nicht blos die Benennung der Steinart enthalten wäre, sondern zugleich einer regulären und irregulären Form oder Lage der Steinart, hätte meine Behauptung noch einigen Grund». Nicht doch! Wenn Hr. Leib-Medicus Brückmann bewiesen haben wird, dass Theophrast und Plin gelogen, so mag er sich seines Siegs über mich rühmen, so lange er aber jenen Vorwurf bloss behaupten, aber nicht erweisen wird, so lange erlaube er, dass der gesündere Theil seiner Zeitgenossen die Achtung beiden Schriftstellern, dem Theophrast und dem Plin, ungeschmälert fortdauern lasse, die sie seit so vielen Jahrhunderten genossen haben.

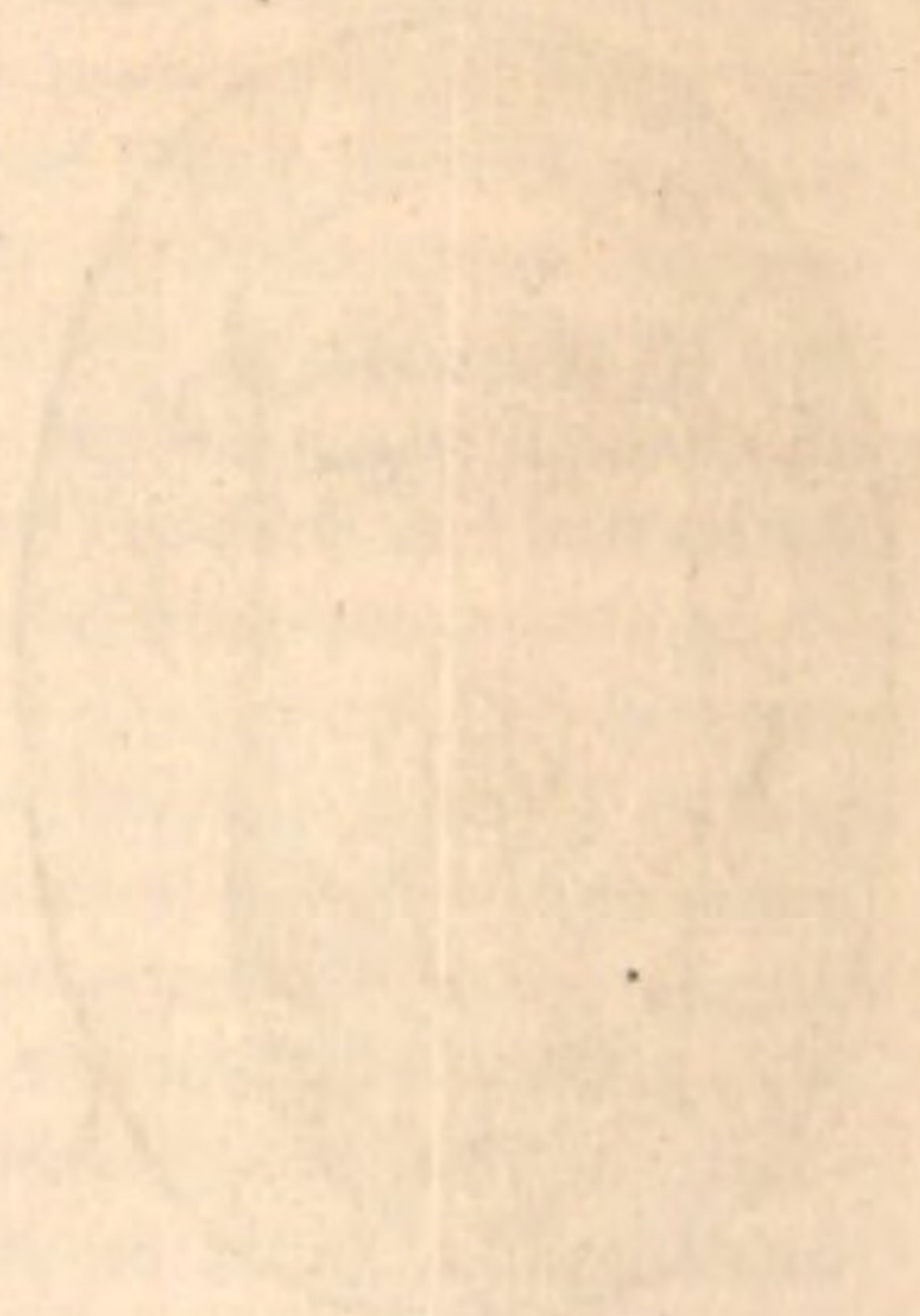
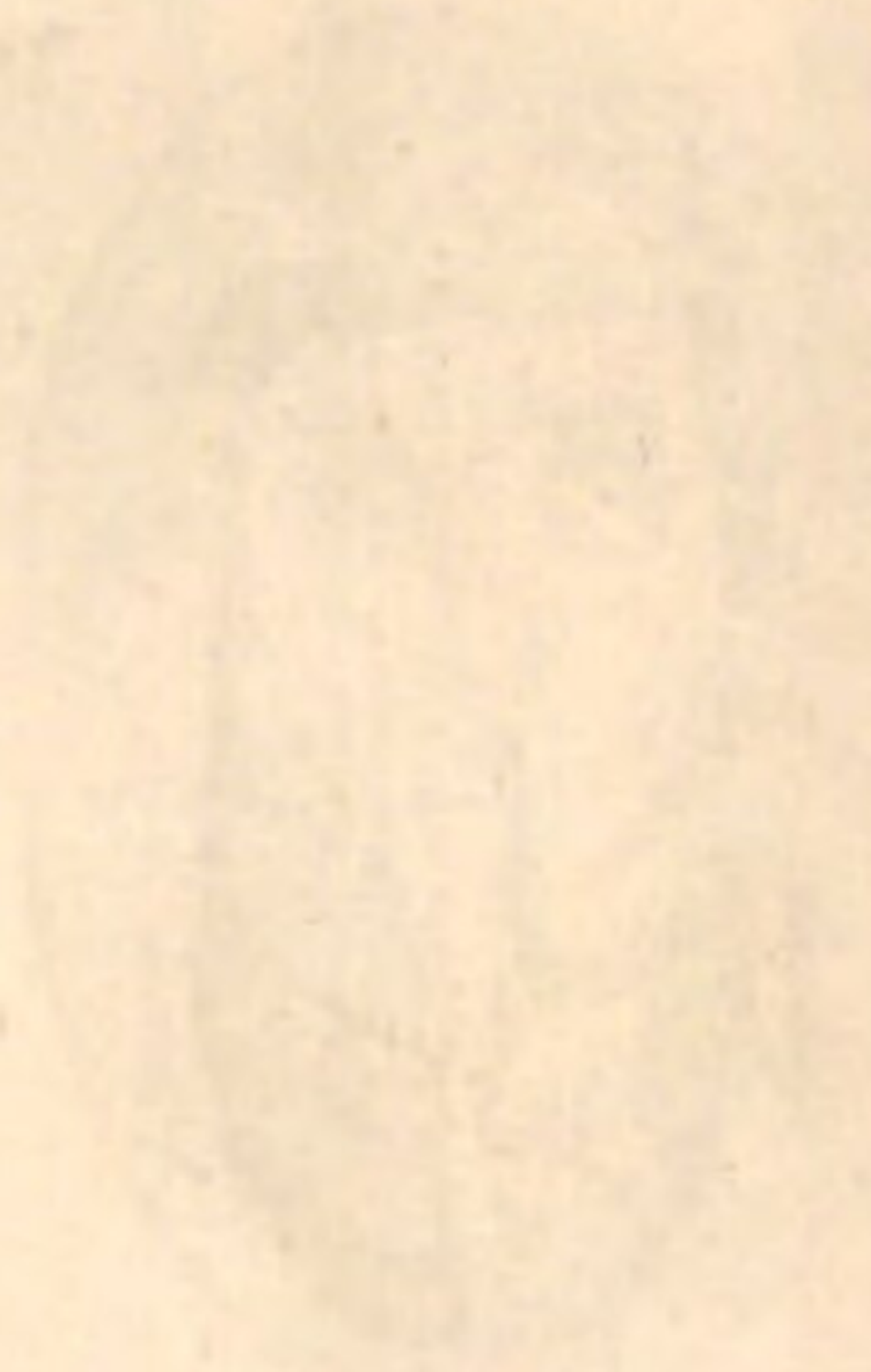
I



IV



GEMMÆ
CŒL
EX M
CATHA
AVGV



LIBRARY
OF THE
BIBLIOTHECA
MUSEI HISTORICI
ROMAE



Köhler, Heinrich Karl Ernst <<von>>,

H. K. E. Köhler's gesammelte Schriften

Bd.: 4

St. Petersburg 1851

Arch. 71 da-4/5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10256991-4